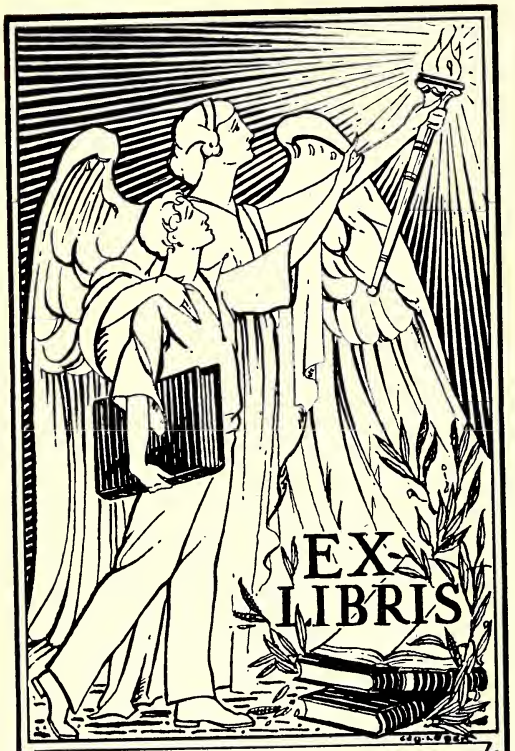
Aus Blindennacht ins Sonnenland der Kunst

Erlebtes und Erlauschtes
aus dem Geistesschaffen
meiner Schicksalsbrüder

Gesammelt und herausgegeben von
Dr. Moriz Brichta

Textbilder von A. Kreß.

Verlag der Vereinigung Kunstgemeinschaft der Blinden in Wien



AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

C. 1

Aus Blindennacht ins Sonnenland der Kunst

Erlebtes und Erlauschtes aus dem Geistesschaffen meiner Schicksalsbrüder

Gesammelt und herausgegeben von
Dr. Moriz Brichta

Textillustrationen von A. Kreß

Inhalt:

Novellen
Dramatisches
Erzählende Gedichte
Charakterporträts
Abhandlungen, Feuilletons

Verlag der Vereinigung
Kunstgemeinschaft der Blinden in Wien
Buchversand: Wien, XIII., Lainzer Cottage 3

REPRODUCTION FORBIDDEN

#V2335
B
copy one

Geleitwort.

Erwarte, sehender Leser, nicht weltabgekehrte Schwermut oder blutlose Gedankenabstraktion in diesen von Blinden geschriebenen Zeilen. Stammen sie doch aus der Feder erst *später* erblindeter Intellektueller, deren fensterlos gewordene Geisteswerkstätte immer noch vom freundlichen Lampenscheine der Erinnerung an Selbstgesehenes erhellt wird! Auch wir waren ja wie du einst berufstätige, mitagierende Figuren des Welttheaters und haben, als die Scheibengläser unserer beiden Auslugfenster sich trübten, die bunten Farbenreflexe des Lebens in unserem Innern bewahrt, um sie nun im Strahlenglanze der Dichtung neu vor dir aufleuchten zu lassen. Vergnüge dich an diesem Farbenspiel des Lebens, *deine* Freude sei auch die Freude und der Lohn aller, die an diesem Werk mitgearbeitet haben!

Der Herausgeber.

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen".

Trutzverse eines Erblindeten nach Worten L. van Beethovens.

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen",
Im Trotz der taube Meister schrie,
Und Trotz ließ höchste Harmonien reifen,
Trotz schuf die C-moll-Symphonie.

Beethoven — Führer sei du mir und Meister,
Zu trotzen meines Schicksals Lauf,
Dein Beispiel rüttle der Verzweiflung Geister
Zur Tat aus dumpfem Brüten auf!

In vier erhab'nen Sätzen aufgerichtet
Steht deiner „Fünften" Denkmal da;
Im Ersten ward auch mein Geschick gedichtet,
Dort les' ich, wie auch mir geschah.

Dann führst du nach des Unheils Hammerschlägen
Mich durch dein As-dur-Paradies,
Das Tausende, die sonst zu Boden lägen,
Nach der Erlösung Toren wies.

Dort fordert Einlaß für den Lichtberaubten
Des Scherzos pochende Gewalt,
Der Nacht gebietet, die wir ewig glaubten,
Nun des Finales Pforte Halt.

Auf springt sie, zeigt von jauchzenden Akkorden
Des Schaffens Feuer hell geschürt,
Aus Finsternis ist Licht auch mir geworden —
Dank, Meister, du hast gut geführt.

Der Espada.

Novelle.

1.

Jules Mercier, das jüngste Talent der Pariser Journalistenschule war im Auftrage seines Blattes nach Barcelona gekommen, um an Ort und Stelle Material für eine Artikelserie über die spanischen Stierkämpfe in ihrer heutigen Gestalt zu sammeln. Er war im Grand Hotel de Madrid, dem erklärten Hauptquartier der berühmtesten Toreros des Landes, abgestiegen, um sich dort möglichst nahe an das von ihm auf das journalistische Korn genommene Wild heranzupürschen. Für den 5. März war die erste große Corrida dieser Saison angekündigt. Mercier hatte die an 30.000 Zuschauer fassende Plaza de toros bereits wiederholt besichtigt und harrte der Ankunft dessen, der auf dieser

blutgetränkten Walstatt die Rolle des ersten Helden zu spielen berufen war. Es war am 4. März nachmittags, als der junge Journalist vor der Türe seines Hotelzimmers das Rauschen und das Stimmgewirre vorübereilender neuer Ankömmlinge hörte, das sich gegen den ersten Stock hin verlor; dazwischen hinein Koffergepolter, Kommandorufe und Hotelglockensignale. Kein Zweifel: er war gekommen, er, den Barcelona seit Tagen erwartete, er, der sagenumwobene Espada Juan Fernandez, genannt Elfuego, d. i. das Feuer, der morgen dem angeblich stoßkräftigsten Stiere, welcher seit Jahrzehnten die Arena betreten, gegenübergestellt werden sollte. Er war in die Stadt gekommen wie ein siegreicher Feldherr mit einem wahren Stabe von Quartiermachern und Dienern, von magnetisch mitgerissenen Verehrern und Verehrerinnen, und nahm jetzt Besitz von der ganzen ersten Hoteletage.

Einige Stunden später stand Jules Mercier im Pazio, dem säulenumrahmten glasüberdachten Hofe des verschwenderisch ausgestatteten Hotels, auf zehn Schritte Entfernung dem Manne gegenüber, der sich rühmen durfte, sein Name sei heute der meistgenannte in Barcelona. Zunächst freilich mußte die romantische Vorstellung, welche sich der junge Schriftsteller von dem großen Espada, dem Feldmarschall aller spanischen Stierkämpfer, gemacht hatte, eine Berichtigung erfahren. Espada Elfuego erschien ihm keineswegs als Riese mit breitausladenden Schultern, an Körpermaß seinem gehörnten Kampfgegner ebenbürtig, er überraschte den Beschauer vielmehr durch die Eleganz seiner dem englischen Salonanzuge angepaßten geschmeidigen Figur, deren gefällige Maße keineswegs auf dem Matador, d. i. „Stiertöter“, schließen ließen. Aber freilich, die Energie seines dunklen andalusischen Feuerauges, die dräuende Gewalt dieser wohlgebildeten Stirne und die Gewandtheit jeder seiner Bewegungen ließen wohl das Außergewöhnliche seiner Kraftnatur ahnen.

Elfuego stand im Gespräche mit Herren und Damen, die ihm, wie ein Bienenschwarm seiner Königin, gefolgt waren. Gäste kamen und gingen, solche, die den großen Torero sehen wollten, und solche, die von seiner Anwesenheit noch nichts ahnten. Da fuhr vor dem Hotel ein Automobil vor, die Glastüren des Pazio wurden aufgerissen und herein trat eine weibliche Gestalt von hohem und ebenmäßigen Wuchse, welche sicheren, unbeirrten Schrittes auf den Espada zueilte.

„Fürstin Chmilewska!“ hörte man ringsum flüstern.

Mercier stand an die Muschel einer die heiße Luft mit erfrischender Feuchtigkeit tränkenden Fontaine gelehnt, ohne sein Studienobjekt auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Er beobachtete die anmutige Röte, die eine sichtliche innere Erregung auf die eben noch blassen Wangen der Fürstin malte, es entging ihm auch nicht die Veränderung, welche in dem vorher so marmor-

kalten Wesen Elsuegos eingetreten war und er blieb keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß hier der Gott der Herzen zwischen adeliger Geburt und adeliger Manneswürde eine Brücke geschlagen. Eigentlich schien der Torero nur auf die Ankunft der Fürstin gewartet zu haben, denn als beide die ersten Begrüßungsworte gewechselt hatten, bot Elsuego der Fürstin den Arm und das hoheitsvolle Paar entschwand, die Stufen zum ersten Stockwerke langsam emporschreitend, den Blicken der bewundernden Hotelgäste.

Einen Augenblick blieb es mäuschenstill in dem weiten Pazio, als wäre alles Leben aus der eben noch fröhlich plaudernden Menge gewichen. Kaum aber hatten sich die Schritte auf den schweren Teppichen der Stiege verloren, als sich die Klatschsucht und Neugierde der Zurückgebliebenen in einer förmlichen Sturmflut von Fragen und Vermutungen austobte.

„Ist es wahr, was man sagt, daß er morgen seinen hundertsten Stier töten wird?“ fragte da eine Dame, deren Englisch die Amerikanerin verriet, ihren Partner am Teetisch. „Er soll ja der geheimen Neigung einer französischen Herzogin zu einem andalusischen Bauernsohne entstammen“, raunte ein rheinländischer Stahlkönig einer älteren Dame ins Ohr. „Haben Sie sein Auge beobachtet?“ hörte man den sonoren Baß eines spanischen Diplomaten orakeln. „Er hat den gewissen bösen Blick, der die Stiere hypnotisiert und widerstandslos macht, wenn sie gegen ihn anzurennen versuchen.“

Für des jungen Schriftstellers journalistische Aufgabe aber war dies alles unbrauchbares Geschwätz. Er benötigte sicher beglaubigte Informationen und die wollte er sich bei dem Maître d'hôtel zu verschaffen suchen, als dieser eben an ihn herantrat.

„Haben Sie ihn gesehen Señor?“ Mit diesen Worten wurde Mercier von dem würdevollen Spanier angeredet. Bald entwickelte sich zwischen den beiden eine Konversation, die ganz nach dem Wunsche Merciers ausschließlich dem Gegenstande seines Interesses, also Elsuego und den Stierkämpfen, galt.

„Sie hätten ihn früher sehen sollen“, meinte der Hoteldirektor.

„Wie? Konnte er noch imponierender aussehen als heute?“

„Seine Blütezeit scheint vorüber. Bei der letzten Corrida, die ich in Madrid mitmachte, wars, als wollte ihn die frühere Kraft verlassen. Erst beim zweiten Stich saß der Degen im Nacken.“

„Und was ist das für eine Fürstin?“ informierte sich Herr Mercier weiter.

„Fürstin Chmilewska, eine Französin, die sich seinetwegen von ihrem polnischen Gatten scheiden ließ. Sie ist überall zu finden, wo er sich zeigt.“

Das Gespräch wurde durch dazwischentretende Gäste abgerissen und der junge Franzose hatte die Nacht über Zeit, die aufgenommenen bedeutungsvollen Eindrücke des Abends zu verarbeiten.

2.

Der nächste Vormittag verging für Jules Mercier mit Studien in der königlichen Bibliothek über Ursprung und Wesen der Stiergefechte in Spanien. Allein was wollte der tote Buchstabe gegen das lebendige Schauspiel besagen, das ihn heute nachmittags erwartete! Wie überzeugend es da in den dickleibigen Chroniken auch dargetan sein mochte, daß der Ursprung der Corridas bis auf den Nationalhelden Cid Campeador im 11. Jahrhundert zurückgehe, für unseren Pariser Berichterstatter begann das lebendige Interesse für die Sache doch erst mit dem gestrigen Abend, der ihn dem in Don Juan Fernandez verkörperten altspanischen Rittertum näher gebracht hatte. Und noch ein Moment war es, daß zu diesem unvergeßlich tiefen Eindrucke der Figur Elsuegos auf sein fantasievoll veranlagtes Gemüt nicht unwesentlich beigetragen hatte. Es war dies das Bild der schönen jungen Fürstin, das sich mit der Erfurcht vor dem gefeierten Espada zu einem zwiespältigen Gefühle von Verehrung und Neid verschmolz.

Endlich war sie da, die Stunde, wo Barcelona, dem Rufe „A los toros!“ folgend, die Steinsitze des Amphitheaters füllte, während Tausende noch von nahen und fernen Höhen hereinlugten, wo der Señor presidente die Loge betrat und durch das Hinunterwerfen des Schlüssels zum Stierzwinger das Zeichen zum Beginne gab, wo die Cuadrilla der auswattierten Picadores auf ihren abgemagerten Gäulen unter den Klängen der spanischen Hymne einzog und die drei Matadores, unter ihnen, alles an Hoheit überstrahlend, „Elsuego“, die vorgeschriebene Reverenz vor der Präsidententribüne machten. Mercier hatte seinen längst erstandenen Palco inne und folgte unter den Glutstrahlen der südlichen Nachmittagssonne den Vorgängen in dem staubüberfüllten Rodondel mit einer Spannung, die aus seinem journalistischen Interesse allein kaum zu erklären gewesen wäre. Hier mußte ein persönliches Gefühl mitspielen und in der Tat ertappte er sich darauf, wie wenig ihn alle die Vorgänge vor dem Eingreifen Elsuegos, die Massenhinmordung der armen Picadorespferde, die Todeshetze der vier ersten Stiere und die Lebensgefahr der anderen Toreros berührten, obwohl all dies ebensogut Informationsstoff für seine Berichterstattung abgeben konnte, wie die zum Schlusse aufgesparte Rekordleistung Elsuegos, des Einzigen.

Und wieder treten die Mantillatänzer zum Floreo, dem Spiel mit den roten Mäntelchen um den fünften Stier, den gewaltigsten der heutigen Corrida, an, wieder bedecken die Kadaver der in bestialischer Weise gespießten Schindmähren den blutigen Boden und wieder durchtobt der aus vielen Wunden blutende, mit den pfeilartig gespitzten, buntfarbigen Banderillas grausam gespickte Riesentoro das Rodondel, dann ein feierlicher Trompetenstoß und gravitätisch in gold- und silbergesticktem Figarokostüm beschreitet Espada Elsuego die Arena, indem er sich nicht in der sonst üblichen tänzelnden Weise, sondern gemessenen Schrittes der Kampe der Präsidentenloge nähert, dort sich verbeugt und dann mit einer blitzartigen Wendung sich seinem gehörnten Gegner zum Kampfe stellt.

Herr Mercier saß unbeweglich auf seinem Platze. Er konnte von demselben aus recht gut den ganzen Stierzirkus übersehen, links die Reihen des billigeren „Sol“, der Sonnseite, mit ihrem der ärmeren Ständen angehörenden Publikum, rechts die „Sombra“, die Schattenseite, mit den nur den Bemittelteren erschwinglichen Eintrittspreisen und im Mittelpunkte die teppichgeschmückte Loge des Corridapräsidenten.

In atemloser Spannung saß jetzt alles nach vorn gebeugt, um von dem großen Augenblicke nichts zu verlieren. Da unten aber im Sonnenbrand und Staub der Arena stand der Gefeierte mit der Muletta, den an einem Stabe befestigten roten Tuche in der einen, den langen Stoßdegen in der anderen Hand, den Ansturm des rasenden Tieres ruhig abwartend. Nun schien dieses das verhaßte Rot erblickt zu haben und mit einer kaum vorauszusehenden Körperdrehung schoß die plumpe Masse an dem zur Seite gesprungenen Torero vorbei. „Bravo! Viva Elsuego!“ erscholl es von allen Bänken. „Basso el bicho! Nieder mit dem Kerl!“ schreien die vom Sol gegen den Stier, den der Spanier nicht als unvernünftige Bestie, sondern als einen dem Menschen ebenbürtigen Gegner betrachtet.

Zweimal und dreimal rennt so das arme, todgeweihte Opfer vergeblich gegen die rote Muletta und ihren Träger an. „Basso!“ dröhnt es immer gebieterischer von den Sitzreihen des Amphitheaters und schon holt Elsuego zur Estocada, zum tödlichen Stoße mit dem Degen, aus. Er scheint die als Eingangspforte des Todes bekannte Stelle am Ende der Halswirbel getroffen zu haben, aber fatal! — der Stich sitzt nicht tief genug. Man hatte erwartet, der Stoß Elsuegos werde, wie bei fast allen seinen früheren Kämpfen, bis ins Herz dringen und den Stier sogleich fällen. Allein der Stoß mußte

diesmal nicht die nötige Kraft besessen haben, es geschah wie bei so vielen anderen Matadoren der heutigen schwächeren Epigonenzeit, der Stier konnte den Degen wieder abschütteln und durchraste neuerdings den Zirkus. Drohungen gegen das keuchende und blutende Tier mischten sich in das beginnende Murren des Mißfallens und der Enttäuschung über die Arbeit des Matadors. Ein zweitesmal wiederholte sich jetzt der Angriff des Stieres, die geschickte Parade Elsuegos und der Stich in den Nacken. Aber auch dieser erreichte den Lebenssitz des zähen Tieres nicht und Elsuego selbst geriet in Bedrängnis. Wie sich dies bei Erstlingsgefechten jüngerer Matadore zuweilen zu ereignen pflegt, übersetzten einige Beherzte aus den Reihen des Volkes die Holzplanke, gegen welche Elsuego von dem wutschnaubenden Gegner abgedrängt worden war, und wirklich gelang es ihren Bemühungen, den Stier nach einer anderen Richtung abzulenken. Immer lauter aber erschollen die Rufe der Entrüstung und des Unwillens der Menge, die hierzulande, wie in ihrer Begeisterung auch in ihren Mißbilligungsausbrüchen keine Hemmungen kennt. Die Situation war kaum noch zu retten, trotzdem unternahm der vor Zorn und Scham schier besinnungslose Torero einen letzten Versuch, den kunstgerechten Stoß zu führen. Allein der wohl mit übermenschlicher Gewalt, doch mit unsicherer Hand geführte Stoß prallte an einem Knochen im Innern des riesigen Körpers ab, so daß die Degenspitze brach und ein anderer zu Hilfe eilender Matador das mißlungene Werk der Stierabschlachtung vollenden mußte.

Inzwischen aber war auch schon der Sturm losgebrochen. Ohrenbetäubendes Pfeifen, Schreien und Poltern erfüllte die staubgeschwängerte Luft. Die Menschen sprangen von ihren Sitzen, viele eilten hinunter in das Rodondel, wo ein unentwirrbarer Tumult entstand, in dem sich schon wegen des aufgewühlten Staubes nichts unterscheiden ließ. Drohende Fäuste erhoben sich oben auf den Sol, Sitzpolster wurden geschleudert und die Musik, die zum Spiel einsetzen wollte, wurde niedergezischt. Alle Wut des um seinen teuer erkauften Genuß gebrachten Volkes ergoß

sich — es ist dies eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der spanischen Mentalität — ausschließlich gegen den Präsidenten als verantwortlichen Leiter der Spiele und machte sich in den unverblümtesten Beschimpfungen Luft. Rufe, wie: „Buro, señor presidente!“ d. i. „Esel, solch ein Präsident!“ oder „Bravo, abuelo inerte!“ „Bravo, unfähiger Großvater!“ sind bei solchen Anlässen nichts Ungewöhnliches und durchschwirrten auch heute die Luft.

Gegenüber der gefallenen Größe des gestern noch glorreichen Espada aber fiel kein ungeziemendes Wort. Der sechste Stierlauf wurde abgesagt und als sich der Knäuel unten im Rodondel löste, war von Elsuego keine Spur mehr sichtbar. Das ritterliche Volk hatte ihm wohl eine Gasse zur Flucht in die Vergessenheit offengelassen.

Mercier war einer der letzten, die das Amphitheater verließen. Für ihn war dieser außerordentliche Vorfall kein bloßes Studium, kein Schauspiel wie für die Tausende der übrigen Zuschauer, sondern tiefinnerstes Erlebnis. So hatte der Hotelchef gestern doch Recht gehabt: Elfuegos Zeit war vorbei. Gerade dieser Sturz von der Höhe aber schien den Volksabgott dem jungen Literaten näher zu bringen und gern hätte dieser dem Gefallenen und — vielleicht auch seiner hoheitsvollen Freundin jetzt tröstend die Hand gedrückt. Von wo aus mag sie sein Unglück mitangesehen haben? Wo mag sie in der Stadt wohnen und wohin mag sich Elfuego unter der Wucht seines Zusammenbruches gewendet haben? Diese Fragen beschäftigten den mitfühlenden jungen Schriftsteller auf seinem Rückwege zum Hotel und noch den ganzen Abend.

Einen Augenblick dachte er daran, den Hoteldirektor nach der Wohnung und dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Fürstin Chmilewska zu fragen. Dann aber mußte er über die Zwecklosigkeit dieses Interesses im Stillen lächeln und beschloß, seine Studienreise morgen über Madrid und Sevilla fortzusetzen.

(Fortsetzung auf Seite 56.)

Das Requiem.

Auf fuhr der Herre Gott vom Thron, die Stirn gerötet:
„Nicht hör' ich's länger an. Ihr seid mir aus dem Takt;
Die Geige kratzt, ein Cherubim hat falsch gestötet,
Cäcilias Orgel kreischt, das Sanktus klingt gehackt."

So schuf Musik und falsches Alleluja singen,
Aus Himmel Hölle. Und Gott sprach: „Wer weiß da Rat?
Du Ariel, so sprich!" — „O Herr, vor allen Dingen
Ein mächt'ger Chor ein tüchtig Haupt von nöten hat."

„So nenne eins!" — „Von allen Lebenden und Toten
Der Besten einer itzt zu Wien im Siechbett liegt." —
„Meinst du den Mozart?" — „Eh' gerüstet deine Boten,
Hat Krankheit und Enttäuschung diesen Geist besiegt."

„Doch möcht' ich nicht ihn unbereitet abberufen,
Beschrieben ist er mir von Salzburgs Bischof schlecht;
Drum, eh' du ihn geleit'st an meines Thrones Stufen,
Hab' er noch eine Armesünderfrist zurecht!"

„Herr, ich verstehe. Gilt's zur Einkehr ihn zu mahnen,
Wohl, sende deinen Todesengel ihm ins Haus,
Der lasse erst dem Sündigen das Ende ahnen
Und lösche langsam nur das Lebenslämpchen aus!"

Um selbe Zeit im Düster einer Großstadtwohnung,
Ringt die erhab'ne Seele nach Befreiung. „Schlaf'!
Nix komponier'n!" warnt Frau Konstanze, mahnt zur Schonung,
Und eilt, das Kind, wo Freunde sie zum Tanze traf.

Der Tausenden schon hehrste Lust und Trost gespendet,
Er ruht allein. Die Dämmerstille unterbricht
Der Wanduhr Ticken nur, und wenn zum Licht sich wendet
Der Kranke, oft ein Wort, das er halb träumend spricht.

Es pocht. Was störst, unheimlich schwarz gekleidet Wesen,
Du spät des lauen Sommerabends Frieden hier,
Bringt Unheil dein versiegelt Schreiben? Bringt's Genesen?
„Ich bin am Ort. Den Meister kündet dies Klavier."

So spricht's und reicht dem Schöpfer seiner „Zauberflöte"
Den Brief, den dieser zitternd fast und stumm erbricht.
Er liest und liest beim letzten Schein der Abendröte —
„Ein Requiem?" jetzt lallend seine Zunge spricht.

„Ein Totenamt beim Heimgang einer armen Seele,
Mein Herr von dir erbittet — doch sei's unverweilt!" —
„Wer ist dein Herr?" — „Mein Auftrag ist's, daß ich's verhehle." —
„Für einen Unbekannten also? Und es eilt?"

Der Kranke sinnt und übermannt vom Wunderbaren,
Zurück er in die Kissen fällt. Da er erwacht,
Hört er Konstanzes Lachen: „Aus is jetzt mi'm Spar'n —
Fufzig Dukateln! Mannerl sag', wer hat die bracht?"

Doch Mozart schweigt. Es ging des großen Unbekannten
Geheimnis seiner Seele auf. Die Trübsal wich,
Und ob die Freunde ihn auch drob Fantasten nannten,
Er blieb dabei: „Das Requiem schreib' ich für mich."

Rastlos, es zu vollenden, strebt er. „Es hat Eile" —
Raunt's stets von neuem in des Todgeweihten Ohr.
So nützt die letzte Frist der Dulder sich zum Heile, —
Das fromme Werk bereitet ihn den Himmel vor.

Und mächtig an Sankt Stephans gottgeweihter Stätte
Erbraust sein „Dies irae" nach fünf Monden schon —
Daß, der im Sarg hier ruht, sein Werk erlebt noch hätte!
Er aber musiziert hinfort an Gottes Thron.

Begierig dort die Engel Harmonien schlürfen,
Die, ach, uns ird'schen Sündern fremd geworden sind.
Beglückt die Keinen, die an ihn sich freuen dürfen —
O, wär' Musik geblieben solch ein selig Kind!

„Kind als eigen abzugeben."

Ein Wiener Lebensbild.

Sie saßen noch beim späten Sonntagsfrühstück. Es war das magere Frühstück des abgebauten, mit drei Kindern gesegneten Intelligenzlers. Malzkaffee in den beiden Tassen der Eltern, für den Vater durch Beimischung von fünf Bohnen letzte Qualität veredelt, vor den Kindern eine Milchschüssel und Brot.

Der Vater war längere Zeit in die Lektüre des „Neuen Wiener Tagblatt" vertieft gewesen, das er — zur Beruhigung von Schicksalsgenossen diene es — natürlich nur vom Nachbar ausgeliehen hatte. Jetzt reichte er das aufgeschlagene Blatt seiner Frau mit den Worten: „Steht schon drin. Rechts unter ‚Diverse Anträge'."

Die Frau griff hastig nach der Zeitung und stieß, als sie die Stelle gefunden hatte, einen gedämpften Laut der Erregung aus, in der sie sich sichtlich befand. Dann warf sie einen Blick auf das Aelteste, ein achtjähriges Mädchen, indem sie zu ihr sagte: „Geh' hinaus, Gerta, und lösch das Gas aus!"

Als das Mädchen in die Küche gegangen war, las die Mutter, zu ihrem Manne gewendet, mit halber Stimme: „Kind als eigen abzugeben. Vierjähriges herziges Mäderl wird an gutsituierte Eheleute an Kindesstatt abgegeben. Anfrage mündlich 10 bis 12 Vormittag. III., Hochweggasse 14, 3. Stock, Tür 20."

Sie war außer Atem gekommen und führte das Schnupftuch an die Augen. „Schrecklich!“ schluchzte sie in sich hinein, indem sie das gerötete Gesicht vor den Kindern hinter dem Zeitungsblatt verbarg.

Sie war eine hochsinnige Frau, die, wenn auch nicht aus reichem Hause, doch eine vortreffliche Erziehung genossen hatte und die Heranbildung ihrer Kinder als ihre vornehmste weibliche Pflicht betrachtete.

„Ich bitt' dich, jamm're nicht immer wieder!“ gab der Mann jetzt ungeduldig zurück, „du weißt, leicht ist es mir ja auch nicht geworden, aber sollen wir alle fünf verhungern?“

Er war Offizier gewesen und war, nachdem die Firma, bei der er eintrat, falliert hatte, auf eine ganz unbedeutende Pension beschränkt, die kaum für ihn und seine Frau ausgereicht hätte.

„Selbst wenn ich wieder ein bißchen was verdiene,“ setzte er nach einer Pause fort, „mit drei Kindern bleibt's heut' immer noch ein Elend.“

„Nein,“ seufzte sie wieder, „wenn ich's nicht wegen der beiden anderen Kinder täte —“

„Es wird nicht so geschwind einer kommen,“ suchte er zu beschwichtigen, „der sich das Kind nimmt —“

Allein er hatte sich geirrt. Die Pendeluhr schlug zehn Uhr und draußen läutete die Klingel. Gerta hatte geöffnet und herein trat ein sorgfältig gekleideter Herr von etwa 50 Jahren und fragte mit der Tagblatt-Nummer in der Hand, ob das Inserat von hier aus aufgegeben worden sei.

Man bejahte und die Kinder wurden in das Nebenzimmer geschickt. „Fabrikant Gillmann,“ stellte sich der fremde Herr vor.

„Wallner ist mein Name — meine Frau“ lautete die Gegenvorstellung.

„Freut mich sehr. Gestatten Sie, Herr Wallner, daß ich meine Frau hereinrufe, sie wartet im Stiegenhause“. Damit ging der Besucher nochmals zur Türe hinaus.

„Er hat sich zuerst die Situation angesehen“, meinte Wallner, „deine Sauberkeit muß ihm imponiert haben.“

Gillmann kam jetzt mit seiner Frau zurück, man grüßte und setzte sich.

„Wir sind also recht hier“, begann der Fabrikant wieder. „Die Herrschaften wollen ihr kleines Mäderl abgeben?“

„Mein Gott, wollen —“ seufzte Frau Wallner.

„Ich begreife vollkommen, Frau Wallner“, erwiderte Fabrikant Gillmann liebenswürdig.

„Wir haben ja drei Kinder“ fügte Wallner gewissermaßen zur Entschuldigung bei.

„Wir sind leider in der gegenteiligen Lage“ entgegnete Herr Gillmann, „wir sind kinderlos.“

„Du mußt sagen, daß wir ein Mädchen mit fünf Jahren vorloren haben,“ mischte sich Frau Gillmann gleichsam zu ihrer Rechtfertigung ein.

Wallners Blick blieb unwillkürlich an den brillantengeschmückten Fingern der Fabrikantensgattin haften, während er den Faden des Gesprächs fortspann. „Und da haben Sie sich also entschlossen, ein Kind zu adoptieren?“

Frau Gillmann, die ihre Augen, wie nach dem Kinde suchend, in dem sauber gehaltenen Raume umherschweifen ließ, fiel erklärend ein:

„Mein Mann ist nämlich ein wahrer Kindernarr, und ich habe ja Kinder auch recht gern, wenn sie nett und ordentlich gehalten sind.“

In solcher Weise wurde das Gespräch fortgesetzt, bis alle Vertragspräliminarien soweit besprochen waren, daß nur mehr die Hauptfrage zu lösen übrig blieb: Wie sieht denn das Kind eigentlich aus?

„Ich will sie rufen“, sagte Frau Wallner, indem sie sich gegen das Nachbarzimmer wendete. An der Türe aber kehrte sie sich nochmals gegen das Ehepaar mit den Worten: „Aber bitte, nicht wahr, Sie lassen dem Kinde gegenüber nichts merken?“

Ohne die Antwort abzuwarten, war sie ins Zimmer gegangen.

Allein Frau Gillmann schien von diesen letzten Worten sonderbar berührt. Wie dachte sich Frau Wallner denn eigentlich die Sache? Sollte das Kind ihr nur zur Verpflegung gegeben werden und wollte Frau Wallner auch weiterhin ihre gewohnten Mutterrechte in Anspruch nehmen? Diese Fragen schwirrten ihr blitzartig durch den Kopf und drängten sie zu einer rechtzeitigen Aussprache über diesen Punkt.

„Auf eines, Herr Wallner, muß ich wohl aufmerksam machen“, begann sie mit merklicher Vibration der Stimme. „Falls wir uns entschließen, die Kleine anzunehmen, müßte sie uns natürlich vollkommen als ihre Eltern betrachten. Später einmal, wenn sie ganz erwachsen ist, kann man ihr ja den wahren Sachverhalt erklären.“

Wallner schien in Abwesenheit seiner Frau unschlüssig, wie er erwidern sollte.

„Ich muß sagen, ich habe über diesen Punkt noch nicht näher nachgedacht, aber ich glaube wohl —“

„Es ist das gewissermaßen die Voraussetzung des Ganzen“, suchte Herr Gillmann jetzt zu erklären. „Wir sind ja dagegen bereit, auch alle Elternpflichten ohne Ausnahme auf uns zu nehmen, das Kind würde erbberechtigt und außerdem beabsichtige ich, einen Betrag von 10.000 Schilling notariell zu hinterlegen, der den leiblichen Eltern des Kindes gewissermaßen als Entschädigung für den Verzicht auf alle Rechte an dem Kinde zufallen soll.“

Wallner war kein Geldmensch, aber diese Argumente waren zu schlagkräftig, um auf den durch Enttäuschung und Entbehrung zermürbten Mann ohne Eindruck zu bleiben.

„Ich für meine Person,“ kam es etwas unsicher von seinen Lippen, „sehe ja als Mann ein, daß die Herrschaften das verlangen können. Freilich, eine Mutter —“

Er überließ die Vollendung des Gedankens den beiden Fremden,

„Man würde ja den Uebergang allmählich bewerkstelligen,“ meinte vermittelnd der Fabrikant, „aber allerdings ist meine Frau der Ansicht, daß es notwendig sein wird, die Verbindung zwischen dem Kinde und dem früheren Elternhause nach und nach erlöschen zu lassen, da ja sonst der von uns gewollte Erfolg niemals wirklich eintreten würde. Darin müssen Sie mir ja doch wohl recht geben, geehrter Herr Wallner, nicht?“

„Gewiß, gewiß,“ lautete die zerstreute Antwort Wallners. In Gedanken grübelte er ja schon, wie er diese harte Konsequenz des Zeitungsinserates seiner Frau begreiflich machen könne.

„Natürlich müssen wir ja überhaupt erst sehen,“ warf jetzt Frau Gillmann, scheinbar etwas schwankend geworden, ein, „ob uns beiden das Kind auch recht sympathisch ist.“

In diesem Augenblicke öffnete sich wieder die Türe und Frau Wallner mit ihrem vierjährigen Töchterchen trat ins Zimmer.

Eine spannungsvolle Pause war entstanden. Die Blicke des Ehepaares Gillmann bohrten sich förmlich in das unschuldsvolle Gesichtchen der kleinen Lotte.

In ihrem weißen Florkleidchen mit der blauen Masche in dem natürlich gewellten braunen Haar, die Augen neugierig und ohne Scheu auf die fremden Besucher gerichtet, mußte sie jedem, der sie so sah, wie ein vom Himmel niedergestiegenes Engelchen erscheinen, dessen Zauber man sich nicht entziehen konnte. Und auch Gillmanns unterlagen diesem Zauber.

„Komm', liebes Mäderl," rief ihr zuerst der offenherzigere Gillmann zu, indem er aufsprang und ihr die Hände entgegenstreckte. „Wie heißt du denn?"

Und nun begannen alle jene Fragen und Koseworte, mit denen kleine Kinder überschüttet zu werden pflegen, ohne auch nur die Hälfte derselben beantworten zu können. Aber Lottchen hielt sich tapfer und stand Rede und Antwort, wo andere Kinder verlegen und stumm geblieben wären. Schließlich saß sie auf Gillmanns Schoß und griff vertraulich nach seinem Ohrläppchen.

Selbst des Fabrikanten Frau war aus ihrer gewohnten Reserve herausgetreten und küßte das Kind ein- um's andremal auf die Wange.

„Reizend!" drängte sichs ihr unwillkürlich auf die Lippen. Mehr aber sagte sie nicht, denn in ihr stand der Entschluß fest: dieses Kind und kein anderes! Und gerade darum durfte sie nicht mehr Lobendes über das niedliche Dingchen äußern, um die Mutter nicht am Ende in ihrem Entschlusse wankend werden zu lassen.

„Herr und Frau Wallner!" begann jetzt mit fast feierlich erhobener Stimme der sichtlich freudig berührte Fabrikant. „Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Ich habe unten meinen Wagen stehen und würde Sie bitten, ob Sie uns nicht die Freude machen wollten, zu erlauben, daß Ihre Kleine mit uns eine Autofahrt nach Schönbrunn macht, damit wir ihr dort den Tiergarten zeigen."

Frau Wallner blickte zu ihrem Gatten hinüber und fragte fast betroffen: „Gleich heute?"

„Ich denke, das Kind würde sich auf diese Weise am raschesten an uns gewöhnen", meinte Gillmann.

Da fiel seine Frau rasch ein: „Du vergißt, Albert, daß die Herrschaften uns ja erst seit einer halben Stunde kennen. Wie wäre es, Frau Wallner, wenn Sie uns das Vergnügen machen wollten, mitzufahren? Wir halten dann, ehe wir Sie zurückbringen, bei unserem Hause und Sie könnten bei dieser Gelegenheit gleich das Zimmer besichtigen, das Lottchen bewohnen würde."

Es war das alles so rasch gekommen, daß Frau Wallner ordentlich schwindelte. Aber ein bißchen Autofahrt hatte sie sich ja auch schon lange gewünscht und nachher würde man ja noch sehen.

Als dann ihr Mann, der bei aller Biederkeit von dem Gedanken an die 10.000 Schilling nicht mehr recht loskommen konnte, ihr vorhielt, welch schrecklichen Spaß dem Kinde die vielen lustigen Affen bereiten würden, da verwandelte sich der schwermütige Ernst der Mutter in eine

heitere Sonntagsstimmung, die sie an ihre eigene glückliche Kinderzeit erinnerte und schließlich den Sieg davontrug.

So bat denn Frau Wallner, sich nur rasch umkleiden zu dürfen und ging dann, um für die Zurückbleibenden das Mittagessen, das ja ohnedies meist der beschäftigungslose Gatte bereitete, vorzurichten und die beiden anderen Kinder mit einer jener kleinen Notlügen zu beruhigen, zu denen die prinzipienfestesten Eltern ihre Zuflucht nehmen, um sich Ruhe zu schaffen.

In nicht viel mehr als einer Viertelstunde war man zum Aufbruch bereit und hinunter gings über die drei Stockwerke unter dem kaum zu dämpfenden Jubel der kleinen Lotte. So fuhr man denn in dem leichtfedernden Gräf & Stift-Wagen durch die Straßen von Mariahilf nach dem Schönbrunner Park, eilte in den Tiergarten, bei den Raubtieren, den Kamelen und Elefanten vorbei zu den possierlichen Affen und Aeffchen, dann zur „Jause“ im Etablissement Tivoli und hielt schließlich bei der Hietzinger Villa des Ehepaares Gillmann. Es war ein richtiger Altwiener Sonntag, der in seinem strahlenden Glanze die glückliche Mutter vergessen ließ, daß dieser Märchentag als der Auftakt für die dauernde Entfremdung ihres Kindes gedacht war.

Den Abschluß des vergnügten Tages bildete ein familiärer Abendtee in der Gillmann'schen Villa und die Besichtigung des Hauses, in welchem Klein-Lottchen künftighin als Kind reicher Eltern ein- und ausgehen sollte. Dann kam die Stunde des Scheidens. Frau Wallner schickte sich an, ihr Töchterchen für den Heimweg anzuziehen. Da nahm sie Frau Gillmann beiseite und zog sie nochmals in das Speisezimmer. Als die beiden Frauen kurz darauf wieder heraustraten, waren Frau Wallners Wangen gerötet und ihr Auge feucht. Sie glitt wortlos an Lotte vorbei, durchs Vorzimmer geradewegs zur Ausgangstür. Einige Minuten später rollte das Auto mit Frau Wallner allein gegen die Hochwegstraße im dritten Bezirke.

„Wo hast du Lotte?“ war die erstaunte Frage Wallners, als er seine Gattin allein eintreten sah.

„Frau Gillmann hat mich so lange gebeten, ich möchte das Kind versuchsweise bei ihr übernachten lassen, daß ich schließlich nachgab.“

„Und das Mädel ist geblieben?“ fragte Wallner mit einem Lächeln, welches sich von dem wehmütigen Ernste seiner Gattin sichtlich abhob.

„Sie hat mein Fortgehen nicht bemerkt“, entgegnete diese. „Wenn Lotte weinen und nach mir rufen sollte, so wollten sie mir gleich Nachricht geben und mich holen lassen. Sonst möchte ich erst in einigen Tagen kommen. Kleidchen und Wäsche hätten sie noch genug von ihrem verstorbenen Mäderl.“

Jetzt sprangen auch die beiden älteren Kinder, Gerta und Kurt, herein und man hatte Mühe, ihre Neugierde, wo denn Lotte sei und ob der neue Onkel bald wieder komme, mit einigen nichtssagenden Redensarten zu stillen. Beim Abendbrot herrschte dann helle Freude, weil die Milch und die Semmel, die für Schwesterchen bestimmt waren, von ihnen verzehrt werden konnten. Auch freute sich Kurt, der sonst mit Gerta schlafen mußte, heute allein in Lottes Gitterbettchen liegen zu dürfen. Es waren die ersten kleinen Anzeichen einer wirtschaftlichen Erleichterung.

Nur Mama Wallner fand keinen Schlaf. Immer mußte sie horchen, ob nicht die Klingel gehe und um sie geschickt werde.

Aber es wurde nicht geschickt — abends nicht und auch am nächsten Morgen nicht. Das Kind mußte also ruhig bei den fremden Leuten geblieben sein. Wallner, der beim Säubern der Wohnung half, suchte seine Frau zu zerstreuen, schien aber nicht den richtigen Ton zu treffen, denn seine Frau blieb einsilbig. Ob der Briefträger, die Hausbesorgerin oder wer immer läuten mochte, jedesmal schreckte sie zusammen und kam enttäuscht vom Oeffnen der Türe zurück. Schließlich nahm sie die Einkaufstasche und entfernte sich, da sie noch etwas holen müsse.

Sie war noch keine Viertelstunde fort, als der erwartete Brief aus Hietzing wirklich eintraf. Ein Diener hatte ihn für Herrn Wallner gebracht. Dieser überflog ihn zuerst hastig, dann begann er von vorne, indem er das Geschriebene halblaut nachsprach:

„Geehrter Herr Wallner — Mit Gegenwärtigem benachrichtige ich Sie und Ihre Frau Gemahlin, daß wir beschlossen haben, Ihre kleine Lotte an Kindesstatt anzunehmen und formell zu adoptieren. Ich brauche Sie wohl kaum ausdrücklich zu versichern, daß das Kind es bei uns gut haben wird und daß Sie und Ihre Frau sich bezüglich desselben als vollständig entlastet betrachten können. — Dagegen bitte ich nun auch Sie und Ihre verehrte Gemahlin, die notwendigen Formalitäten bei meinem Notar Dr. Ernst Kühn, XIII., Schindlergasse 12, bei dem ich den Ihnen genannten Betrag von 10.000 Schilling für Sie angewiesen habe, so bald als möglich zu erfüllen. — Um dem Kinde den Uebergang nicht zu erschweren, würde ich bitten, bis auf weiteres von einem Besuche der Kleinen abzusehen. Hingegen sind wir zur Beantwortung brieflicher Anfragen jederzeit gerne bereit. Mit freundlichem Gruße hochachtungsvoll."

Er steckte den Brief zu sich und stand in Gedanken. So leicht war das also gegangen? Sie wird es ja gut haben, das herzige Kind — sehr gut — glänzend gegenüber dem Elend hier — man muß sich eben hineinfinden — leid wird einem ja sein — aber schließlich —

So ungefähr rumorte es in seinem Kopf, aber als Mann war er mit der Sache fertig und wünschte nur, daß es seine Frau auch gewesen wäre. Wenn es nur ohne diese leidigen Formalitäten ginge! Aber an einer Unterschrift stoßen sich Frauen leicht. Dieser lächerliche Verzicht auf die Mutterrechte — schließlich bleibt sie ja doch die Mutter —

Da trat sie ja eben wieder ein. Wallner schien einen Augenblick entschlossen, zu sprechen, als er aber ihr umflortes Auge und ihren müden Gesichtsausdruck gewahrte, besann er sich anders. Er wollte zuerst allein zum Notar gehen und sie dann allmählich von der Notwendigkeit der verlangten Erklärung überzeugen.

Und so vergingen zwei Tage, während welcher Wallner Mühe hatte, seine Frau von einem Besuche bei Gillmanns zurückzuhalten. Er selbst war inzwischen beim Notar gewesen und hatte unterschrieben. Am dritten Tage wollte sich die besorgte Mutter nicht länger abhalten lassen, nach dem Kinde zu sehen. Vergebens, daß ihr Wallner versicherte, er habe sich über Gillmanns Verhältnisse erkundigt und erfahren, daß seine Metallwarenfabrik eine der bestbeschäftigten in Wien sei, daß er und seine Frau mehrere Realitäten besitzen und daß sie als Leute von anständigster und vornehmster Gesinnung gelten. Er sah ein, daß er jetzt seine Gattin über ihre künftige, rechtlich veränderte Stellung gegenüber dem zu eigen gegebenen Kinde aufklären und ihr den Inhalt des Briefes mit der Ablehnung weiterer Besuche bei dem Kinde mitteilen müsse.

Gelegenheit bot sich, als die beiden Kinder zur Schule gegangen waren. Wallner hatte seine ganze Logik und Beredsamkeit aufbieten zu müssen geglaubt, um seine Frau von der Notwendigkeit zu überzeugen, die selbstverständlichen Bedingungen Gillmanns zu erfüllen. Aber Frau Wallner hatte ihre Haltung wiedergewonnen und schien zu begreifen, daß das Kind nicht zwischen zwei Müttern, einer wirklichen und einer vorgetäuschten, hin- und hergezerrt werden dürfe. Sie verkannte die Vorteile nicht, die der zugesagte Geldbetrag der notleidenden Familie bringen konnte und gab die Notwendigkeit zu, zwischen Herz und Vernunft endgültig zu wählen.

Wallner hatte das befriedigende Bewußtsein, seine Sache gut gemacht zu haben und drängte seine Gattin auch nicht, als sich ihr Besuch beim Notar noch einige Tage verzögerte.

Frau Wallner aber war die Woche

seit jenem frohen Sonntage mehr und mehr einem Steinbilde gleich geworden. Sie sprach kaum und erledigte ihre häuslichen Pflichten wie im Zustande des Schlafwandelns. Am sechsten Tage jedoch, nachdem Lotte bei Gillmanns geblieben war, ging sie zu ihrem Kasten, nahm daraus ihr Sonntagskleid und den besseren Hut und machte sich zum Fortgehen bereit.

Ihr Gatte hatte sie still beobachtet und war aus dem Zimmer gegangen, um sie nicht zu stören. Denn er wußte, daß sie nun den lange hinausgeschobenen Gang zum Notar antrete.

Die stattliche junge Mutter stand an der Tür zum Vorzimmer. Noch ein Rückfall, ein Augenblick der Unschlüssigkeit schien über sie zu kommen. War es denn wirklich ein so großes Glück für das Kind, daß es seine armen Eltern gegen reiche Fremde eintauschte? Wußte man, ob die Freude der vornehmen Zieheltern an dem gekauften Spielzeuge so ausdauernd sein werde, wie die natürliche Mutterliebe? Würde dem Kinde die vergoldete Einsamkeit in dem großen leeren Hause wirklich lieber sein als in der engen Wohnung das frohe Spiel mit den gleichgesinnten Geschwistern? Wäre späterhin der Drang sich aus eigener Kraft emporzuarbeiten, nicht höhere Befriedigung für ein junges Geschöpf als die Uebersättigung mit Bequemlichkeit und Lebensgenuß?

Wenige Sekunden stand sie so. Dann raffte sich die brave Frau zusammen und verließ das Haus.

Wallner, der im Zimmer drin auf diesen Moment gelauert hatte, eilte jetzt heraus und trat ans Fenster. Sie hatte ja gar nicht wie sonst nach der Straßenbahnlinie gefragt, die sie zu benützen hätte. Aber da tritt sie ja schon aus dem Hausflur. Ganz recht, sie wendet sich nach der richtigen Seite — und jetzt — ja, sie steigt in den richtigen Wagen.

Er lehnte noch eine Weile mit der heißen Stirne an dem kühlen Fensterglas. Die Würfel waren also gefallen. Lotte hatte aufgehört, sein Kind zu sein. Sie war doch ein lieber Schatz. Ganz ohne sie zeitweilig zu sehen, konnte er sichs ja auch nicht denken. Sie zeigte so gute Anlagen, eine kleine Komikerin. Und wenn das Kind in den neuen Verhältnissen sich ungünstig entwickeln sollte, wird man nicht ihm, dem Vater, die Schuld geben, weil er nicht genug verdiente? Eine verdammte Zeit, wo kräftige Männer Asche kehren und Boden bürsten müssen, weil sie keine gezahlte Arbeit finden!

Aus seinen Philosophien wurde er jetzt durch das Klopfen des Hausmeistermädchens gestört, welchem er die Kehrichtkiste zu übergeben hatte. Mit diesen und ähnlichen würdigen Beschäftigungen verging der Vormittag.

Es wurde 1 Uhr und die Kinder waren längst aus der Schule zurück. Nur des Hauses Mutter fehlte noch zum Mittagstische. Sie war bereits drei Stunden fort.

Endlich, endlich hörte Wallner das bekannte Kascheln des Schlüssels im Schlüsselloch der Wohnungstüre. Er machte drei rasche Schritte gegen die Vorzimmertür, da wurde sie mit Gepolter aufgerissen, ja — was war das? Das war ja Lotte, sein Kind!

„Servus, Vati!“ rief der kleine Uebermut, im schelmischen Bewußtsein der verbotenen Unart.

Hinter ihr trat jetzt Frau Wallner, in fester Haltung, in die Türe. Wallner brachte nichts hervor, sondern warf einen langen, fragenden Blick auf seine Frau.

„Verzeih' mir, Fritz!“, sprach sie ruhig zu ihm, indem sie seine Hand drückte. „Ich war beim Notar. Aber wie ich die Erklärung gelesen habe — Verzicht auf alle Rechte — Zusammenkünfte nur mit Zustimmung der Wahleltern, und wie die schönen juristischen Ausdrücke alle heißen mögen — Fritz, da konnt' ich nicht.“

„Du hast nicht unterschrieben?“ kam es tonlos aus Wallners Mund.

„Ich hab' nicht unterschrieben und wollte heimkehren. Vielleicht, dachte ich, würde ich mich mit der Zeit an den Gedanken gewöhnen. Als ich aber von

der Gasse des Notars nicht weit die große Gillmann'sche Villa herübergrüßen sah, da war mir's, als wäre eine metallene Saite in meinem Herzen klirrend zersprungen. Ich ging hinüber und forderte meine Lotte zurück."

Den weiteren Faden der bewegten Zwiesprache schnitt das Gejohle der drei Kinder ab, die stürmisch zu essen begehrten.

Und Frau Wallner trat wieder an den Tisch, legte einen fünften Teller auf und verteilte den für Vier berechneten Nudelauflauf auf fünf hungrige Magen.

Wallner war stumm geblieben. Er mußte ja aus seinem Kopfe erst wieder die vielen schönen Millionen herausbringen, die schon im Voraus ihre bestimmte Verwendung gefunden hatten. Als er aber das frohe Kichern der wiedervereinten Kinder hörte und sie bei aller schmalen Kost doch gesättigt und gut aussehend fand, da trat er nach dem Essen in die Küche, wo seine Frau das Geschirr reinigte, und meinte:

„Du hast Recht gehabt, Hanni. Lotte ist nun zwar wieder ein armes Kind —"

„Aber sie ist wieder unser Kind", vollendete die glückstrahlende Mutter.

Könige.

Eine musikgeschichtliche Trilogie.

Der Historie erster Teil.

Ein königliches Thema.

Der Flötenspieler auf Preußens Thron
Einen mächtigen Kitzel einst fühlte
Nach einer musikalischen Sensation,
Die die sorgende Stirn ihm kühlte.

Der Hof bis zum letzten Gamaschenknopf
Muß den Schlaf aus den Augen sich reiben;
Da rät dem König ein witziger Kopf:
„Laßt den alten Bach euch verschreiben?"

Noch selbigen Tags nach Leipzig geht
Die königliche Stafette
Und holt den schlafenden Meister spät
Warm noch aus seinem Bette.

Der fuhr mit dem Sohne Friedemann
Und traf, noch kaum angekommen,
Im Gasthof zu Potsdam den Kämm'rer schon an,
Der zu Hof ihn gleich mitgenommen.

„Gute Leute, wir brechen die Probe ab",
So entläßt König Fritz sein Orchester,
Und noch in der Hand den Kapellmeisterstab,
Hört er kommen: „Herein nur, mein Bester!"

Und er sieht ihn vor sich: „Das also ist Bach!" —
Sein blaues Auge sinnt lange.
Dann führt er den Meister ins Arbeitsgemach
Zum Flügel von edelstem Klange.

Mit dem Finger tippend, ein Thema gibt
Der Schlachten- dem Fugenmeister;
Mit dem kontrapunktisch, wie er es liebt,
Beschwört Bach die teuflisch'sten Geister.

Auseinandergetürmt in der Stimmen sechs
Muß Friedrichs Thema erklingen,
Empor sich rankt ein musikalisch Gewächs,
Daß dem König die Sinne vergingen.

Doch als der Spuk nun zu Ende war,
Heran trat der Herrscher zum Alten:
„Wir sind," hebt er an jetzt, „ein Königspaar,
Ein jeder mit and'ren Gewalten".

Dem Thomaskantor den Tabak er reicht,
Fährt fort dann, vom Spiel noch ganz trunken:
„Bei Seiner Kunst ein Gefühl mich beschleicht,
Als wäre das Heute versunken.

Mich dünkt, wir säßen, ich und Er, lieber Bach,
Auf zwei einsamen Königsthronen
Und herrschten und hielten die Augen wach
Ueber die, die dort unten wohnen.

Und da wir just am geschäftigsten sind,
Zwei Hände aufs Haupt sich uns legen:
‚Durch euch ich leite das Volk, das noch blind,
Zu höheren, besseren Wegen'."

So spricht's. Doch kaum, daß das Auge erkannt
Die Göttin der Weisheit und Kunst,
So hat sie himmelwärts schon sich gewandt.
Verschwindend im Sonnendunst.

Die Gesetze zu geben unsr'er Zeit,
Sind auserwählt wir auf Erden,
Der Staatsweisheit ich, Er der Kunst geweiht,
Wollen Hirten wir sein unser'n Herden.

Ja, Meister, aus dem, was Er spielt und schreibt,
Spricht eines Königs Maxime,
Der, wenn er auch unverstanden bleibt,
Nicht rührt am bewährten Regime.

Das Volk zu führen, erging uns der Ruf,
Daß wir Dummheit und Roheit verscheuchten;
Die Gottheit, die unsere zwei Köpfe schuf,
Sie wird auch die Enkel erleuchten."

Der Historie zweiter Teil.

Neuschwanstein.

Das Unwahrscheinliche war Tat geworden:
Zu Bayreuth stand der Tempel aufgebaut,
D'rin unter Walhalls schwellenden Akkorden
Nie dagewes'nes staunend ward geschaut,
Und deutsche Kunst, nicht Fremden mehr verbündet,
Der Welt als stolze Herrscherin sich kündet.

Im Schloß zu Hohenschwangau hell erleuchtet
Die Fenster trotzen noch der Mitternacht,
Zwei Einsame, die Jungen sektbefeuchtet,
Sie haben plaudernd nicht der Stunde acht,
Und gold'ne Schüsseln, schwere Prunkpokale,
Noch kreisen sie beim königlichem Mahle.

„Der erste Trunk gilt deiner Königskrönung,
Mein teurer Richard," jetzt der Freund begann,
„Ja, eine Krönung war's und die Versöhnung
Mit deinem Schicksal, das du trugst als Mann,
Zu Bayreuth ward dein Königsthron gezimmert,
Gott walte, daß im ew'gen Glanz er schimmert!"

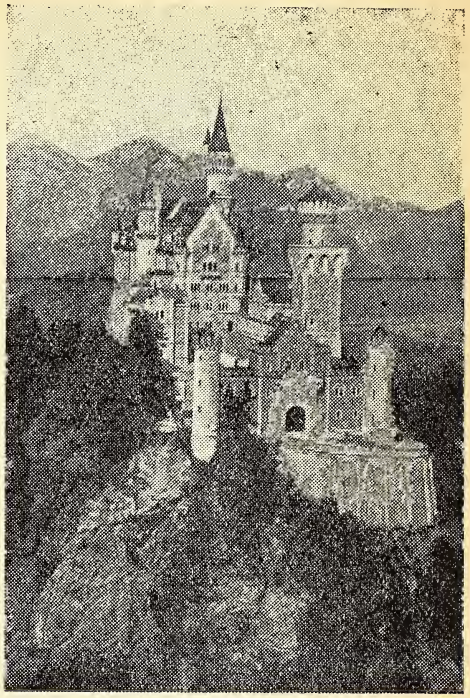
„Mein königlicher Freund!" ward ihm entgegnet,
„So bist du meines Thrones Zimmermann,
In Dankbarkeit sei dieser Trunk gesegnet
Für das, was du dem Reich und mir getan,
Da du als erster Fürst ‚Dem Kaiser Heil!' gerufen,
Indessen deine Taten auch mir Geltung schufen."

In edlem Wettstreit mehr und mehr erhitzen
So König Ludwig sich und Wagner. Sekt
Und ehrlicher Begeist'rung Feuer blitzen
Aus ihrem Aug' und zeugen manch' Projekt.
Da leuchten auf der Sonne erste Strahlen,
Die rings die Gegend wie mit Purpur malen.

„Dort soll es steh'n," ruft jetzt von der Altane
Der junge König in die Morgenluft.
„Dort über'm Alpsee, wo bei jenem Schwane
Sich aufwärts zieht die schroffe Felsenkluft,
Bau' ich das Schloß zu deines Ruhms Gedächnis,
‚Neuschwanstein' heißt mein königlich Vermächtnis.

Hoch rage, deinen Genius verkündend,
Die hehre Burg — ihr Wahrbild sei der Schwan —
An deinen Werken stets sich neu entzündend,
Sei hier verwirklicht kühnster Zauberwahn!
Ein König sollst du d'rin beim König wohnen,
Auf gold'nem Stuhl an meiner Seite thronen."

„Für meine Kunst heiß ich dies Wort willkommen,"
Klang es zurück, und noch derselbe Tag
Sah von den Freunden schon den Fels erklommen,
Wo nach dem Plan der neue Burgfried lag.
Nach Jahren war sodann der Traum erstanden,
Ein wahrhaft Zauberwerk in deutschen Landen.



Zwei Throne aber birgt dies Wunderzeichen,
Goldstrahlend in dem hohen Marmorsaal.
Solch' Ehrung sollte deutsche Kunst erreichen,
Die einst durch Hintertüren nur sich stahl.
Aus einer Buhlerin um Geld und Orden
War eine stolze Königin geworden.

Der Historie dritter Teil.

Märchen

vom Büblein, das auszog, einen König zu suchen.

War einst ein Muttersöhnchen jung,
War gar noch nicht gescheit genung,
Wollt' gleich nach allem fassen,
Wollt' sich nicht wehren lassen.

Heut' war's um seine Ruh' geschehn,
In seinem Buch hatt' es gesehn
Einen König im farbigen Bild
Mit Krone und Wappenschild.

Gleich hub ein Fragen an kreuz und quer,
Wo solch ein König zu finden wär'?
Seht mir den wilden Knaben!
Er muß seinen König haben.

Und da ihm nicht taugt mehr ein König aus Holz,
Reißt er vom Vaterhaus sich stolz,
Sein Bündel eilig er rafft,
Geht auf die Wanderschaft.

Er hört vom Berliner Königsschloß,
Der weite Weg ihn nicht verdroß.
Dort oben „Unter den Linden",
Dort mußt' er den König finden.

Er kommt zum Schloß, drängt sich hinein,
Wer mußten die vielen Menschen sein?
Nun steh'n mit ihm sie alle
In einer prächtigen Halle.

„Die Herrschaften seh'n", jetzt einer spricht,
„Hier den Thronsaal des Königs." Mehr braucht' er nicht:
Er ist am richtigen Orte,
Wozu noch die vielen Worte?

Doch der König noch immer nicht kommen will.
Da wendet der Knabe enttäuscht sich und still
Zu einem gutmütigen Greise:
„Und der König?" lispelt er leise.

Der Alte lächelt verwundert sehr:
„Der König? Junge, wo kommst du her?
Einen König hat's eh'dem gegeben,
In einem Freistaat wir leben."

Da kam, sich zu wundern, an's Büblein die Reih':
Wozu dann der Thron und dem Mann sein Geschrei?
War verhaßt ihnen Königsmacht,
Was gaffen sie an seine Pracht?

Von Deutschland quert er noch manch' ein Stück —
Umsonst! Hold war ihm nirgends das Glück.
Wollt' einen König er sehen,
Mußt' außer Landes er gehen.

Und er kam in ein großes, mächtiges Reich,
Dort nach dem König verlangt er gleich.
Der aber hört von dem Knaben,
Wollt' seinen Spaß mit ihm haben.

„Einen König zu sehen, ist dein Begehr?
Da kommst du gerade recht hierher.
Dein Wille soll pünktlich geschehen.
Du siehst vor dem König dich stehen."

Doch weil der Mann nur in Breeches und Flaus
Lacht der Knabe: „Ein König sieht anders aus!
Wo hast du Wappen und Krone?
Warum sitzest du nicht auf dem Throne?"

Da war der König vom Lachen halb tot;
Er schenkte dem Knaben ein Zuckerbrot
Und läßt ihn durch zwei Türen
Vor ein großes Gemälde führen.

„Erkennst du den Mann im Hermelin?
Glaubst du jetzt, daß ich König bin?
Wie? Noch ungläubige Mienen?" —
„So müssen sie dir alle dienen?"

„Nun, dienen, mein Kind, das g'rade nicht,"
Der König jetzt wieder belustigt spricht.
„Wenn die Gesetze sie halten,
Hab' ich über sie keine Gewalten." —

„Doch machst du Gesetze, wie dir's beliebt?" —
„Auch das es leider heut' nicht mehr gibt.
Ein König muß viel unterschreiben,
Was er lieber ließ unterbleiben."

Das ging dem Kinde nun nimmer ein.
Und das sollt' ein wirklicher König sein?
Wozu dann der Mann auf dem Throne?
War's nicht besser gleich — ohne?

So war's denn wieder mit dem König nichts,
Schier jammerte ihn des armen Wichts.
Da stund' er nun auf der Straßen
Und weinte und schluchzte ohnmaßen.

Kam selbigen Weg's ein belef'ner Mann,
Man kannt' es ihm an den Brillen an.
Der frug mitleidig den Knaben,
Ob ein Stück Brot er wollt' haben?

Doch als er hörte sein bitter Leid,
Macht den Mund er weit auf und spricht gescheit:
„Den Sehnsuchtstraum deines Lebens
Suchst in Schloß und Palästen vergebens.

Den wahren König, ihn macht der Geist,
Drum der Weise den Geisteskönig nur preist.
Er allein hat Krone und Schätze,
Er gibt der Welt die Gesetze.

Das Reich des Geistes d'rum such' mit Fleiß,
Dort manchen König ich wohnen weiß."
Sprach's und bog um die Hecke —
Unser Büblein stand stumm auf der Strecke.

Wie sollt' er's versteh'n? Was war zu tun?
Wo sollt' er den König suchen nun?
Doch wie schon oft Wunder geschahen,
Sieht eine Fee er sich nahen.

Die spricht, als sie hört seine Frag' und Begehr,
Wo das Reich des Geistes zu finden wär':
„Beim lernen, Kind, erst mir sage,
Was macht dir die mind'ste Plage?" —

„Nun, am liebsten lern' ich Musik." —
„So hast du zum Künstler vermutlich Geschick,
Hast wohl mit anderen Jungen
Manch' hübsches Lied schon gesungen?

So führ' ich dich in der Tonkunst Reich —
Wir biegen hier um die Ecke gleich."
Und hui! Wie auf Windesflügeln
Ging's hoch über Tälern und Hügeln.

Und da sich der Knabe die Augen reibt,
In einem Garten er ruhen bleibt.
Von überall her dringt Getöne
Von mehr oder minderer Schöne.

„Du bist in der Tonkunst Königreich",
Spricht eine Frauenstimme jetzt weich.
„Willst, Junge, du mit mir gehen,
Unsere Königsgräber zu sehen?"

Sie war der Tonkunst Priesterin
Und zeigte nach einem Gewölbe hin.
„Dort ruh'n unsere großen Meister,
Einst Könige über die Geister." —

„Nach den Toten nicht steht meines Herzens
Begehr,
Euer lebender König, wie heißt der?
Zu ihm sollst du mich geleiten
Und all' seinen Herrlichkeiten."

„Mein Kind", spricht jene, „was dein Herz ersehnt,
Das fehlt unser'r Tonkunst schon manch' Jahrzehnt;
Unser Königsstuhl ist verlassen,
Es herrschen die breiten Massen.

Ein jeder klext Noten, dünkt klug sich allein,
Möcht' über alle der König gern sein,
Und weil sie's einander nicht gönnen,
Keinen König d'rum sie ertragen können."

Da war's mit dem Königsuchen aus.
Unser Büblein schnurstracks lief nach Haus
Zum Vater zurück voller Scham.
Der spricht, da er just aus Amerika kam:

„Die Könige, die du suchst, mein Sohn,
Die fand ich, der Republik zum Hohn,
In Getreide, in Baumwolle und in Kork
An der Warenbörse zu New York."

Ein Advokatenporträt aus dem alten Wien.

Mitteilung einer Wiener-Schriftstellerin, Aufzeichnungen aus der Erinnerung ihres erblindeten Jugendfreundes enthaltend.

Die Freundschaft, welche mich seit meinen Mädchenjahren mit einem, den bürgerlichen Kreisen der Wiener Vorkriegsgesellschaft angehörenden, nunmehr erblindeten Intellektuellen verbindet, vermittelte mir auch die wertvolle geistige Bekanntschaft mit der Gestalt eines längst Verstorbenen, eines jener verdienstvollen, dabei schlichten Männer, denen die Nachwelt weder Kränze flicht, noch Denkmale baut, die aber der Aufrichtung einer unzerstörbaren stillen Votivtafel im Herzen ihrer Freunde und Hinterbliebenen um so sicherer sein dürfen. Von meinem blinden Freunde jedoch ward seinem Vater, um den es sich hier handelt, auch ein sichtbarer Denkstein ehrender Erinnerung gesetzt, indem er eine zunächst nur für den engeren Freundeskreis bestimmte Skizze des väterlichen Lebensganges entwarf, die auch mir wiederholt zur Lektüre überlassen wurde. Als weiblichem Geschöpf mag mir nun die kleine Hinterlist verziehen werden, deren ich mich schuldig machte, indem ich von den markantesten Partien des Aufsatzes insgeheim Abschrift nahm, um den Verfasser sodann mit der Bitte zu überraschen, dieses zeitkoloristisch gut abgetönte Lebensgemälde gelegentlich einer breiteren Oeffentlichkeit zugänglich machen zu dürfen.

Einen schicklichen Anlaß hiezu erblicke ich in der Publikation des vorliegenden, der Erzählerkunst der Blinden gewidmeten Werkes, und so mögen denn jene Erinnerungen aus dem Berufsleben eines hervorragenden Wiener Rechtsanwaltes gewissermaßen als Charakterbild einer ganzen, hinter uns liegenden Zeitepoche hier ihren Platz neben anderen Beiträgen Erblindeter finden. Dem Wunsche des Herausgebers folgend, daß dieses Zeitgemälde unter Vermeidung jedes Scheines eines Personenkults sich als gleichgeartetes, ernstes Schriftwerk den übrigen Dokumenten erzählender Blindenkunst harmonisch angliedere, bleibe der Held unserer biographischen Schilderung, wie ja dies seinem eigenen, aller lauten Lobpreisung abholden Wesen entspricht, hier ungenannt.

Im Folgenden lassen wir den Erneuerer des väterlichen Andenkens das Wort selbst ergreifen.

— A. Z.

Das Dreigestirn.

Im Jahre 1868, nachdem der Vorgang, die Advokaten durch kaiserliche Entschließung zu ernennen, fallen gelassen und die sogenannte freie Advokatur in

Oesterreich geschaffen worden, bei der es keine Beschränkung in der Zahl der Kammermitglieder mehr gab, wurde auch mein Vater selbständiger Hof- und Gerichtsadvokat und eröffnete seine Kanzlei im sogenannten „Schottenviertel" der Inneren Stadt in Wien.

Bei dem Umstande, als mein Interesse schon seit früher Jugend auf den auch mir gewissermaßen vorherbestimmten anwaltschaftlichen Beruf gerichtet war, ist die Fülle jener Erinnerungen naturgemäß eine große, welche sich zu dem, mir noch heute wohlvertrauten Bilde dieses Mannes als Anwaltes und rechtsfreundlichen Beraters vereinigen. Die hohe und schlanke Gestalt, die das Altwiener Bürgertum vornehmer Art verkörpernden Kopf- und Gesichtsbildung mit dem glatt gestrichenen, glänzend dunklen, an den Schläfen in zwei sogenannte „Sechser" auslaufenden Haupthaar, mit dem buschigen Schnurr-, dem dichten, rund zugeschnittenen Vollbarte, mit dem Rembrand'schen Bronzeton der Gesichtsfarbe und vor allem mit den ernsten, aber stets wohlwollend blickenden Augen war darnach angetan, allerwärts, wo dieser Mann sich zeigte, sei es im engen Familienkreise oder in öffentlicher Versammlung, Vertrauen und ein gewisses Bedürfnis freiwilliger Unterwerfung unter die Autorität seines Urteiles hervorzurufen. Dabei war er weit entfernt, ein moderner Uebermensch zu sein. Seine Autorität war anspruchslos, sein Gebot ohne Härte, sein Rat väterlich warm. Nie sah ich ihn bei Parteiberatungen persönlich erregt, nie hörte ich bei solchen Anlässen aus seinem Munde Worte, die ihn in den Zwist der Parteien hineingerissen hätten. So erschien er den Ratsuchenden als eine Art milden Orakels, den Streitenden als unanfechtbarer Schiedsrichter, den Versammlungen als ihr natürliches Oberhaupt.

Diese Eigenschaft, Hochachtung und Zutrauen im stärksten Maße zu erringen, schien umso auffälliger, als unter den Berufsgenossen meines Vaters so Viele waren, die ihm an eigentlichem forensischen Talent, sowie an Umfang und Vertiefung des Wissens im allgemeinen und im besonderen auf juristischem Gebiete zweifellos überlegen waren. Seine Vorzüge waren keine blendenden und doch mochten ihn sämtliche Kollegen, die klingendsten Namen nicht ausgenommen, um die Wirkung seiner Persönlichkeit auf alt und jung, auf Männer und Frauen, beneiden. Oft zweifelte ich, wie es meinem Vater gelingen werde, eine seiner bisherigen Praxis fernliegende Materie sich zurechtzulegen und die geforderte Entscheidung zu treffen. Und siehe da, wo sich ein anderer in den Fäden der eigenen Gelehrsamkeit verstrickt hätte, fand mein Vater allemal die natürlichste Lösung der Welt, dem mazedonischen Alexander bei Durchhauung des gordischen Knotens vergleichbar.

Von den Ereignissen nach der Kanzleieröffnung erwähne ich seine im Jahre 1872 erfolgte Berufung in den Disziplinarrat der niederösterreichischen Advokatenkammer und seine im selben Jahre mit drei Kollegen unternommene Reise nach Italien, welche ihn bis nach Sizilien führte und nach der Küste Afrikas fortgesetzt worden wäre, wenn nicht eine plötzlich ausgebrochene Scharlacherkrankung meines Bruders nach dreimonatlicher Abwesenheit die überstürzte Rückkehr veranlaßt hätte. Die Erinnerung an diese zweifellos mit köstlichem geistigen Gewinne verbundene Reise spiegelte sich in zahlreichen Abendgesprächen an unserem Speisetische wieder, bei denen viele käuflich erworbene Lichtbildaufnahmen die Erzählungen vom alten Forum, vom Kolosseum, von der Florentiner loggia dei lanzi, von Pompeji, dem damals von einem neuen Ausbruche heimgesuchten Vesuv, den herrlichen Bauresten Palermos und vielen anderen erhebenden Eindrücken unterstützten und illustrierten.

Aus dem Geschäftskreise seines ehemaligen Chefs, des Dr. Budinszky, hatte mein Vater eine Anzahl aristokratischer Parteien in seine neueröffnete Kanzlei übernehmen können. Hiezu ge-

hörten unter anderen der regierende Fürst Johann II. von und zu Liechtenstein, Graf Karl Lanckoronski und Graf Anton Magnis.

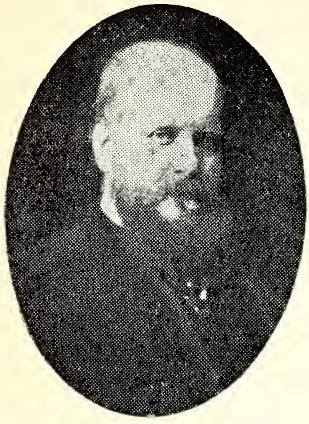
Die Vertretung des regierenden Fürsten Liechtenstein bestand einerseits in einer rein anwaltschaftlichen Tätigkeit, welche die rechtsfreundliche Beratung des Fürsten und die Durchführung aller juristischen Angelegenheiten, zunächst insbesondere die Führung der höchst umfangreichen Verlassenschaft nach dem Fürsten Joseph Alois, in sich schloß, anderseits in der Mitwirkung bei den Beratungen des aus drei Mitgliedern bestehenden fürstlichen Appellationsgerichtes für das Fürstentum Liechtenstein. In ersterer Eigenschaft führte er den Titel eines fürstlichen Generalanwaltes; als Mitglied des Appellationsgerichtes, an welches die Berufungen gegen die Entscheidungen des fürstlichen Landgerichtes in Vaduz zu richten waren, nahm er gewissermaßen die Stelle eines Oberlandesgerichtsrates, allerdings ohne Bezüge, ein und führte als solcher den Titel eines fürstlichen Appellationsgerichtsrates. Der Fürst, den

ich späterhin während meiner eigenen Amtsführung als einen gütigen, in manchem Belange vielleicht zu nachgiebigen Mann kennen lernte, zählte zu jenen Hochgestellten, welche sich im Umgange mit Leuten geringeren Standes zwanglos und vertraulich geben, gegenüber Personen von Rang und gesellschaftlicher Stellung aber, vielleicht infolge übler Erfahrungen eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung bekunden. Es mochte dies der Hauptgrund sein, welcher den Fürsten durch viele Jahre hindurch abhielt, mit meinem Vater, der nicht gut anders, als auf dem Fuße einer unserer modernen Auffassung entsprechenden Gleichstellung zu behandeln war, in nähere Berührung zu treten. Erst als sich die Persönlichkeit meines Vaters in anderen, dem Fürsten rangsgleichen Kreisen Bahn gebrochen, erlangte mein Vater regelmäßigen und häufigen Zutritt in das Empfangszimmer des Fürsten, der ihn schließlich unter Zeichen uneingeschränkten Vertrauens selbst zu seinen einsamen Mahlzeiten im Wiener Palais oder auf einem seiner Schlösser wiederholt zuzog.

Dem Umfange nach nahm die Liechtenstein'sche Vertretung im Geschäfte meines Vaters unstreitig den ersten Rang ein. Gleichwohl war sie gerade diejenige, welche seine eigene Tätigkeit fast am wenigsten in Anspruch nahm, da es sich bei derselben nur selten um persönliche Fragen, sondern vorwiegend um die Durchführung umfangreicher, grundbuchsrechtlicher Arbeiten handelte, welche er getrost seinen langjährig geschulten Konzipienten überlassen konnte. Doch gab es von Zeit zu Zeit immer wieder heikle Familienfragen, wie die Sorge um den, dem körperlichen und finanziellen Verfalle entgegeneilenden fürstlichen Neffen, den Prinzen Karl Liechtenstein, oder wichtige, das fürstliche Fideikommiß und die Regierung des Fürstentums Liechtenstein betreffende Angelegenheiten, welche die besondere Aufmerksamkeit meines Vaters und gelegentlich auch seine persönliche Anwesenheit in Vaduz oder auf einer der Fideikommißherrschaften erforderten.

Im Gegensatze zu dieser Vertretung muß jene des Grafen Lanckoronski als diejenige bezeichnet werden, welche meinen Vater in dauerndster und innigster Berührung mit seinem Klienten erhielt.

Dies gilt besonders von der Zeit seit dem Ende der Siebzigerjahre, als an die Stelle des alten Grafen nach dessen Tode der temperamentvolle, kaum 25jährige Graf Karl, der nachmalige kaiserliche Oberstkämmerer, getreten war. Dieser



hatte eine, seinen Anlagen entsprechende, höchst sorgfältige geistige Erziehung erhalten und hatte sich unter der Anleitung des Universitätsprofessors und nachmaligen Unterrichtsministers Dr. Hartel zu einem der gediegensten Kenner auf kunstgeschichtlichem und sprachwissenschaftlichem Gebiete herangebildet. Zugleich hatte er das Doktorat der Rechtswissenschaft erlangt und ragte demzufolge inselartig aus der Flut des österreichischen Adels hervor, welcher sich damals im Gegensatze zu der vorangegangenen Beethoven'schen Zeitperiode weder mit Musik noch mit anderen ernsten Gegenständen befaßte, sondern seinen Ehrgeiz vorzüglich auf dem Rennplatze befriedigte und seinen würdigen Versammlungspunkt im Jokey-Klub fand. Noch sind mir zwei Kindergesellschaften im Lanckoronski'schen Hause in Erinnerung, zu denen auch mein Bruder und ich geladen waren und bei welchen die über alles hoch hinausragende, lebhaft gestikulierende Gestalt des jugendlichen Grafen und das hohe Organ seiner Stimme unsere ganze kindliche Aufmerksamkeit auf sich lenkten, uns mit einer Art schreckenvoller Bewunderung erfüllend. Bei späteren Besuchen, unter welchen ein festliches Frühstück aus Anlaß meiner Firmung ein freundliches Gedenkblatt meiner Jugend bildet, wirkte die Fülle der nicht mit blinder Sammelwut, sondern mit erlesenem Geschmacke aus fremden Ländern zusammengetragenen Kunstgegenstände mächtig auf mich ein und gaben mir einen Begriff von würdiger Verwendung des Reichtums. Graf Lanckoronski hatte von seinem Vater einen ausgedehnten Güterbesitz in Ostgalizien und in Rußland, sowie namhaftes bewegliches Vermögen geerbt und widmete sich der Verwaltung dieses Erbes gleichfalls mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Interesses, wobei ihm die häufige Beratung mit dem ihm an Jahren und Erfahrung überlegenen Rechtsfreunde ein natürliches Bedürfnis war.

Die dritte aus der Budinszky'schen Kanzlei übernommene große Vertretung, jene des Grafen Anton Magnis, erhielt einen besonderen Reiz durch den Umstand, daß sie dem bevollmächtigten Anwalte das unbeschränkte Eigentumsrecht an einem in seiner Art einzigen Gutsbesitze vorzutäuschen vermochte. Infolge der ständigen Abwesenheit des in Berlin lebenden Grafen Magnis oblag meinem Vater die Verwaltung des Schlosses und Gutes Straßnitz in Mähren, welche er vollkommen souverän leitete und im Einzelnen durch drei vertrauenswürdige Beamte, den Direktor, den Forstmeister und den Rentmeister besorgen ließ. Ein durch alle Stockwerke im behaglichsten Biedermeierstile eingerichtetes Schloß mit allen Bequemlichkeiten eines vornehmen Edelsitzes, mit einer in frühere Jahrhunderte zurückreichenden, tausende von Bänden zählenden Bibliothek, einem höchst niedlichen Kokokotheater, nebst allen dazugehörigen Kostümen und vielem wertvollen Hausrate und das alles unbenützt, scheinbar herrenlos, wie im Zauberschlafe ruhend — das mußte selbst dem nüchternen Geschäftsmann eine unwiderstehliche Anziehung bieten um so mehr, als der Wunsch des Grafen auf eine möglichst häufige

Besichtigung des verwaisten Schlosses durch seinen Bevollmächtigten gerichtet war. Aber nicht nur mein Vater verdankte diesen Inspektionen, mit welchen auch die Jagd in den ausgedehnten Forsten auf Rehe, Fasanen und Rebhühner verbunden war, Tage reinster und frohester Erholung, auch für meinen Bruder und mich bilden die von uns in jenem Eden genossenen Jugendzeiten eine der köstlichsten Erinnerungen vergangenen Glückes. Früh lockte uns heller Vogelgesang in den sich weithin erstreckenden Schloßpark, in welchem Kahnfahrten

mit Fischerei abwechselten, während die nahe fließende March zu erquickenden Schwimmbädern einlud. Mittags fand man sich zur Tafel im Schlosse ein, welche von dem behandschuhten alten Kammerdiener, einem echten Inventarstück vormärzlicher Schloßherrlichkeit, kunst- und stilgerecht aufgetragen wurde. Ein nachdenkliches Stündchen oben in der kühlen Schloßbibliothek half über den Nachmittag hinweg, während der Abend wieder dem Walde, den Auen oder einem der vielen Meierhöfe gehörte, wenn nicht eine Spazierfahrt im herrschaftlichen Wagen uns in eine der umliegenden slowakischen Ortschaften oder nach dem an den Schloßpark anschließenden regsamen Städtchen Straßnitz brachte. Während dessen entledigte sich mein Vater in der Gutskanzlei seiner geschäftlichen Obliegenheiten, welche freilich zu den angenehmsten seines ausgedehnten Pflichtenkreises gehört haben dürften und deren Erfüllung ihm nebenher auch durch reichliche Sendungen von Wild aller Art und von köstlichen Weinen aus der gräflichen Musterkellerei gelohnt wurde.

Hier in Straßnitz war es, wo mein Vater im Alter von 52 Jahren die Nimrodweihe in dem prächtigen herrschaftlichen Jagdreviere erhielt. Niemals allerdings, steigerte sich dieses gelegentliche Vergnügen bei meinem Vater zur Leidenschaft, wie er denn überhaupt keine Leidenschaften zu kennen schien; immerhin aber entledigte er sich der ungewohnten Aufgabe mit der ihm eigentümlichen Verläßlichkeit. Ich wüßte nicht, daß er außer den drei angesagten Jagden zu Straßnitz und einigen gelegentlichen Pürschgängen daselbst sonst noch die Büchse zur Hand genommen hätte. Aber wenn er dort nach abgebrochenem Treiben auf winterlich verschneiter Waldlichtung inmitten der Schar geladener Jagdgäste, der Beamten und Jagdgehilfen saß, als oberster Jagdherr die Strecke übersehend und die Heranbringung des nachgefahrenen Jagdfrühstückes anordnend, da mochte ihn ein Gefühl hoher Befriedigung über diesen schönen Lohn seines Schaffens erfüllen.

Alles dies geschah übrigens mit vollster Zustimmung, ja geradezu über Aufforderung des abwesenden Grafen, welcher als einsichtiger Kavalier die Verpflichtung fühlte, auf seinem Besitze zeitweilig gewissermaßen Hof zu halten und zufrieden war, sich dieser für ihn unbequemen und kostspieligen Verbindlichkeit durch eine geeignete Stellvertretung zu entledigen.

Hatte das Dreigestirn Liechtenstein—Lanckoronski—Magnis dem Ansehen der Kanzlei auch schon in den ersten Jahren ihrer Eröffnung einen gewissen vornehmen Glanz gesichert, so ließ doch erst das Jahr 1880, in welchem der Eheungültigkeitsprozeß des jungen Grafen Lanckoronski und seiner Frau, einer geborenen Altgräfin Salm, infolge päpstlichen Spruches im Sinne der Ehelösung entschieden wurde, den Ruf meines Vaters in weitere Kreise der Stadt, insbesondere jene des Hochadels dringen. Lebenslange Dankbarkeit und kindlich ergebene Freundschaft des damals erst 27jährigen, für alles Hohe und Schöne begeisterten Grafen war der ideelle Lohn dieses Erfolges. Außerdem entledigte sich der mit materiellen Gütern reichlich gesegnete gräfliche Klient seiner Dankesschuld im Laufe der Jahre durch zahlreiche geschmackvolle Geschenke von Teppichen, silbernen Vasen, Speisegeräten, kunstvollen Möbeln, Bildern und anderen Wertgegenständen. Wie erwähnt, war mein Vater häufiger Gast beim Grafen, dessen Forschungsreisen nach den klassischen Ausgrabungsfeldern von Klein-Asien nebst zahlreichen Kunstreisen nach Italien und der von ihm selbst beschriebenen Reise um die Erde (1889) des Interessanten genug boten.

Der bis dahin seltene Fall der Ungültigkeitserklärung einer Ehe mit der Möglichkeit für beide katholische Teile, eine neue Verbindung einzugehen, brachte der Kanzlei auch einen zweiten in weiter Oeffentlichkeit besprochenen Eheungültigkeitsprozeß, jenen der Frau Haupt-Klinkosch, zu, welche in zweiter Ehe mit dem späteren Landmarschall von Niederösterreich, Prinzen Alois Liechtenstein, verheiratet war. Von den sich nun rasch mehrenden Vertretungen möchte ich nur einige namentlich hervorheben.

(Fortsetzung auf Seite 72.)

Vom Jordanfluß zum Gänsehäufel.

Badeleben einst und jetzt.

Aehnlich einer guten Zigarre oder einer Tasse frischgekochten Kaffees vermag bekanntlich auch ein kaltes Bad anregend und belebend auf unsere Geistesverfassung zu wirken. Diesen stimulierenden Einfluß des Wassers nach der langen Winterpause wieder einmal zu erproben, begab sich der bereits etwas stubengebleichte Geschichtsprofessor nach dem Wiener Lido, genannt „Gänsehäufel", und lagerte sich nach geleisteter Schwimmarbeit, gehüllt in den künstlerischen Faltenwurf seiner Bade-Toga, am Strande, um darüber nachzudenken, worüber er denn eigentlich nachdenken könnte. Ueber das Baden? Warum nicht? Hatte doch nicht leicht eine andere menschliche Gewohnheit eine so reiche, zu philosophischen Rück- und Ausblicken einladende Geschichte aufzuweisen, wie die Gewohnheit des Badens? Seit den Tagen der Homerischen Helden, deren Bewillkommnung im Hause des Gastfreundes mit einem von den dienenden Jungfrauen bereiteten und ohne Prüderie durchgeführten Reinigungsbade begann, bis zu den Sportfesten unserer heutigen, mit Restaurationsbetrieb und Tanzdiele ausgestatteten Strandbäder zieht sich eine Girlande reizvoll verschlungener, historisch durchaus beglaubigter Bäderbilder, in denen selbstverständlich auch der Erotik, der zarten wie der derben, ein gebührender Platz eingeräumt erscheint.

Wie anregend also, im weichen Schwemmsande eines Donaustrandbades oder einer sonstigen Stätte badefröhlicher Nacktkultur liegend und den Körper der milden Frühjahrssonne zum Trocknen bietend, einmal jene Gemälde vergange-

ner Wasserkultur an sich vorüberziehen zu lassen!

Hier diese von Nässe triefende männliche Badefigur mit dem gebräunten, zur Fettbildung neigenden Leib, dem schwarzen Kringelhaar und dem alttestamentarischen Gesichtsschnitte versetzt den sinnenden Gelehrten rasch an die Ufer des den Juden heiligen Jordanflusses und veranlaßt ihn zu einer kleinen philosophischen Betrachtung über die im Grunde doch so verschiedenen Zwecke des Badens. Auch am Jordan wurde ja schon in biblischer Vorzeit gebadet. War dies aber ein Baden in unserem modernen Sinne? Ist und war dem Orientalen ein Gang ins kalte Wasser jemals wirkliches Bedürfnis? Dagegen spricht schon unsere Reiseerfahrung, die uns darüber belehrt, daß der Reinlichkeitssinn mit zunehmender klimatischer Wärme, also gegen Süden, abnimmt, dagegen spricht ferner das Verhalten der tierischen Natur im allgemeinen, die uns zeigt, daß Lebewesen, so weit sie nicht überhaupt dem feuchten Element angehören, die Berührung mit dem Wasser nur ganz ausnahmsweise, wie Hunde oder Pferde, an sehr heißen Tagen suchen, dagegen spricht schließlich aber auch die immer wiederkehrende ausdrückliche Anordnung regelmäßiger Waschungen, welche die meisten Religionsstifter des Orients in ihre rituellen Vorschriften aufgenommen haben, in der offenbaren Erkenntnis, daß diese regelmäßige Reinigung, welche gerade in den heißen Ländern eine sanitäre Notwendigkeit darstellt, ohne die Furcht vor der göttlichen Strafe arg vernachlässigt würde.

Und so wanderten die Israeliten zum Jordan, die Inder zum Ganges, die Aegypter zum Nil, die Babylonier zum Euphrat, nicht, um ihrem Reinlichkeitsbetriebe oder der sportlichen Körperabhärtung zu frönen, sondern ausschließlich in Befolgung ritueller Gebote zur Vornahme der heiligen Waschungen. Daß dieser religiöse Charakter des alttestamentarischen Badens allerdings gelegentlich auch durch minder gottgefällige Werke getrübt werden konnte, beweisen die Episoden von David und Bathseba und von Susanne im Bade.

Von seiner sonnendurchwärmten Sandmatratze aus blickt der kulturhistorisch angeregter Professor soeben auf eine Gruppe hopsender und kreischender Wasserjungfrauen, die sich von Badegenossen des anderen Geschlechtes angenehm beachtet wissen und denkt in seinem Forscherdrange eben darüber nach, wie gründlich doch jener religiöse Zweck des Badens seit dem Tage, da Jesus die heilige Taufe in den Fluten des Jordan empfangen, verloren gegangen, als ihm eine Gruppe junger, sich turnerisch ausarbeitender Körper die Zeiten der mit kalten Bädern verbundenen griechischen Gymnasien vor Augen führt. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ mochte er da mit Faust ausrufen. Dort nur Beugung unter ein unbequemes, mit göttlicher Strafsanktion verknüpftes Gebot, hier freies Ausleben jugendlicher Energie zu bewußter Förderung leiblicher Kraft und Gesundheit. Ja wohl, sagte er sich, an diese hellenischen Bädergymnasien, in denen Jünglinge in voller Nacktheit der Ausbildung jeglichen Körpersports oblagen, knüpft ja unser heutiger Schwimm- und Badesport, soweit er der Körperstählung und nicht anderen, minder nervenstärkenden Zwecken dient, unmittelbar an, freilich zeitlich getrennt durch fast zwei Jahrtausende, denen dieser kulturell hochwertigste Zweck und Sinn des Körperbades so gut wie ganz abhanden gekommen war.

Denn schon, was die Römer in ihren üppig eingerichteten Luxusbädern suchten und auch in reichstem Maße fanden, war keineswegs körperliche Ertüchtigung, sondern ausschließlich körperliches Behagen, kosmetische Leibespflege und wohl auch sinnliche Anregung verschiedenster Art.

Daß einer solchen Entwicklung der Körperkultur seitens einer alles Körperliche dem Geiste unterordnenden Bewegung, wie es das Christentum war, wenig Nachsicht und Duldung entgegen-

gebracht wurde, erscheint verständlich; ebenso auch, daß sich die Donnerkeile der Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte mehr und mehr gegen die Unsitten und schließlich gegen die Sitte des Badens überhaupt richteten und daß die leibliche Reinigung wenigstens bei der Menge des Volkes gegenüber der seelischen allmählich ins Hintertreffen geriet. Einzig und allein das sogenannte „Judenbad" hatte sich als ständige Volkseinrichtung in den Ghettos der Städte erhalten, ohne allerdings infolge seiner konfessionellen Abgeschlossenheit für das allgemeine Volkswohl Bedeutung zu erlangen.

Erst die Kreuzzüge brachten im Gefolge der bedauerlichen Einschleppung morgenländischer Krankheitsformen, wie des Aussatzes und der Lues um die erste Jahrtausendwende auch eine Wiederbelebung der Volksbäder, die nun in ganz Deutschland und Oesterreich unter dem Namen der „Badestuben" eine ständige Wohlfahrtseinrichtung der Bürger und gewerbetreibenden Stände wurden. Und so weit gedieh schon damals das Bewußtsein der durch Bäder bewirkten Gesundheitsförderung und des damit verbundenen Volkswohles, daß durch die meisten Zunftvorschriften den Gesellen ein alle Samstage auszubezahlendes „Badgeld" zuerkannt wurde. Daß eine hohe Sittenpolizei auch in diesen Badestuben, welche eine Trennung der Geschlechter meist nicht kannten, genugsam Anlaß hatte, mit der stadtobrigkeitlichen Fuchtel dazwischenzufahren, ist eine Erscheinung, die wir bei Vergleichung mit unseren heutigen Zuständen kaum als ein charakteristisches Merkmal des finsteren Mittelalters zu werten haben dürften.

Einer Kulturverfeinerung, wie sie die Renaissance wohl für Kunst und Wissenschaft, nicht aber für das gemeine Volk brachte, war es zuzuschreiben, daß die Badestuben um jener Mißstände willen mehr und mehr in obrigkeitliche Ungnade fielen und aus dem Volksleben der Städte verschwanden, womit wieder einmal recht eigentlich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Dagegen kam in dieser Zeit des städtischen Bäderverfalles allerdings eine andere Form des Badebetriebes, das sogenannte „Wildbad", in steigende Aufnahme, indem seit dem 16. Jahrhundert die natürlichen Heilquellen als Mittel gegen die böse Gicht, Hautausschläge, Verwundungen usw. aufgesucht wurden. Ein ungefähres Bild des Kurlebens in diesen Wildbädern, wo es an Humor und intimen Vergnügungen nicht gefehlt haben muß, vermögen uns vielleicht heute noch die zahlreichen in primitivster Form bestehenden Bauernbadeln Tirols und Bayerns zu geben, wo neben den strengen Kurvorschriften der Grundsatz:

„Aussig Wasser, inne Wein,
Laßt uns allweil fröhlich sein!"

sein Recht bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

Die Trockenlegung der vom Herrn Professor dargebotenen nackten Hautfläche ist der goldenen Frühjahrssonne mittlerweile restlos gelungen und der Gebräunte erwachte aus seinen historischen Träumereien. Schlußergebnis: wenn er von den verschiedenen Zwecken des Badens jenen der religiösen Uebung als heute vermutlich wenig aktuell und des weiteren jenen einer vielleicht uneingestandenen sinnlichen Anregung als offiziell nicht diskutierbar ausschied, so durfte er die dem Bade gewidmete Zeit immerhin noch aus dem vierfachen Grunde der Reinigung, des Wohlbefindens, der Körperstählung und der Krankheitsverhütung für nicht verloren erklären. Und dieser vorstehend geschichtlich illustrierte Zweckmäßigkeitsgedanke, so mußte er sich sagen, war es ja wohl auch, der dem öffentlichen Volksbadewesen endlich zum siegreichen Durchbruche verhalf, als in Deutschland zuerst Hufeland und noch werktätiger Doktor Lassar für die Einrichtung und Verbreitung billiger Volksbadeanstalten eintraten. Zu welch schönen Resultaten diese neue Bewegung, die erst vor kaum 100 Jahren einsetzte, seither auch in unserer engeren österreichischen

Heimat geführt hat, weiß jeder, welcher einem der empirisch festgestellten vier Badeziele, sei es am offenen Donaustrande, sei es in dem Marmorbecken einer geschlossenen Luxusbadeanstalt, sei es schließlich in den Thermen von Gastein oder Hall, zustrebt.

Der Professor verließ im gehobenen Bewußtsein einer durch geistige Gymnastik veredelten, vierfach nützlichen Tat die Kabine, als er durch den aus einer weiblichen Kehle an sein Ohr dringenden Aufschrei aufgeschreckt wurde. Zwei junge Burschen hatten ihre stramme Sportkollegin in übermütiger Laune vom Trambulin ins Wasser geworfen. "Welchem hohen Zwecke mag nun wohl das Bad dieser jungen Leute dienen?" grübelte der gewissenhafte Geschichtsforscher unbefriedigt bei sich und schritt kopfschüttelnd seiner Behausung zu.

Der alte Scherben.

In der Vorstadt, wo die Bescheidenen wohnen,
Ist Rosl, „die lustige Fräul'n" zu Haus',
Von Stadtherrn, heißt's, ja gar von Baronen,
Fliegen Brieferl'n bei der Glücklichen ein und aus.

Bei der Hutmacherin gleich dort um die Ecken
Lernt sie — weil's die Tant' halt so will;
„Wie soll ei'm die Arbeit, die fade, auch schmecken?"
Ihr Traum ist doch längst nur ein Automobil.

„Töff! töff!, was soll das heut' nur bedeuten?
In der stillen Gassen ein Auto gar?
Heiland! Und jetzt hör' i's am Gang draußden läuten —
Ob im Auto der Herr nit der Franzl war?"

Da steht im Zylinder, noch übernächtig,
Der junge Baron auch schon vor der Tür,
Die Tant' ist just' fort und die Lieb' ist so mächtig —
Wenn die Tugend da strauchelt, wer kann dafür?

„Geh', spiel' m'r an Strauß auf dei'n alten Scherben!"
Und wie die Rosl die „Fledermaus" spielt,
„Rosl", sagt er, „i könnt' für di' sterben,
Wir heiraten noch — wirst seh'n, mei' Wort gilt."

Und der Franzl kommt oft und die Rosl spielt wieder,
Was das Mädel gar für ein' Treffer macht!
Aber einmal, da fährt ihr der Schreck in die Glieder,
Die Aermste, nie hat sie seither mehr gelacht.

Acht Tage schon kein Töff! Töff! in der Gasse,
Acht Tage kein Walzer von Johann Strauß —
„Da, was ist das für eine Menschenmasse?
Steigt dort aus'n Auto der Franzl nit aus?"

Sie sieht ihn die Stufen zur Kirchentür steigen,
Sie sieht unter'm Schleier die lächelnde Braut,
Sie sieht, nein, sie sieht nichts — der Rest ist Schweigen,
Ihren Lippen entringt sich kein klagender Laut.

Doch daheim nach einem Erinnerungszeichen
Vom Treulosen späht sie umher voll Scheu,
Mit Müh' noch kann das Klavier sie erreichen —
Der alte Scherben, er blieb ihr treu.

Sie klappt ihn auf, den verstimmten Kasten,
Es war ein Erbstück vom Großvater her —
„Glücklich ist, wer vergißt" — und sie sinkt auf die Tasten,
Es war sein Leiblied — sie kann nicht mehr.

Die Jahre wechseln, es wechselt das Lieben,
Doch aus dem Herzen das Glück flog fort,
Der Scherben nur ist der alte geblieben,
Er zieht mit der Rosl von Ort zu Ort.

Wer ist sie, die abends im Haustordunkel
Umherspäht nach Bajaderenart?
Eine stumme Begrüßung, ein kurzes Gemunkel —
Gottlob, sie hat nicht umsonst geharrt.

„Komm, mach' dir's bequem hier" — doch, die
Glühlampe zündend
Erkennt sie — o Schicksal — ein leiser Schrei,
Dann faßt sie sich wieder und liebekündend
Schließt ihr Mund sich an seinen — wie einst im Mai.

Ihn aber trennt längst ein Sündenregister
Von Rosls Gedächtnis, jenen Don Juans gleich,
Und ahnungslos lauscht er dem Ofengeknister,
Wie schmiegen die Kissen so warm sich und weich!

Nicht kann die Gewohnheit ihren Sinn auch
betören,
Es faßt sie der Ekel bezahlter Lust —
Noch einmal soll er ihr angehören,
Doch als Fremder nicht, nein, des Vergang'nen
bewußt!

Im Spitzenschlafrock zur Zimmerecke
Eilt die Verlor'ne — was will sie hier?
Daß noch einmal verlosch'ne Gluten sie wecke,
Sitzt nieder sie an dem verstaubten Klavier.

Doch der Gast hat Eile. Schon greift er zum Hute,
Das Geschäft ist geordnet — nun gute Nacht!
Da horch' — wie wird ihm so seltsam zu Mute?
Ist aus zehnjähr'gem Traum er plötzlich erwacht?

„Glücklich ist, wer vergißt" — die süßen Töne,
Wie damals pfeift er sie träumerisch mit,
„Jessas, das is' ja von Fünfhaus die Schöne!"
Und ein Jugendhauch über sein Antlitz glitt.

Sie gewahrt's, sie sieht ihn zu ihr sich beugen —
„Du bist ja die Rosl!" „Und du der Franz!"
Den „Kanari" nur hat ihr Kuß zum Zeugen,
Sie singen und pfeifen zum Hochzeitstanz.

Der Taumel schwindet, der Freund kehrt nach
Hause —
Für käufliche gibts ja kein dauernd Glück,
Und draußen woget das Großstadtgebrause,
Das Leben rollt weiter, es rollt nie zurück.

Gern wär' sie gefolgt ihm als Magd nur, als
schlichte,
Doch einsam zu bleiben, ist Dirnenfluch,
Der Freund, er verläßt sie vor Tageslichte,
Daß die Welt nichts gewahre von diesem Besuch.

Wohl sitzt sie täglich am Flügel nieder,
Wohl spielt sie die Weise aufs neu, aufs neu:
„Glücklich ist, wer vergießt" — doch der Freund
kehrt nicht wieder,
Nur der alte Scherben, der bleibt ihr treu.

Glück ab!

Eine Flugzeugkomödie in einem Aufzug.

Personen:

Schiffsreeder Thomas Yuamalata, genannt Jum, ein Farbiger
Eveline, seine Frau, Deutschamerikanerin
Dr. Maxim Rumbold, Professor aus Deutschland

Die Handlung spielt in der Passagierkabine einer Privatflug-Jacht in Nordamerika, zuletzt im Hotel eines amerikanischen Städtchens.

In der Luftschiffkabine:

Die Kabine ist mit einigen eleganten Sitzmöbeln ausgestattet. An der rechten Seite befindet sich eine Tür, welche zum Arbeitsraum des Piloten führt. Man hört andauernd das dumpfe Geräusch des Propellers. Eveline und Dr. Rumbold stehen am Fenster der Kabine.

Eveline (heiteres, anmutiges Wesen zu leichterer Lebensauffassung geneigt, aber nicht leichtfertig): Ist es nicht eine reizende Laune meines Mannes, daß er mich meine erste Luftfahrt an Deiner Seite machen läßt, Maxim? Ich fühle mich einfach herrlich hier oben in den Lüften. Du nicht auch?

Rumbold (Mitte der Dreißiger, ernste Gelehrtennatur): Gewiß. Mir ist, liebe Eveline,

als würden wir uns auf den Flügeln eines mächtigen Adlers über all das Getratsche erheben, das uns beide da unten verfolgt. Nur eines bleibt mir unerklärlich, Eveline.

Eveline (in lächelndem Tone): Ich weiß, Du Närrchen, Du zerbrichst Dir den Kopf, wo Tom plötzlich seine ganze garstige Eifersucht hingetan, daß er mich hier mit Dir allein läßt und da drinnen wie ein richtiger Pilot an der Maschine schuftet und schanzt? Das macht alles sein neuer Sport, die Luftschiffahrt. Gottlob! (Seufzend): Ich war ja schon der Verzweiflung nahe.

Rumbold: Sei auf der Hut, Liebste. Der Teufel schläft nicht, auch der rotfarbige nicht.

Eveline (lachend): Du bist wohl ängstlich? Rasch, gib mir einen Kuß! Wir haben hier doch kein Gegenüber. Außer Tom sind wir die einzigen Menschen hier oben. Da, (sie küßt ihn) ich warte erst gar nicht, Du gestrenger Herr Professor.

Rumbold: Ich glaube, ich höre ihn zur Tür kommen. Wahrhaftig, ich hörte deutlich den Stuhl rücken.

Eveline (aufhorchend): Du hast recht. Sei nur ganz unbefangen. Tom hat ja doch keine Ahnung. Er wütet einfach blind gegen alles, was mir nahe kommt.

Jum öffnet die Türe und tritt ein.

Eveline (unbefangen): Ah, da bist Du ja. Kann ich unsere Vorräte auftragen?

Jum (äußerlich zivilisiert, doch ohne tiefere Bildung. Er spricht das Deutsche schwer und mit starkem englischen Akzent. Seine Redeweise ist sarkastisch mit einem Anfluge niedriger Bosheit): Geben Sie sich keine Mühe, Mistreß Jum! Ich hoffe, wir können uns das Lunch heute ersparen.

Eveline: Was ist das für eine sonderbare Rede, Tom? Warum nennst Du mich heute „Mistreß Jum“?

Jum: Der Name des farbigen Jum taugt Ihnen wohl nicht mehr? Sie wollten vermutlich schon anders heißen — vielleicht „Mistreß Rumbold“ oder sonstirgendwie (hämisch lachend), was, Teuerste?

Eveline (tut einen leisen Aufschrei).

Rumbold (mit gezwungener Fassung): Mister Jum, wie kommen Sie dazu —

Jum: Bitte, wollen wir uns nicht setzen. Ich habe einige Minuten Zeit. Die Maschine läuft ruhig, wir fahren hinter dem Winde. (Alle Drei setzen sich.)

Eveline (mit zitternder Stimme): Ich verstehe wirklich nicht, was —

Jum (zuerst in seinem erkünstelt gelassenem, sarkastischem Tone fortfahrend, allmählich immer erregter): Geduld! Sie werden sogleich zu verstehen beginnen.

Eveline (unsicher): Und dazu mußte man erst das Luftschiff besteigen?

Jum: Sie haben recht, es scheint dies sonderbar. Aber große Ereignisse verlangen große Vorbereitungen, sagt ein amerikanisches Sprichwort. Wo könnte ich mit den beiden Herrschaften so gründlich Abrechnung halten wie hier oben 1000 Meter hoch über Portland — vorausgesetzt, daß mir der Propeller keinen Streich spielt. Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich glaube wahrhaftig, er meutert. (Er entfernt sich eiligst durch die Türe des Arbeitsraumes.)

Eveline (sichtlich bestürzt zu Rumbold): Aeußerst fatal das!

Rumbold: Wir mußten darauf gefaßt sein, liebe Eveline. Ich werde ihn um seine Zustimmung zur Scheidung bitten.

Eveline: Du kennst ihn schlecht. Seine äußere Ruhe ist nur Maske. Er ist furchtbar erregt und in seiner Wut kennt er kein Maß. Wir müssen uns auf alles gefaßt machen. Hast Du eine Waffe bei Dir?

Rumbold: Wie? Du glaubst —

Eveline: Er müßte nicht ein Sprößling der wilden Delaware sein.

Rumbold: Sei unbesorgt, er darf Dir kein Haar krümmen. Hier mein Browning schützt Dich.

Eveline: Ah, er kommt.

Jum tritt wieder ein.

Jum: Ein kleiner Defekt, der zu beheben war. Seien Sie ganz unbesorgt, alles geht wieder gut.

Rumbold (zu Jum): Sie haben von

Abrechnung gesprochen, Mister Jum. Ich bitte Sie um eine nähere Erklärung.

Jum (während sich alle wieder setzen): Gerne, Herr Professor. Hören Sie also gefälligst! Ich weiß, ich bin häßlich und von rötlicher Hautfarbe. Bin ich aber schuld, daß noch mein Vater in den Prärien des Mississippi den Bison und Leoparden gejagt und mir das Erbe seines heißen Indianerblutes hinterließ? Schuld an meinem Unheil ist diese da, weil sie sich in meinen Reichtum verliebte, so wie ich mich in ihre Jugend und Schönheit vergafft habe. Wäre sie damals ehrlich gegen mich gewesen, als ich in meiner Liebesraserei zu Milwaukee sie beschwor, meine Frau zu werden, sie hätte schon damals ihren Abscheu gegen den Indianerstämmling kundgeben müssen und nicht erst drei Jahre später, als ich mir in Portland mein Geschäft, mein Haus und eine neue Heimat auf mein eingebildetes Liebesglück aufgebaut hatte.

Eveline: Abscheu?

Jum (heftig gegen sie): Jawohl, Abscheu. Ich weiß, wir Farbige passen nicht unter euch Weiße, unsere Art zu lieben ist wilder, leidenschaftlicher, der Brunst des Wildes ähnlich. Darum erscheinen wir euch roh und niedrig und ihr verachtet uns. Und als dann der schöne junge Professor aus Europa herüberkam, da war der Ekel vor dem tierischen Halbwilden unüberwindlich und man fing an, sich meinen Liebkosungen zu widersetzen.

Eveline (in Weinen ausbrechend): Wer kann so etwas sagen!

Rumbold: Sie sind in Ihrem Verdachte ungerecht gegen Mistreß Jum.

Jum (gemildert zu Rumbold): Ungerecht, Herr Professor? Ich will wenigstens gegen Sie gerecht sein. Sie sind ein ernster Mann und gewiß daran unschuldig, daß Sie mit Ihren feinen, intelligenten Zügen auf das Herz jeder Frau Eindruck machen! Aber mein Recht ist es, von meiner Frau zu verlangen, daß sie sich diesem Eindrucke widersetze und die Treue auch einem Kothäuter bewahre, wenn sie ihn als Mann angenommen hat.

Rumbold (vorsichtig forschend): Und welche Gründe haben Sie, Mister Jum, das Gegenteil vorauszusetzen?

Jum: Welche Gründe? Nun, als Sie, Herr Professor, im vorigen Jahre ihre Vorlesungen am Gibbon-College in Milwaukee abhielten, beging Mistreß Jum die Unvorsichtigkeit, sich für die von Ihnen besprochene Genealogie des Grottenaals in einer Weise zu interessieren, daß sie keine Ihrer Vorlesungen versäumte. Mir mußte dieses wissenschaftliche Interesse auffallen, allein Sie waren mein Gast und ich selbst gehörte zu den Bewunderern ihrer Gelehrsamkeit, so daß ich meinen Verdacht noch unterdrückte. Als Sie dann in diesem Jahre den für europäische Begriffe immerhin etwas weiten Weg bis Portland im äußersten amerikanischen Westen nicht scheuten, um unser Haus aufzusuchen, Sie verzeihen, da war mein Verdacht so befestigt, daß ich der Angelegenheit mehr Aufmerksamkeit zuwendete, als es für mein Reedereigeschäft nützlich gewesen sein mochte. Meine Beobachtungen nahmen einen recht guten Fortgang, mein Geschäft einen um so schlechteren.

Eveline (entrüstet): Also, wie eine Verbrecherin überwacht — wie unwürdig!

Jum (ein Notizbuch aus der Tasche ziehend und lesend): Sie hatten Ihre erste Begegnung nach der Ankunft des Herrn Professors in Portland am 5. Mai um acht Uhr morgens im Lincoln-Park. Dieser Zusammenkunft folgte am 7. Mai, als ich wegen Ankaufes dieses Flugapparates in Darlington verhandelte, eine Blumensendung mit Billet. Am 10. desselben Monats fand ein gemeinschaftlicher Schiffsausflug nach Moon-Island statt, wobei Mistreß Jum das Haus unter dem Vorwande eines Verwandtenbesuches verließ. (Immer in seinem Notizbuche blätternd.) In kurzer Aufeinanderfolge kamen dann die Zusammenkünfte beim Zuckerbäcker Holsting am 13., 14. und 16. Mai und dann ab 20. Mai die täglichen gemeinschaftlichen Spaziergänge im abgelegenen Roosvelt-Bosket bis gestern. Außerdem

besuchte Mistreß Jum Ihren Vortrag, Herr Professor, vom 15. Mai —

Eveline (verbessernd): 13. Mai —

Jum (rasch): Sehr richtig, 13. Mai. Die Ziffer war nur schlecht zu lesen. Die Schärfe ihres Gedächtnisses ist wahrlich bewunderungswürdig, Mistreß. (Immer lesend): An Korrespondenzen mit der Handschrift Mistreß Jums liefen bei Herrn Professor Rumbold in dieser Zeit ein —

Rumbold (ihn unterbrechend): Ich danke höflichst. Die Portlander Detektive arbeiten zweifellos ausgezeichnet. Nun wohlan, Mister Jum, Sie sollen Recht haben. Ihre Frau ist, ohne Ihnen irgendwie Schuld geben zu wollen, seit längerer Zeit von Abneigung gegen Sie erfüllt. Ich bitte Sie also in ihrem Namen, die Zustimmung zur möglichst baldigen Scheidung Ihrer Ehe zu erteilen. Mistreß Jum verzichtet im Vorhinein auf alle vermögensrechtlichen Ansprüche.

Jum (nach einer kurzen Pause, knirschend vor zorniger Erregung): Abneigung? Wie? Gegen mich? Also ist es wahr, was ich instinktiv gefühlt habe und mir doch nicht ganz zugeben wollte? Abneigung gegen mich, das ist Zuneigung, Liebe, sinnliche Begierde für den Andern.

Rumbold (energisch): Mister Jum!

Jum (in gesteigerter Wut schreiend): Und dazu habe ich ihr meine Reichtümer zu Füßen legen dürfen, dazu habe ich dieses Geschöpf geliebt, verehrt, vergöttert mit meiner ganzen leidenschaftlichen Glut, damit eines Tages der weiße Bruder aus Europa komme und sie mir aus den Armen reiße! Aber ich will meine bestialische Natur nicht weiter verleugnen, bin ich nur halbwertiger Mestize, so verlange man von mir nicht feine Gesittung und Selbstbeherrschung! (Gegen Eveline gewendet) Ahnst Du, Weib, mit welcher Glut der Leidenschaft der häßliche, gemeine Tom dich geliebt hat, wie er mit der Kraft der Liebe alle Kraft seines geschäftlichen Unternehmungsgeistes dahingegeben, wie er an Dir und dem Gift Deiner Schönheit langsam zu Grunde zu gehen begann, nur weil der dumme Tom Dich liebte, noch liebt, noch, noch. Dich einem Andern gönnen? (aufspringend, wie um sie zu würgen) Nein, eher stirbst Du unter meinen Händen, Elende!

Eveline (schreit erschreckt auf).

Rumbold (mit vorgehaltenen Revolver gegen Jum): Zurück! Ich schieße.

Jum (sich wieder fassend, mit erstickter Stimme): Ich kann ja doch nicht ohne sie leben. (Zu Rumbold): Versorgen sie ihre Waffe, Herr Professor! Sie vergessen, daß ich der Einzige von uns dreien bin, der dieses Fahrzeug zu regieren versteht. Ohne mich sind sie beide hier oben verloren.

Rumbold: Sie haben recht. Wir sind hier in ihrer Gewalt. Das war es also wohl, was Sie mit dieser Luftschiffahrt bezweckten. Nachdem Sie also eine friedliche Ordnung der Angelegenheit ablehnen, stelle ich mich zur Austragung der Sache mit der Waffe zur Verfügung.

Eveline: Um Gotteswillen!

Rumbold: Ich bitte Sie, uns schleunigst nach Portland zurückzuführen —

Jum: Wir Amerikaner sind keine Romantiker wie ihr drüben. Was hätte es für einen Zweck, wenn ich Sie im Duell töten würde? Mistreß Jum würde mich nur noch mehr verabscheuen und Sie als Heiligen und Märtyrer verehren. Oder soll ich mich von Ihnen etwa niederschießen lassen, damit Sie sich an meine Stelle bei Mistreß Jum setzen können? (Mit geheimnisvoller Betonung) Nein, da weiß Tom noch ein gründlicheres Mittel zur Lösung. Vorher wollen Sie mich noch einen Augenblick drinnen nachsehen lassen. (Er geht in den Arbeitsraum ab.)

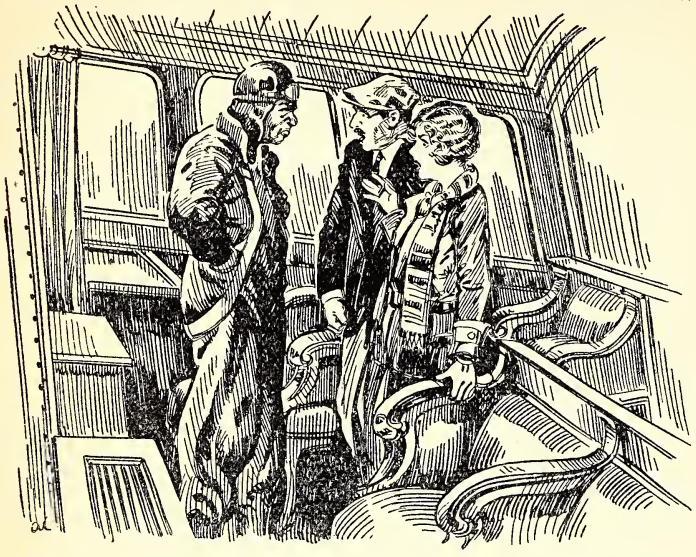
Eveline: Welch eine schreckliche Situation!

Rumbold: Wir sind seine Gefangenen.

Jum tritt wieder ein.

Jum: Es ist alles in bester Ordnung. Die Maschine arbeitet tadellos. Als Kapitän und Pilot dieses Schiffes bin ich Ihnen jedoch eine kleine Mitteilung schuldig. Wir haben nur mehr für ganz kurze Zeit Benzin. Solange die Füllung

der Maschine reicht, werden wir uns halten können. Dann .... (nach einer spannungsvollen Pause) dann schmettern wir aus unserer Höhe von 1000 Metern unerbittlich zu Boden nieder.



Eveline: Barmherziger Himmel!

Rumbold (mit erzwungener Fassung): Ist das Ihre Rache, Unmensch? Sie mußten sich doch mit Benzin vorgesehen haben.

Jum: Ich habe den Rest soeben verschüttet. Von uns dreien darf keiner zurückbleiben. Wir sind durch ein niederträchtiges Schicksal miteinander verkettet. Menschen meines Schlages wechseln die Frauen nicht, wie man Kleider wechselt. Mit meinem Liebesglück ist schon mein Geschäftsglück dahingegangen, nun soll ihm auch mein Leben nachfolgen. Und heiß, wie wir in unserem Lieben sind, wir Urwaldstämmlinge, so heiß und unstillbar ist auch unsere Rache. Darum müßt Ihr mit mir gehen, Ihr Beide sollt euch nicht freuen am Leben, indeß meinen Leichnam die Würmer fressen. Das habe ich geschworen und darum nehme ich Euch mit in den schwarzen Tod. „Glück ab!" heißt der Luftschiffergruß, Glück ab! rufe ich Euch zu, Glück ab in die Grube!

Eveline: Allmächtiger, gibt's da kein Entrinnen? (Zu Jum in flehendem Ton): Rasender, gib mir einen raschen Tod, nur nicht diese fürchterliche Todeserwartung. Ich will ja büßen für meine Schuld, nur andere lass' nicht mitleiden!

Rumbold (eindringlich gegen Jum): Um alles in der Welt, Sie werden sich doch an der Todesangst eines Weibes nicht weiden wollen? Das ist ja Wahnsinn!

Eveline (weinend): Ich beschwöre dich, Tom, sei menschlich!

Rumbold: Wenn Ihnen diese unglückliche Frau jemals etwas war, lassen Sie das Fahrzeug noch rechtzeitig niedergehen, auch ich beschwöre Sie, Mister Jum!

Jum: Es ist zu spät. Wir erreichen den Boden nicht lebend.

Rumbold: So gebrauchen Sie die Fallschirmvorrichtung!

Eveline (schluchzend): Tom, lieber Tom!

Jum (nach einigem Zaudern): Ich glaubte stark zu sein. Aber die Tränen dieses Weibes machen mich schwach. — Ich will versuchen zutun, was noch möglich ist. (Zu Rumbold): Inzwischen erwarten Sie hier das Weitere. Hier diese Zugleine, die zum Fallschirm führt, halten Sie fest, bis ich wieder eintrete. Nicht vom Platze rühren! (Er geht rasch nach dem Pilotenzimmer ab).

Eveline (zu Rumbold eilend): Liebster, daß ich Dich mit mir in den Abgrund reißen muß!

Rumbold (die Zugleine festhaltend): Wir sind einem Wahnsinnigen ins Garn gegangen. Ich möchte ihn mit dem Revolver zur Maschine treiben. Aber er scheint den Tod zu suchen und wir sind ja doch auf seine Gnade angewiesen.

Eveline (aufhorchend): Hörtest Du nicht eben d'rin ein Geräusch?

Rumbold: Ganz deutlich, gewiß. Versuche doch, die Türe zu öffnen!

Eveline (nachdem sie die Klinke gedrückt): Die Tür ist abgesperrt.

Rumbold: Versuche zu klopfen!

Eveline (klopft immer heftiger an die Türe): Was ist das? Kein Laut als der Gang der Maschine.

Rumbold: Ich fürchte, er hat mich bei der Zugleine nur festhalten wollen. Ah, da sehe ich ja erst, die Schnur ist ja oben durchgeschnitten. Wir müssen hineindringen. (Er klopft nochmals mit aller Gewalt.) Halloh, Mister Jum!

Eveline: Schnell! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Man muß die Tür erbrechen.

Rumbold (schreiend): Mister Jum! (Zu Eveline): Ich glaube, die Bewegung des Motors verlangsamt sich. Wir müssen die Tür einschlagen.

Eveline: Rasch! Wo ist ein schweres Instrument? Den Stuhl her!

Rumbold: In Gottes Namen, was es immer ist! (Rumbold schlägt die Tür mit großer Kraft ein. Eine kurze erwartungsvolle Pause.)

Eveline (alles Folgende in steigender Hast und Angst hervorstoßend): Der Raum ist leer. (Rufend): Tom! Tom!

Rumbold: Um Himmelswillen, was ist das? Die Außentür steht offen. Er wird doch nicht ....

Eveline (wie vom Blitz getroffen): Ja! Er hat das Schreckliche gewagt. Er hat sich in die Tiefe gestürzt. (Aufschluchzend.) Maxim, wir sind verloren!

Rumbold: Auch ich sehe keine Rettung. Seien wir stark, Eveline!

Eveline (in höchster Todesangst): Deinen Revolver, Maxim! Erschieße mich — ich fühle deutlich, wir sinken.

Rumbold: Wir stürzen — lebe wohl, Eveline! (Man hört, während sich der Vorhang schließt, noch einen lauten gellenden Aufschrei Evelines und gleich darauf das Aufschlagen des Flugzeuges auf den Erdboden.)

Ein Hotelzimmer.

Eveline (im Bette liegend und Rumbold, der aus dem Nebenraume zu ihr heraustritt).

Rumbold (mit einem Zeitungsblatt in der Hand zu Eveline): Guten Morgen, Eveline. Was hast Du, um Gotteswillen? Du mußt einen bösen Morgentraum gehabt haben. Du hast einen schrecklichen Schrei ausgestoßen.

Eveline (wie aus tiefem Schlafe erwachend): Wo bin ich?

Rumbold: Komm zu Dir, Liebste. Wir sind ja doch im Hotel zu Edington auf der Flucht nach Europa vor Deinem rasenden Gatten, der Dich mit dem Messer bedroht hat.

Eveline (aufjubelnd): Ich bin bei Dir, Maxime, Gottlob!

Rumbold: Was für ein Traum hat Dich erschreckt?

Eveline (lächelnd, aber mit noch zitternder Stimme): Denke Dir, ich träumte, ich wäre mit Dir im Luftschiffe abgestürzt.

Rumbold: Merkwürdig! Hier in der Zeitung, die mir der Portier gab, soll auch etwas von einem Aufsehen erregenden Flugzeugabsturze stehen.

Eveline: Komm, setz Dich an mein Bett. Das mußt Du mir lesen. (Plötzlich bestürzt): Was hast Du, Maxim? Du wirst ja ganz blaß.

Rumbold (in das Zeitungsblatt starrend): Ist das auch ein Traum, der uns zum Besten hält? Tomas Jum, der Schiffsreeder von Portland, mit seinem Flugzeug abgestürzt und als Leiche geborgen — ließ selbst!

Eveline (nimmt das Blatt, wirft einen Blick hinein und läßt es wieder sinken, indem sie tonlos vor sich hinspricht): Er ist tot.

Rumbold: Ja, er, der Dich, Teure, fast zu Tode gepeinigt hat. Aber Du zitterst ja am ganzen Körper — fasse Dich, liebste Eveline!

Eveline (noch, wie verloren): Nun erst erwache ich so recht aus meinem bösen Traum. Drei Jahre hat er gedauert, um nun dieses schreckliche Ende zu nehmen.

Rumbold: Genug, daß er noch rechtzeitig sein Ende gefunden, ehe Du in dieser Atmosphäre von Brutalität und Niedrigkeit umgekommen bist. Vergiß das Vergangene, Eveline, blicke vorwärts über den Ozean, wo Dir in meiner deutschen Vaterstadt eine neue Heimat winkt! (Sich zärtlich über sie beugend): Komm mit mir dort hinüber, Eveline — willst Du?

Eveline (nach einer Pause innig, indem sie die Arme um Rumbolds Nacken schlingt): Nun erst bin ich ganz Dein, Maxim.

Ende.

❖

Mein Klavier.

Dem Einen ein Zeitvertreib flüchtiger Stunden,
Ein Mittler bei Frauen, ein Gutschein auf Glück,
Kommt's dem Andern zum Broterwerb g'rade gefunden,
Dem Dritten ist es ein Möbelstück,
Just recht, den häßlichen Winkel zu füllen.
Und Protzentum klüglich in Kunstsinn zu hüllen.
Ein brauchbar Ding gar für Allerlei,
Zu Tanz und Gelegenheitsmacherei,
Für eitle Prahler, für Kunstakrobaten,
Für Geldverdiener und Spielautomaten,
Die Leimrute oft auch beim Freierfang,
Ein notwendig Uebel leider auch beim Gesang,
Ein Chamäleon, wahrlich, ein Wundertier —
Das ist das Klavier.

Mir aber, mir ist mein Klavier meine Seele:
Am Tage früh ist es mir Morgengebet,
Mein Liebchen des Abends, zu dem ich mich stehle,
Mein Freund, der mich anhört und doch nicht verrät,
Wenn heimliche Freude mir schwellt die Brust,
Der allein oft um meinen Schmerz gewußt.
Ein Webstuhl ist mir's, an dem ich gewoben
Für stürmische Tage ein schützend Kleid,
Eine Schmiede wohl auch, wo die Funken stoben,
Bis geschmiedet der Panzer gegen Mißgunst und Neid.
Ein Zaubergarten, ein Schirm und Dach
Gegen Hagelschläge von Ungemach,
Meine wärmende Sonne, mein Lebensmut
Ja, von allem, was mein ist, das einzige Gut,
Das mich schmerzt zurückzulassen hier,
Wenn dereinst ich beziehe mein letztes Quartier —
Das, ja, das bist du mir,
Mein Klavier!

Mode.

Eine Betrachtung.

Erinnert ihr euch des lustigen Eindrucks alter Kleidermoden, wenn ihr halbvergessene Lichtbilder früherer Jahrzehnte aus der Schublade hervorgeholt habt? Wie urdrollig nimmt sich da der gewichtige Herr Onkel mit seinem turmhohen Zylinderhut und seinem ringmauerartigen Hemdkragen oder gar die ewig jugendliche Frau Tante mit ihrem kühngeschwungenen Federhut auf der kunstvollen Haartour aus! Nicht zu reden von dem Jugendbildnis der verehrten Frau Taufpatin mit Lockenchignon und Reifrock! Wahrhaftig zum Schreien!

„Gottlob, daß diese Dummheiten für immer hinter uns liegen!“ So bekreuzigt ihr euch und tut euch groß, daß euch heute so was doch nicht mehr passieren kann. Das ist die Mode.

Und ein ander Mal habt ihr wohl in vergilbte Bücher und Chroniken geguckt und euch über die Geistesschrullen verflossener Jahrhunderte lustig gemacht, über Religionsstreite und Fürstendienerei, über Hexenprozesse und Spiritistenschwindel, über Folter und über Unkrennbarkeit der Ehe. Ja, auch in der Geistesgeschichte der Menschheit gabs Perücken, Zöpfe, hohe Zylinder und Schnürbrüste. Auch das ist Mode.

Aber nicht zu hochmütig, liebe Brüder und Schwestern von heute! Die Mode ist rund und dreht sich, genau wie ihre Mutter, die Erde. So unmöglich es uns heute scheint, sie kommen alle wieder, die Perücken, die Zylinder und die Krinolinen, die körperlichen, wie die geistigen — vielleicht schon in zehn, vielleicht auch erst in hundert Jahren, aber sie kommen wieder. Sie kommen wieder, diese alten neuen Moden, so sicher wie uns die Mode unserer stolzen Gegenwart, das künstlich gefärbte Frauenhaar des alten Rom, die Okkultistenséancen des 18. Jahrhunderts und den längst unter modernen Reinlichkeitsbegriffen begraben geglaubten Lippenstift der Babylonierin wiederbeschert hat.

Kittys Erlebnis.

Kitty hatte ihren Platz tagsüber in dem traulichen Ofenwinkel des Speisezimmers im Hause des Direktors der großen Zellulosefabrik, Herrn Engström, dem sie seit Jahren mit ihrer ganzen treuen Hundeseele ergeben war. Zwar hatte dieser Ergebenheit eine bedenkliche Erschütterung gedroht, als Direktor Engström vor einem halben Jahre seinerseits die Treulosigkeit beging, sein aufrechtes Junggesellentum mit der ehemännlichen Pantoffelgewalt über eine an Jahren und an sittlichem Ernst gar zu ungleichartige Lebensgefährtin zu vertauschen. Allein ihre vornehme, rassenechte Dobermannnatur lehrte sie verzeihen und verhinderte das Aeußerste. So zog sich denn Kitty in vorbildlicher Selbstverleugnung auf das zweite Kollenfach zurück und bemühte sich redlich, ihre Ehrerbietung für den Herrn auch auf dessen neuangetraute jugendliche Gattin zu übertragen.

Erleichtert wurde Kitty dieses sagrifizio dell' intelletto durch die entschiedene Verbesserung ihrer Existenzbedingungen, welche die Standesveränderung Engströms auch für sie mit sich gebracht hatte, indem der Direktor aus diesem Anlasse seine im dritten Stocke eines Stadthauses gelegene Wohnung aufgab und eine bequem inmitten eines Gartens erbaute Beamtenvilla nächst der Fabriksanlage bezog. Welche unabsehbaren Vorteile diese Wohnungsveränderung für

Kitty bei der zeitgerechten Besorgung aller dringenden Geschäfte und für den täglichen Verkehr mit der nachbarlichen Kollegenschaft mit sich bringen mußte, wird der hundefreundliche Leser unschwer zu ermessen vermögen.

Und so ward Herrn Engström die kleine Dummheit seiner späten Verehelichung von Seiten Kittys sogar so weit nachgesehen, daß sie des Abends die gewohnte Lagerstätte neben dem Bette ihres Herrn bezog, wiewohl hinfort manches in diesem intimen Raume geeignet war, einerseits ihr mädchenhaftes Empfinden zu verletzen, andererseits ihre begreifliche Eifersucht nie recht zur Ruhe kommen zu lassen. Mit Ausnahme einer einzigen dunklen Begebenheit, bei welcher die streng gehaltene Kitty nach zehnstündiger Abgängigkeit früh Morgens mit abgerissenen Halsband, beschmutzt und blutig gebissen, heimkehrte, war ja ihr Lebenswandel tadellos gewesen und konnte auch dem ärgsten Lästerer keinen Anlaß zu irgendwelchem Unglimpf bieten.

So rollte dieses Hundedasein, dessen sechster Lenz bereits ins Land gegangen war, mit der linearen Gleichmäßigkeit des durch Kindersegen nicht getrübten Eheglücks von „Herrl“ und „Frauerl“ dahin. Da kam das große Erlebnis in Kittys Erdenwallen. Engström verreiste geschäftlich und Kitty blieb, der früheren Junggesellentradition durchaus entgegen, zu Hause. Die Erfahrung lehrt uns, daß Rivalinnen, so lange sie durch die Autorität des Umworbenen auseinandergehalten werden, einen leidlichen Frieden, ja einen Schein von Harmonie zu bewahren vermögen, daß aber die Feindseligkeiten sofort wieder aufleben, sobald die trennende Scheidewand dieser Autorität in Wegfall gekommen ist.

Und um kein Haar anders stand die Sache bei Kitty und ihrer jungen Herrin. Kleine Gereiztheiten, die durch den ausgleichenden Gerechtigkeitssinn des langjährigen Gebieters leicht beigelegt werden konnten, führten jetzt zu länger andauernden Verstimmungen auf beiden Seiten und ein lauteres Knurren hier, ein ungeduldiges Kommandowort dort, bekundeten auch äußerlich die bedenkliche Verschärfung der Gegensätze.

Aber das waren ja alles Kleinigkeiten, die Kittys Entschluß, ihrem in stiller Liebe verehrten Herrn keine Ungelegenheiten zu bereiten, nicht ernstlich ins Wanken bringen konnten. Da trat mit einem Male ein neuer Akteur auf den Plan, demgegenüber sich die allzeit korrekte Kitty von jeder Verpflichtung hündischer Unterwürfigkeit frei fühlte. Ein junger Blondkopf, dessen sich Kitty von früher her kaum oberflächlich erinnerte, tauchte jetzt in den Abendstunden fast täglich im Speisezimmer auf und schien sich dazu berufen zu fühlen, der ohnedies wenig traurig gestimmten Strohwitwe über die Einsamkeit des Abendtisches hinwegzuhelfen.

Kittys durch die persönlichen Kränkungen geschärfte Beobachtungsgabe fand in dem Gehaben der beiden jungen Leute nur zu bald manches Auffallende. Ihre Augen schienen sich öfter als nach Kittys Erfahrung unter Menschen üblich, zu begegnen, ja zeitweilig gar nicht aus der Verstrickung ihrer ausgesendeten Blicke herauszufinden. Auch ihre Hände mußten sich unausgesetzt im Wege sein, so häufig berührten sie sich oder stießen gegeneinander, nicht einmal immer gleich die Gelegenheit des Ausweichens benützend. Wahre Qualen aber verursachte es der treuen armen Hundeseele, als sie von ihrem dunklen Ofenwinkel aus bemerkte, wie der blonde Herr beim Weggehen sein Gesicht in eine durch keine äußere Notwendigkeit veranlaßte nahe Berührung mit jenem der jungen Frau brachte, ein Vorgang, für dessen Erklärung Kitty überhaupt in ihrem Hundeleben keine Parallele zu finden wußte.

Eines Tages, es mochte der vierte oder fünfte Besuchstag des fremden Herrn sein, erhob sich Frau Engström gleich nach dem Abendessen und trat an das unweit von Kittys Reservatwinkel aufgestellte Klavier. Der Blonde tat sofort

ein Gleiches, nahm dicht neben Frau Engström Aufstellung und entfaltete ein Papier, das sich nach Kittys rascher Diagnose leider als kein Wurstpapier entpuppte. Er hielt es mit beiden Händen vor sich hin, als wollte er auf dem Blatte etwas suchen. Frau Engström begann zu spielen, und jetzt geschah etwas Fürchterliches. Kitty sah den Fremden plötzlich den Mund weit aufreißen und gleich darauf Laute ausstoßen, die nach ihrer Ueberzeugung nur einem körperlichen Schmerzgefühle oder einem leidenschaftlichen Wutausbruche zuzuschreiben sein konnten.

Kitty sprang auf die Beine, um diesem unerwarteten Angriffe auf ihre sensiblen Gehörsnerven entsprechend zu begegnen. Sei es nun, daß die vermeintlichen Schmerzenslaute verwandte Saiten in ihrem Mädchenbusen erzittern ließen, sei es, daß der allem Lebenden innewohnende Nachahmungstrieb sie zu solchem Tun veranlaßte, Kitty öffnete die hocherhobene Schnauze und stimmte ein Klagegeheul an, das Kieselsteine zum Schmelzen hätte bringen können. Die Wirkung dieser edlen Anteilnahme an fremdem Leid aber war eine wesentlich andere, als sich das liebebedürftige Dobermannweibchen erwartet hatte. Wie von einer bösen Schlange gebissen, fuhren die beiden Menschen am Klavier auf und schossen giftsprühende Blicke nach dem Ofenwinkel.

„Kitty, dummes Tier!“ scholl es lieblos aus der Herrin Munde. Der Blonde, der jetzt zu lachen begann, wendete sich wieder dem Papiere zu, das ihm Anlaß zu so qualvollen Gefühlsausbrüchen zu geben schien. Wieder die Einleitung auf dem Klavier, wieder die Kundgebungen schrecklicher Seelenqual durch den unaussprechlich Blonden und wieder das herzzerreißende Teilnahmsgeheul der Hündin.

Einige Sekunden lang schienen die beiden Musizierenden entschlossen, den Kampf mit der Konkurrenz, die ihr Duo in ein unfreiwilliges Trio verwandelte, aufzunehmen. Bald aber fühlten sie sich dem immer kläglicher erschallenden Gesange aus dem Ofenwinkel unterlegen und streckten die musikalischen Waffen.

An die Stelle ehrlichen Kampfes sollte jetzt brutale Gewalt treten. Zuerst vermaß sich der blonde Eindringlich Kittys Halsband zu fassen und sie von ihrem Stammplatz abzudrängen. Ein verdächtiges Knurren bei hinaufgezogener Oberlippe, die das scharfe Gebiß sehen ließ, belehrte den Angreifer über die Grenzen seiner Rechtsbefugnisse in diesem Hause. Nun griff die Herrin persönlich ein, öffnete in unverkennbarer Mißbilligung des vom Freunde versuchten Gewaltaktes die Türe des Speisezimmers und gab dem rassenbewußten Tiere mit dem versöhnlichen Lockrufe „Kitty!“ Gelegenheit zu einem ehrenvollen Abzuge.

Drei Tage bezog nun Kitty ihr nächtliches Lager im Schlafzimmer um zwei Stunden früher, ohne sich nochmals einer ähnlichen kränkenden Behandlung ausgesetzt zu sehen. Wohl schlummerte in ihrem verdüsterten Gemüte der Verdacht der täglichen Anwesenheit des blonden Barbaren und die bisherige Eifersucht gegenüber der ihr oktroyierten Herrin machte einem Gefühle ausgesprochenen, mit Geringschätzung verbundenen Hasses Platz. Wie lange sollte noch die „herrelose, die schreckliche Zeit“ dauern, bis ihre angestammte Würde gegenüber diesen unbefugten Eingriffen wiederhergestellt sein werde? Aber noch war Kittys Maß nicht voll.

Es war ein Sonntag. Kitty hatte ihre Herrin auf einem Spaziergange ins nahe Gehölz begleiten müssen, wobei der unwiderstehlich Blonde natürlich wieder wie zufällig hinzustieß. Kitty war müde nach Hause gekommen und suchte früher als sonst ihre abendliche Lagerstätte auf. Auch Frau Engström schien ruhebedürftig und trat bald nachher ins Schlafzimmer, indem sie daran ging, sich der Kleider zu entledigen. Da öffnete sich eine Spalte in der Türe und der unvermeidliche Blondkopf wurde darin sichtbar. Ein leiser Aufschrei Frau Engströms, der

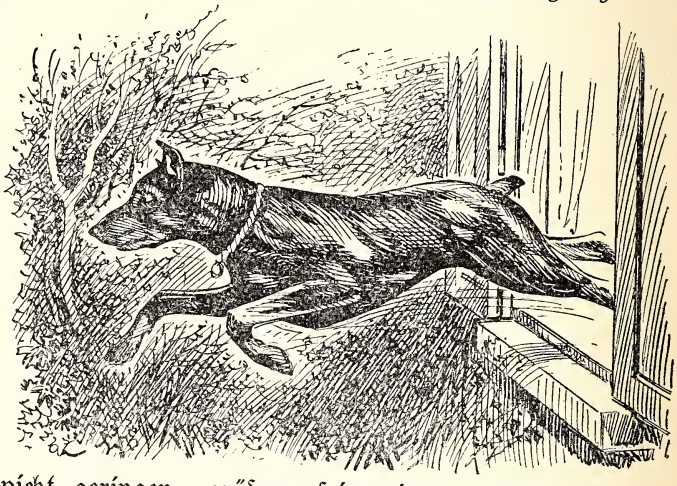
allerdings wenig Ueberzeugendes hatte, und das unmutige, echteste sittliche Entrüstung wiederspiegelnde Knurren Kittys hätte dem Hausfriedensbrecher zur Warnung dienen können. Allein er schien dieselbe nicht allzuernst zu nehmen, denn im nächsten Augenblicke schlüpfte er durch die Türspalte ins Zimmer und stand jetzt in seiner vollen vierschrötigen Männlichkeit dicht bei Frau Engström, die sich von ihrer ersten Ueberraschung auffallend schnell erholt zu haben schien.

Was war hier für eine prinzipienfeste, stammbaumbegabte Kassenhündin zu tun? Möglichste Ignorierung des leider nicht zu Aendernden und passive Resistenz gegenüber allen Verlockungen einer verwerflichen Gemeinschaft mit jenen Beiden, das schien Kitty für die Dauer der Abwesenheit ihres Herrn die allein richtige Politik. Von der körperlichen Müdigkeit unterstützt, gelang es ihrer vorbildlichen Selbstzucht, Augen und Ohren vor Allem zu verschließen, was sich in diesem sonst nur legitimer Pflichterfüllung geweihten Raume innerhalb der nächsten Stunden abspielen mochte.

Kitty dürfte eine ganze Anzahl Stunden glücklicher Gegenwartsvergessenheit im Schlafe verbracht haben, als sie durch das ihr wohlbekannte Geräusch des Toröffnens und in der Hausflur widerhallender Schritte geweckt wurde. Das elektrische Licht der Glühbirne brannte zu ihrer nicht geringen Verwunderung noch immer, wurde aber, ehe sie noch etwaige peinliche Wahrnehmungen zu machen vermochte, wie mit einem Zauberschlage ausgeschaltet. Das Aufschlagen zweier kräftiger Beine auf dem Fußboden, wie von einem plötzlich Aufspringenden, einige hastige Bewegungen, kurz darauf das Aufreißen eines Fensters, des nur einige Stufen erhöht liegenden Schlafzimmers und eine Erscheinung, als würde ein menschlicher Körper bombenartig zum Fenster hinausgeschossen, das war alles, was Kittys erregtes Gemüt in der Dunkelheit wahrzunehmen vermochte.

Jetzt aber nähern sich auch schon die Schritte der Tür, es wird zu öffnen versucht und, da die Tür verschlossen ist, energisch geklopft. Kittys Spürnase hatte längst den zurückgekehrten Herrn erkannt. Frohlockend sprang sie auf und machte ihren Gefühlen durch trommelfellsprengendes Bellen Luft. Langsam, sehr langsam erhob sich Frau Engström, um zu öffnen. Man hätte in derselben Zeit unschwer auch eine dreifach versicherte Panzerkasse aufschließen können.

Direktor Engström trat ein. Erst jetzt wurde das elektrische Licht von Frau Engström wieder eingeschaltet. Aber was ging mit Kittys Herrn heute vor? Er beachtete weder die etwas gedehnte Be-



grüßung seiner jungen Gattin, noch das umso ungestümere Freudengeheul seiner Kitty, sondern eilte schnurstracks dem geöffneten Fenster zu, zog einen Browning aus der Tasche und feuerte sie blindlings in die Nacht hinaus. Dann aber wendete er sein zornglühendes Gesicht nach der Hündin zurück und, mit dem ausgestreckten Arm durchs Fenster zeigend, rief er ihr zu: „Kitty, faß'!“

Da flammte in dem Gehirn des intelligenten Tieres ein Strahl furchtbaren Verstehens auf. Kitty wußte, sie war hier zu Großem berufen. Die jagdgeübten Beine zum Sprung ansetzend, schnellte sie ihren Körper blitzartig auf die Fensterbrüstung, um im nächsten Augenblicke von dort in den Garten zu springen und in gestrecktem Laufe durch die Finsternis dahinzufliegen.

In zwei Sekunden war sie am Gitter angelangt und kam eben noch recht, um den Fliehenden während des Ueberkletterns an der Hand zu fassen. Ein wohlgezielter Schlag auf die Schnauze machte die brave Kitty taumeln und der Flüchtling konnte seine blutende Hand aus der fatalen Umklammerung befreien. Stellen hatte Kitty ihr Wild also zwar nicht können, aber einen ordentlichen Denkzettel mußte sie ihm wohl angehängt haben, dafür sprach die Blutspur, die der herbeieilende Direktor kurz darauf mit seiner Taschenlaterne beleuchtete.

Nachdem Kittys Schnauze von Engström noch einmal dicht an die Blutspuren auf der Erde gedrückt worden war, traten die beiden nächtlichen Verfolger den Rückweg in die Villa an, wo sie den Rest der Nacht im Arbeitszimmer des Direktors auf notdürftig zugerichteten Lagerstätten verbrachten.

Des Morgens ging es nach einem vom Dienstmädchen für Engström und seine getreue Helferin aufgetragenen, fliegenden Frühstück einem neuen Ziele zu. Ein Pfiff des Herrn bildete für Kitty das willkommene Signal zur Bereitschaft. Dicht hinter Engströms Fersen verließ sie Haus und Garten und folgte ihrem Herrn gespannt in das eine Viertelstunde entfernte Gebäude der Gendarmeriestation. Nach kurzer Besprechung traten sie wieder ins Freie, begleitet von dem Kitty aus kleineren Konflikten wohlbekannten Gendarmerieposten führer.

Wie Kitty instinktiv vorausgesehen, ging's wieder zurück an die Stätte ihres nächtlichen Kampfes im Engström'schen Garten. Die beiden Männer begannen hierauf den Blutspuren am Boden eine für Kitty durchaus ehrenvolle Aufmerksamkeit zu schenken, deren schriftlicher Niederschlag sodann in dem Rapportbüchlein des Gendarmen erfolgte.

In diesem historisch denkwürdigen Augenblicke mußte sich der Direktor der beruflichen Vergangenheit Kittys erinnert haben, die in ihren ersten Lebensjahren in Gemeinschaft mit anderen Polizeihunden zur Aufsuchung von Verbrecherspuren verwendet worden war. Denn er legte Kittys Schnauze nochmals an die Blutflecken, schloß sie dann an die Leine und kommandierte nach einem schrillen Pfiff mit dem kleinen Hetzpfeifchen: „Kitty, faß'! Faß', Kitty!" Worauf die ehrgeizige Hündin an der Leine heftig zu zerren begann und ihren Herrn, der vom Postenführer begleitet wurde, zum Gartengitter hinaus gegen die kleine Anhöhe zog, wo der Hof des Bürgermeisters, eines angesehenen Wirtschaftsbesitzers, stand.

Wirklich hielt der Hund beim Tore des Hofes an. Irrte sich das Tier nicht doch in der Witterung? Hier im Hause des Herrn Bürgermeisters sollte der Störer seines ehelichens Friedens zu finden sein? So mochte der zögernd in das Innere des Hofes folgende Engström bei sich denken. Aber Kitty schien keinerlei Unsicherheit zu zeigen. Wie ein geübter Telepath sein Medium, so sicher führte Kitty, bis die Gruppe vor der geschlossenen Haustüre stand, aus der ihnen jetzt der Herr Bürgermeister selbst erstaunt entgegentrat.

Kitty fühlte, wie sich die Blicke auf sie richteten und offenbar alle Schuld an dem peinlichen Morgenbesuche auf ihre Hundeschultern abgewälzt wurde. Aber angesichts der bewaffneten Assistenz gab der Bürgermeister den Weg frei, und der Spaziergang ging weiter ins Innere des Hauses. Engström zitterte bei dem Gedanken, die Spur könnte am Ende gar zu einem Knechte des Hofes führen, in dessen Liebesgarne sich das erlebnisdurstige junge Weib verstrickt hätte.

Endlich hielt Kitty an einer Türe oben im Stocke, die nach längerem Klopfen vorsichtig geöffnet wurde. Es war der Sohn des Bürgermeisters, der seinen strohblonden Kopf durch die Türe steckte. Die Verfolger drängten nach, und Kittys gegen den verschlafenen jungen Mann im Nachtgewande gerichtetes Gebell sowie

des jungen Herrn verbundene Hand ließen keinen Zweifel übrig, daß der Einbrecher in das Engström'sche Eheglück nunmehr gestellt war. Kittys Spürnase hatte dem Direktor die peinliche Frage an seine Gattin, wem sie die Ehre der Nachfolgerschaft in ihre bräutliche Gunst zu Teil werden ließ, somit erspart.

Die Amtshandlung war mit einigen Notizen des Gendarmen erledigt und man begab sich aus dem bemakelten Hause wieder ins Freie, wo sich der Postenführer verabschiedete, während Engström seine Schritte nunmehr in die entgegengesetzte Richtung lenkte und nach zehn Minuten in das Kitty ebenfalls wohlvertraute Haus des Tierarztes eintrat.

Der freundliche Mann schob der durch ihre Gelassenheit manchen zweibeinigen Patienten beschämenden Hündin drei Finger der rechten Hand in den halb freiwillig geöffneten Rachen und betrachtete eine Weile aufmerksam das Gehege der prächtigen Zähne. Nachdem er sich dann für einige Zeit aus dem Zimmer entfernt hatte, trat er wieder herein und jetzt wurde an Kitty eine Prozedur vorgenommen, die geeignet war, selbst gefestigtere Naturen, als es Kitty war, aus dem seelischen Gleichgewichte zu bringen. Sie wurde in eine Art Rahmen gespannt, der Kopf fixiert und der Rachen abermals geöffnet, wobei als Suggestivmittel ein duftendes Fleischstück der Schnauze nahegebracht wurde. Statt des erwarteten guten Bisses aber wurde mit Gaukerkunst eine weiße, breiige Masse in den Rachen eingeschoben und die gewaltsam wiedergeschlossene Schnauze mit einer Art eisernen Maulkorbes zusammengehalten. Erst nach einer geraumen Zeit wurde die Umklammerung gelöst und Kitty von der angelegten Zwangsjacke befreit. Ein Gebell der Entrüstung und einige reflexartig sich auslösende wilde Sprungbewegungen ließen erkennen, daß hier die Grenze dessen überschritten worden war, was man selbst hochwertigsten Zuchttieren zumuten darf. Der freundliche Tierarzt aber wies lächelnd den genommenen Gipsabdruck dem Direktor vor, und nach einigen für Kittys erschöpfte Geduld viel zu langen Minuten endete der peinliche Besuch.

Es muß wohl als eine tierpsychologische Selbstverständlichkeit bezeichnet werden, daß Kittys Bewußtsein durch alle die Vorgänge der letzten Zeit einen mächtigen Impuls erhielt, der durch die auszeichnende Behandlung, welche ihr in zunehmendem Maße von seiten ihres Herrn zuteil wurde, noch eine Verstärkung erfuhr. Eines war gewiß: die Rivalität zwischen Kitty und ihrer Herrin war nunmehr zweifellos zu Gunsten Kittys entschieden. Sie war es ja, die Engströms fast ausschließliche Gesellschaft zu Hause bildete, wie sie es auch war, die den für Engström neueingerichteten Schlafraum allein mit ihm teilte. Ihr Verhältnis zu

Frau Engström aber war, getreu nach dem Vorbilde ihres Gebieters, ein kühles und rein formelles geworden.

Wochen, ja Monate vergingen in dieser für seelenvolle Hunde schier unerträglichen Atmosphäre der Spannung. Kitty wußte, die Wendung mußte kommen. Und sie kam. —

An einem naßkalten Wintermorgen, wo Hunde, die etwas auf sich halten, ungern ins Freie gehen, ertönte wieder der Kommandopfiff, der Kitty zur Erfüllung der höchsten, einem Hunde gestellten Aufgabe, zur Ablegung einer gerichtlichen Zeugenaussage, aufrufen sollte. Der Eisenbahnzug wurde bestiegen, der Weg vom Bahnhof in die Stadt durchschritten und ins Gerichtsgebäude eingetreten. In dem Zimmer, dessen Türe Engström jetzt öffnete, sah Kitty bereits eine Anzahl Personen versammelt, darunter den aus den Reihen ihrer Freunde unnachsichtlich gestrichenen Tierarzt und den Gendarmen. Jetzt war es dem intelligenten Tiere auch klar geworden, daß es sich in seiner Witterung nicht getäuscht hatte, als es vorhin auf dem Korridor im Gedränge der Wartenden an den Röcken seines einstigen Frauerls vorbei gestreift zu sein glaubte. Drinnen im Gerichtszimmer aber erschien jetzt ein Herr in talarartigem Gewande, ähnlich wie Kitty den Herrn Pfarrer zu sehen gewohnt war, und nahm hinter einem langen Tische Platz. Zu seinen beiden Seiten noch einige für Kitty Unbekannte, während sie selbst zu Füßen ihres Herrn dem Langrocke gerade gegenüber sitzen durfte.

Eine Ergründung der Zusammenhänge dieser Vorgänge mit ihrer höchsteigenen Anwesenheit in diesem Saale war von Kitty, bei aller Würdigung ihrer scharfen Witterung, vorerst nicht zu verlangen. Erst, als der böse Tierarzt die bekannte weiße Masse hervorholte, dieselbe mit umständlichen Begleitworten auf den langen Tisch niederlegte und dann an die bereits äußerst beunruhigte Kitty herantrat, um ihr Gebiß bloßzulegen, da spannen sich in dem hochentwickelten Hundegehirn die Erinnerungsfäden zurück bis zu jener Nacht, die so entscheidend für ihre Position im Engström'schen Hause geworden war.

Und jetzt gewahrte sie ja auch dort den famosen Fensterspringer, der mit seiner impertinenten Blondheit den dunklen Saal förmlich zu erhellen schien. Er war eben hereingeführt worden und Kitty erlebte die Genugtuung, mit dem einstigen Bedroher ihrer persönlichen Freiheit hier öffentlich konfrontiert zu werden, wobei die Vergleichung des Gebißabgusses mit der noch deutlich sichtbaren Wundnarbe an der Hand des Blonden eine gewichtige Rolle zu spielen schien.

Kitty wurde zum Schlusse die Auszeichnung zuteil, von allen Beteiligten, darunter auch von gerichtlichen Würdenträgern gestreichelt zu werden und verließ, als die ausgesprochene Heldin des Tages, das Haus.

Welchen Ausgang die auf Kittys stumme Zeugenschaft aufgebaute Verhandlung genommen, blieb für den Scharfsinn Kittys zunächst zwar unerkennbar. Als sie aber in den nächsten zwei Tagen Frau Engström ihre Möbel und Kleider packen und am dritten Tage Herrn Engström wieder das frühere Schlafzimmer, jedoch allein, wie zur seligen Junggesellenzeit, beziehen sah, da wußte Kitty, daß sie mit ihrer edlen Rassentüchtigkeit über den Scheidungsprozeß und damit über das Lebensschicksal ihres Herrn entschieden habe.

So war Engströms Ehedrama zugleich zum überragenden Erlebnis für seine vierbeinige, treue Dienerin geworden.

Schuberts Operntraum.

Hinter-Hainbach, geweihte Stätte
Einst durch Stifters und Schuberts Fuß,
Wann je ein Wand'rer versagt wohl hätte
Deinem Wirtshaus den gastlichen Gruß?

Lenz war's in Hainbach und auch im Busen
Unseres Liedersängers von Wien,
Dem selbst die Frühlingssonne der Musen
Aus den Augen zu lachen schien.

„Freundchen, kehr' ein!" scheint's lockend zu rufen,
„Heuriger löscht deines Durstes Qual."
Aufwärts steigt Schubert die Gartenstufen,
Sitzt hier wohl nieder zum hundertsten Mal.

Aber des Grinzingers köstliche Perle
Tut's dem Verdrießlichen diesmal nicht recht,
Gallig entfährt's ihm: „Die elenden Kerle!"
Geister des Weins, heut' führet ihr schlecht.

Mahnt den durch Abweisung bitter Gekränkten
Immer doch neu an sein Schmerzenskind,
Wie ja die Gaben dem Reichbeschenkten,
Die ihm versagt, stets die liebsten sind!

„Glücklich — unglücklicher Liedermeister!"
Tönt's wie Dämonenspott aus seinem Glas,
„Hebt nicht Rossini sein Haupt immer dreister?
Deutsche Oper, du duldest das?"

Noch diesen Schluck — und sein Selbst kaum mächtig,
Reißt er vom Wirtshaustische sich los,
Bettet den Leib, müd' und übernächtig,
Unter dem Baumdach auf kühlendes Moos.

Dort aus dem ehrgeizentzündeten Hirne
Auf steigt des Genius aargleicher Flug,
Der die Gedanken zum Sehnsuchtsgestirne
Eines Opernlibrettos trug.

Wie das gleich trillerte und musizierte!
Wie sich zum Texte des herrlichen Buchs
Aufzug um Aufzug so flott komponierte,
Bis es zur großen Oper wuchs!

Hingeworfen und reingeschrieben,
Eingereicht und schon aufgeführt —
Was wär' dem Wunsche noch übrig geblieben?
Autor, den Beutel weit aufgeschnürt!

Fünfzigmal muß man das Werk wiederholen,
Und das Kärntnertor, es zahlt bar;
Schließlich wird Schubert zum Kaiser befohlen,
Riesenhaft schwillt der Bewunderer Schar.

Schon ist sein Haus voll von Kunstkoryphäen,
Jeder auf Meisters Wort nur lauscht,
Der aber hat gegen neue Ideen
Längst sein Philistertum auch schon vertauscht.

Operndirektor hört bald er sich nennen,
Wien, ihn zu ehren, schenkt Grund und Palais,
Schulgehilf' einst, lernt das Wohlleben er kennen —
Bauernfeld, Schwind, arme Freunderln, ade!

„Endlich, ja endlich ist Recht mir geworden"
Ruft er, gelagert auf sametnem Pfühl,
Ueberlaut wie mit Trompetenakkorden
Sprengt ihm den Busen ein Gottheitsgefühl.

Doch die Vergött'rung, sie fordert auch Taten,
Weh' wenn das Volk eine Schwäche ahnt!
Gleich wird der Abgott an Jüng're verraten,
Denen die Mode den Weg neu gebahnt.

Und immer dunkler schon glüh'n ihm die Wangen,
Heißer und heißer jetzt brennt der Tag,
Fieberhaft quält den Halbtrunk'nen ein Bangen,
Ob ihm die Oper je glücken mag?

Sorge, sie quält den durch Reichtum Erschlafften,
Ob auch ein zweiter Wurf ihm gelingt?
Nochmals die Kräfte, die mühsam gerafften,
Zu einem Opernentwurfe er zwingt.

Prüft und verwirft, ersinnt, verwirft wieder,
Neues erkünstelnd um jeden Preis,
Schatten des Zweifels, sie senken sich nieder,
Wandeln den blühenden Künstler zum Greis.

Schaudernd er ahnt: nicht zur Tonkunst die Liebe,
Mammon diktiert den erzwung'nen Versuch.
Daß ihm die Unschuld des Schaffens doch bliebe.
Fleht er zu spät — schon wirkt Mammons Fluch.

Habsuchtsteufel, er würgt ihn am Kragen,
Wehe, und raubt ihm Talent, Glück und Ruh';
Schubert, er fühlt sich wie tot und zerschlagen —
Horch, da! Welch Lied trägt ein Windhauch ihm zu?

„Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm' her zu mir, Geselle,
Hier sind'st du deine Ruh'!"

„Find'st deine Ruh' —" stöhnt der Meister.
Wie traulich,
Ach, und wie tief in das Herz sich das singt!
Welch ein Leben, voll Glücks und beschaulich,
Führt doch der Frohe, dem solches gelingt!"

All seinen Reichtum gegeben wohl hätt' er
Für eine Eingebung, dieser gleich —
Lauter jetzt rauschen im Winde die Blätter,
Wecken den Träumer, verstört noch und bleich.

Wunderlich will ihm der Ort erst erscheinen:
Stand denn in Hainbach sein prächtiges Haus?
Erst als sein Lied er erkennt, möcht' er weinen,
Stolz und gerührt jubiliert er's hinaus.

„Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort."

„Narr ich," beginnt er den Wahn zu erkennen,
„Der ich geschmachtet nach Geld und nach Gut!
Darf ich mein Lied nur mein Eigen nennen,
Hab' ich, was not meinem Herzen tut."

Ab war getan so das Operntraumfieber,
Aus auch gezogen der vornehme Rock;
Bleibt uns doch Franz, der nie Alternde, lieber
Als der veralteten Opern ein Schock!

Weiter zieht Schubert, den Nixen zu lauschen,
Die seine Weise dort singen im Bach:

„Laß' singen, Gesell', laß' rauschen
Und wandre fröhlich nach — —
Fröhlich nach — —
Fröhlich nach!"

Ein zeitpsychologisches Rätsel.

Jede Zeit hat ihr besonderes Gesicht, es ist das Zeitgesicht. Wie wir uns aus den Worten und Handlungen des einzelnen Menschen ein psychologisches Gesamtbild seines Wesens formen, so setzt sich uns das Antlitz einer bestimmten Zeitepoche aus einer Vielheit seiner psychologischer Züge zusammen, die wir in gewissen traditionellen Bezeichnungen, wie Renaissancezeit, Zopfzeit, napoleonische Zeit, Schubertzeit usw. zusammenzufassen pflegen.

Ein zeitpsychologisches Kuriosum ganz besonderer Art bildet die wunderbare Geschichte von dem im 18. Jahrhundert lebenden Franzosen, Chevalier d'Eon, der ein halbes Jahrhundert hindurch Könige, Minister, Schriftsteller und Rechtsgelehrte sich darüber streiten ließ, ob er ungeachtet seines Offizierpatents, ungeachtet seiner unbestrittenen Waffentaten im Kriege und ungeachtet seiner diplomatischen Verdienste nicht doch als Angehöriger des weiblichen Geschlechtes anzusehen sei, oder ob er trotz der von ihm im Jahre 1766 plötzlich angelegten und bis zu seinem Tode im Jahre 1809 getragenen Frauenkleider nicht am Ende doch ein richtiger Mann wäre.

Welch eine tolle Zeit, möchte man ausrufen, in der solch ein hermaphroditisches Gaukelspiel möglich war! Und doch war es die Zeit, in der ein Goethe, ein Voltaire und ein Kant lebte, freilich zugleich die Zeit, die einen Cagliostro, einen Casanova und einen Mesmer hervorgebracht hatte. In die Morgenröte der naturwissenschaftlichen Aufklärung fielen eben noch die gewaltigen Schatten des mittelalterlichen Mystizismus und Aberglaubens hinein und schufen jenes eigenartige Clair-obscur, das einerseits der künstlerischen Produktion auf dem Gebiete der Poesie und Musik, andererseits aber auch dem Abenteurer — und Hochstapler-

unwesen so außerordentlich günstig war. Gewiß, in der darauffolgenden Zeit der Naturerkenntnis und der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens wäre wohl die Lächerlichkeit schlechterdings unmöglich gewesen, daß langjährige Prozesse über das wahre Geschlecht des Chevaliers, beziehungsweise der Demoiselle d'Eon, abgeführt wurden, ohne daß man auf den Gedanken verfallen wäre, der politisch und gesellschaftlich hochernst genommenen Farce durch eine gerichtsärztliche Untersuchung ein unrühmliches Ende zu bereiten. Aber freilich, an einen so hochgestellten Herrn, der sich überdies der besonderen Gunst der französischen Könige Ludwig XV. und XVI. erfreute und der in seinen, mit ausgesprochenem Erfolg getragenen Frauenkleidern, außerdem Anspruch auf die besondere Rücksicht jener galanten Zeit besaß, durfte nach damaligen Begriffen so eine gesellschaftliche Bagatelle, wie ein gelernter Wundarzt, nie und nimmer heran.

Und so wurden auf Grund von zweifelhaften Zeugenaussagen und Indizien Prozesse entschieden, Wetten ausgetragen und wissenschaftlich aufgetakelte Werke über den Fall d'Eon geschrieben, ohne daß der auf so unerklärliche Art in seinem 43. Lebensjahre entmannte Dragonerhauptmann jemals eingeladen worden wäre, auch nur einmal in Gegenwart seiner Geschlechtsgenossen oder, wenn es ihm lieber war, seiner angeblichen Geschlechtsgenossinnen, die Toilette zu wechseln. Es war eben die Zeit, in der auch ein Cagliostro der Welt glauben machen konnte, er sei das Produkt der Vereinigung eines Engels mit einem irdischen Weibe und dazu ausersehen, die Menschheit physisch durch künstliche Verjüngung und moralisch mittels seiner ägyptischen Freimaurerschwindelei auf die Höhe seiner eigenen Gottähnlichkeit zu erheben.

Freilich der nüchterne Sinn der Briten bereitete schließlich dem in London verstorbenen sexuellen Verwandlungskünstler einen posthumen Himmelssturz, indem eine amtliche Kommission unter Zuziehung zweier Aerzte eingesetzt wurde, welche nun an der Leiche des in seinem amphibischen Zwitternimbus selig entschlafenen Mannweibes, dessen wahres Geschlecht endgültig feststellte.

Wie jeder Betrüger großen Stils in dem Augenblicke seiner Entlarvung das einstige Interesse für seine Rätselnatur einbüßt, so bleibt auch bei Ritter d'Eon für uns nur mehr die Frage interessant, wie ein solcher unerhörter Geschlechtsbetrug in einer angeblich aufgeklärten Zeit denn überhaupt möglich war. An die Stelle des Rätsels der Persönlichkeit ist das Rätsel der Zeitpsychologie getreten, dessen Besprechung immer aktuell bleibt, da die d'Eons und Cagliostros auch heute keineswegs ausgestorben sind, vielmehr nur ihr Tätigkeitsfeld von der Verkleidungskunst und Zauberei auf das Gebiet des Finanz- und Geldwesens verlegt haben, wofür Beispiele, wie der Fall des Holländers Duym oder jener der ungarischen Frankenfälschung Zeugnis ablegen.

Gerade dieser Seitenblick auf ähnliche psychologische Wunder der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit aber sind das beste Mittel, des Rätselslösung auch in diesem delikaten Falle zu finden. Wir greifen uns an den Kopf, wie es möglich war, daß sich auch der gewissenhafte Ludwig XVI. so sehr über das wahre Geschlecht der von England nach Frankreich in Männerkleidern zurückgekehrten Demoiselle d'Eon täuschen ließ, daß er ihr oder richtiger ihm geradezu den Auftrag gab, aus Anstandsgründen wieder Frauenkleider anzulegen, ja daß selbst der sicherlich lebenserfahrene Beaumarchais durch mehrere Jahre die freundschaftlichsten Beziehungen zu der keineswegs im ersten Lenz der Jugend stehenden Pseudojungfrau unterhielt und die Verhandlungen mit dem französischen Hofe wegen Gewährung einer Lebensrente für sie im besten Glauben an ihre zarte Weiblichkeit und an ihre ungerecht verfolgte Unschuld führte. Aber sind nicht auch in unseren Tagen psychologische

Unbegreiflichkeiten zur Genüge vor sich gegangen, indem wir abenteuerlichen Kursübertreibungen der Börse und den verwegensten Gründungsschwindeleien Glauben geschenkt haben? Entschuldigungen, wie wir sie für unseren finanziellen Köhlerglauben anzuführen vermögen, hatte ja auch die Zeit eines d'Eon für ihre scheinbare Blindheit in einem Falle, den sonst jede Hebamme mit einem einzigen Blicke zu entscheiden imstande ist. Chevalier d'Eon soll seit jeher auffallend weibliche Züge aufgewiesen und diesen Umstand, sei es aus eigenem Antriebe oder, wie es hieß, auf Gebot Ludwigs XV. benützt haben, um den Verfolgungen und Herausforderungen, welche er sich durch die tätliche Insultierung des französischen Gesandten, Grafen Guerchy, im Hause des Lord Halifax zu London zugezogen hatte, die Spitze abzubrechen. Andere wieder wollten des Ritters Flucht in die Weiberröcke auf einen Fehltritt der englischen Königin zurückführen, dem durch diese Geschlechtsberichtigung eine harmlose Wendung gegeben werden sollte.

Man sieht, das psychologische Rätsel wird durch solche gewaltsame Erklärungsversuche nur noch rätselhafter. Nein, für psychologische Zeitkrankheiten gibt es keine nachweltliche Wunderkur. Uns erscheint dies historisch durchaus verbürgte Abenteuer d'Eons als unerklärliche Zeitkrankheit, sowie unsere Zeit, in so manchem Belange unseren Enkeln unverständlich bleiben wird. Und doch war und ist die Volkspsyche zu allen Zeiten im Grunde dieselbe. Sensationen, wie jenes des Geschlechtsirrtums bei Chevalier d'Eon finden, besonders wenn sie von starken Persönlichkeiten ausgehen, beim Volke allzeit Glauben. Und je mehr Beachtung solchen Sensationen durch Widerspruch und Verteidigung geschenkt wird, desto mehr verwickeln sich die Fäden ihrer natürlichen Zusammenhänge und desto unmöglicher wird die Erforschung der Wahrheit. Noch ist uns Aelteren die dramatische Episode des Todes des österreichischen Kronprinzen Rudolf, die sich förmlich unter unseren Augen zutrug und bis heute keine restlose Aufklärung fand, in Erinnerung. Der dicke Qualm entstellender Gerüchte erstickte eben auch hier die Flamme der Wahrheit.

So geht uns Spätergeborenen der Zusammenhang der Dinge verloren und wir müssen den Anspruch, den Zeitgeist früherer Geschichtsperioden aus unserem Jahrhundert heraus voll verstehen zu wollen, endgültig aufgeben. Heute schon haben wir kein Verständnis mehr für unsere eigene Mentalität bei Beginn des Weltkrieges oder zur Zeit jüngstvergangener großer Aktienhaussen. Um wieviel weniger werden wir dem Geiste jener Zeit gerecht werden können, die dem zielbewußten Charlatan d'Eon gläubige Gefolgschaft leistete oder gar jener Zeiten, die die Hexenprozesse erfanden, die in der Folterung ein wirksames Mittel der gerichtlichen Wahrheitserforschung zu erblicken meinten oder die wegen religiöser Streitfragen die Völker zum blutigen Kampfe gegeneinander führten! Vielleicht ist ja die Zeit nicht allzuferne, wo auch der nationale Haß zwischen den Völkern zu den psychologischen Unbegreiflichkeiten gerechnet und in der einheitlichen Weltsprache und Weltwirtschaft das Ei des Kolumbus für die Krönung der Völkerwohlfahrt gefunden sein wird. Dann werden auch wir mit unseren heutigen internationalen Sprach- und Finanzwirrwar der glücklicheren Nachwelt ein zeitpsychologisches Rätsel sein.

„Das Musiksehen der Blinden."

Eine psychologische Studie.

Für die Tatsache, daß der Verlust eines wichtigen Sinnesorganes in der Seele des Betroffenen Wirkungen oft ganz wunderbarer Art auszulösen vermöge, besitzen wir bekanntlich in dem prometheischen Geschicke Beethovens ein an menschlicher Tragik alles ähnliche überragendes Beispiel. An Stelle der zu erwartenden Abschwächung tonaler Erfindung und Produktivität erblicken wir hier ein Aufsteigen in die Klangsphäre des Uebersinnlichen, ein revolutionäres Durchbrechen instrumentaler und harmoniegesetzlicher Schranken geradezu als Folgeerscheinung des verlorengegangenen äußeren Tonsinnes. Nie konnte der Meister Klangfolgen und Tonkombinationen, wie sie uns in der Hammerklaviersonate, in den letzten Quartetten oder in der D-moll-Messe entgegentreten, auch nur andeutungsweise vorher mit dem sinnlichen Ohre vernommen haben. Sie waren der damaligen Zeit fremd und entsprachen nur seinem inneren titanischen Drange nach höchster Gefühlsaussprache, nicht aber den konventionellen musikalischen Ausdrucksformen seiner Epoche. Das Axiom erweist sich daher als durchaus haltbar, daß Beethoven diese dritte und höchste, allem Tonsinnlichen scheinbar entrückte Schaffensstufe nicht erreicht hätte, wäre ihm das für den Musiker zweifellos sonst unentbehrlichste Sinnesorgan erhalten geblieben.

Einen zweiten musikgeschichtlich beglaubigten Fall der Ertaubung eines schaffenden Tonkünstlers bietet das Schicksal des Liederkomponisten Robert Franz, dessen an Bach'sche Satzweise gemahnende Tongebung jedoch in den einzelnen Lebensabschnitten des Künstlers keine solche Verschiedenheit aufweist, daß wir aus der Vergleichung der vor und nach vollständiger Gehörserlöschung geschaffenen Werke eine Schlußfolgerung für unsere Frage ableiten könnten.

Ein interessantes Beispiel dafür, daß auch das örtliche Schwinden des Tastsinnes und im Gefolge das Versagen motorischer Nerven- und Muskelbahnen statt der Vernichtung einer künstlerischen Existenz, deren Förderung und Befruchtung auszulösen vermögen, gibt uns die Virtuosenkatastrophe Robert Schumanns, welcher durch die Lähmung des rechten Zeigefingers und in der Folge des ganzen Vorderarmes vom Klaviere, seinem allerdings eigensten Gebiete ab und zur Vokal-, Kammermusik- und Orchesterkomposition hingedrängt wurde.

Was nun unser eigentliches Thema, die Frage nach dem Einflusse der Erblindung auf das menschliche Verhalten gegenüber Tonempfindungen angeht, so steht uns hier ein so klassisches Beispiel wie jenes Beethovens nicht zur Verfügung. Wohl verzeichnet die Musikgeschichte unter ihren Großmeistern zwei Erblindungsfälle, nämlich jenen J. S. Bachs und jenen G. F. Haendels, doch handelt es sich in beiden Fällen um Alterserblindung, die einen merklichen Einfluß auf die Schaffensweise dieser beiden Tonheroen kaum mehr auszuüben vermochte. Musiktechnisch interessant bleibt es immerhin, wenn wir lesen, wie der erblindete Altmeister Sebastian bis kurz vor seinem Tode die kontrapunktisch schwierigsten Klavier- und Orgelfugen seinem Schwiegersohne in die Feder diktierte, was für beide Teile, Autor wie Schreiber, wohl ein staatsgültiges Befähigungszeugnis auf musiktheoretischem Gebiete liefert.

So müssen wir uns denn zur Beantwortung unserer Frage auf das Gebiet unserer täglichen Erfahrung begeben, die uns allerdings, insbesondere seit dem Hinzutritte des großen Kreises der Kriegsblinden, in reichem Maße zur Verfügung steht. Da aber die sicherste Erfahrung immer jene bleibt, welche wir an uns

selbst machen, so seien mir hier einige Worte über die während des Verlaufes und nach Abschluß meiner Erblindung an mir selbst gemachten Beobachtungen in meinem Verhalten gegenüber den Eindrücken der Tonwelt gestattet.

Natürlich mußte sich auch bei mir die Wahrnehmung einstellen, daß nach dem Wegfall des funktionell wichtigsten Sinnes, des Gesichtes, die übrigen Einfallstore der sinnlichen Welt, in erster Linie das Gehör und weiterhin auch der Tastsinn insbesondere der Fingerspitzen, sich zusehends erweiterten, so zwar, daß diese beiden Sinne bei der von mir vorwiegend gepflegten Art der Musikausübung, dem Klavierspiele zu Leistungen genötigt wurden, die dem Sehenden ohne Zuhilfenahme des Auges erstaunlich erscheinen mögen. Ich muß allerdings hiezu bemerken, daß ich mich schon früher daran gewöhnt hatte, sämtliche zu studierende Klavierstücke durch Zuhören bei abschnitteweisem Vorspielen in mich aufzunehmen und nachzuspielen. Es war nun unverkennbar, um wie vieles schärfer und rascher das von mir gehörte Klangbild nach dem Schwinden des Sehvermögens in mein Bewußtsein trat, als vorher. Diese auffallende Verstärkung und Verdeutlichung der Tonvorstellung dehnte sich dann auf ganze Klangreihen und größere Musikabschnitte aus, wodurch unleugbar ein wesentlich schnelleres und intensiveres Erfassen des ganzen Tongemäldes ermöglicht wurde, als wenn das Klangbild erst auf dem Umwege über das Notenbild des Auges aufgenommen werden muß.

Kein Zweifel allerdings, daß für das Festhalten von Musikstücken genau so, wie dies beim Lesen von Büchern der Fall ist, das Gesichtsbild, also hier die Notengestalt, der Erinnerung eine wichtge Stütze bietet, ebensd richtig aber ist, daß diese rein mechanische Stütze vom Standpunkte wirklich musikalische Ausbildung verwerflich zu nennen und daher womöglich zugunsten des reinen Klanggedächtnisses aufgegeben werden sollte. Daß der Nichtsehende dieser äußerlichen Stütze entraten muß, ist also ein Vorteil, dessen segensreiche Folgen sich mir dadurch zu erkennen gaben, daß es mir auf dem Wege einer solchen direkten Klangphotographie gelang, ein Repertorium von etwa 300 klassischen Klavierstücken im Gedächtnis festzuhalten.

Wenn ich im Vorigen von den Lichtseiten gesprochen habe, welche die Einbuße der Sehkraft inbezug auf meine Musikausübung aufweist, so muß ich hinzufügen, daß diese Art des Studiums mittelst Musikdiktates bei Blinden keineswegs die einzig mögliche, ja wohl auch nicht die am meisten übliche ist. Sie erfordert außer einer zweiten, entsprechend ausgebildeten Person auch große Konzentration und immerhin ein gut veranlagtes musikalisches Gehör.

Glücklicherweise besitzen wir aber in der ingeniös erfundenen Musikpunktschrift ein präzis arbeitendes Instrument, um den Blinden den Inhalt auch der kompliziertesten musikalischen Erzeugnisse zu vermitteln. Es ist hier nicht der Ort, in die Einzelheiten dieses geistreichen Schriftsystems einzugehen, nur so viel sei im Zusammenhange mit unserer Frage angedeutet, daß auch die Blindenmusikschrift, wie die Braille'sche Blindenwortschrift, nur auf sechs erhaben in Papier gestochenen Punkten aufgebaut ist, deren verschiedene Anzahl und Stellung nicht allein die Höhe oder Tiefe jedes Tones, sondern auch den zeitlichen Wert jeder Note, also Viertel, Halbe usw., dann auch Pausen und wertverlängernde Punkte versinnlichen. Da nun mit jedem einzelnen Fingergriffe jedesmal nur eine einzige dieser Punktgruppen, also nur ein einziger Ton, intellektuell erfaßt werden kann, so ergibt sich die Notwendigkeit, alle Akkorde, die wie beim Klaviere bis zu zehn gleichzeitig erklingende Töne umfassen können, in ein Neben- beziehungsweise Nacheinander der einzelnen Noten aufzulösen. Ebenso muß das Zusammenspiel der beiden Hände bei Klaviermusik in die vollständig getrennte Niederschrift der rechten und der linken Hand zerlegt

und jeder dieser Teile für sich dem Gedächtnisse eingeprägt werden, um erst später beide Teile an der Hand der genauen Notenwerte zum Zusammenspiel der beiden Hände vereinigen zu können.

Diese kurze Andeutung mag genügen, um den Sehenden ahnen zu lassen, welche Summe mechanischer Denkarbeit hier geleistet werden muß, ehe ein richtiges Klangbild oder gar eine zusammenhängende musikalische Phrase zustande kommt. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Blindgeborene in jugendlichem Alter die Schwierigkeiten dieser zweifellos sehr exakten Methode mit staunenswertem Erfolge überwinden sowie daß blinde Berufsmusiker dieses Handwerkszeuges eben wegen seiner unbedingten Genauigkeit kaum entraten können, so muß ich doch aus meiner eigenen Erfahrung heraus bekennen, daß die Durchschreitung dieses künstlerisch wenig anmutenden Weges ein lebhafter pulsierendes Musikherz an dem schließlichen Erfolge leicht verzweifeln lassen kann.

Anders liegt der Fall natürlich bei Gesangsnoten oder bei Werken für Streich- und Blasinstrumente, wo die monodische Fortschreitung der Töne dem tastenden Finger ohnedies immer nur eine einzelne Note zu entziffern gibt.

Soll ich nun, nachdem vorstehend die Methoden der eigenen Musikausübung bei mangelndem Sehvermögen angedeutet worden, noch ein Wort über die Wahrnehmungen anfügen, welche ich bei mir und anderen nach Verlust der Sehkraft in Bezug auf die Empfänglichkeit gegenüber musikalischen Eindrücken überhaupt gemacht habe, so steht, was meine eigene Person betrifft, außer Frage, daß sich nach dem Wegfalle des Gesichtssinnes alle tonalen Gebilde meinem Bewußtsein viel prägnanter, ja farbenreicher darstellten als zuvor. Früher schwer Verständliches schien leicht faßlich und eine mehrstimmige Bach'sche Fuge löste sich beim ersten Anhören wie von selbst in ihre thematischen Bestandteile auf. Doch möchte ich nicht sagen, daß mein Fall, der ja doch erst nach Abschluß meiner individuellen Entwicklung eintrat, als geradezu paradigmatisch für das vorliegend behandelte Problem gelten könnte. Ich habe vielmehr bei in jüngeren Jahren Erblindeten viel auffallendere Wandlungen des Tonsinnes beobachtet, als an mir selbst.

Von den zahlreichen, seitens Anstaltsblinder oder Kriegsinvalider mir gemachten diesbezüglichen Mitteilungen hebe ich nur die bemerkenswertesten heraus. So versicherte mir ein Zögling der großen Steglitzer Blindenanstalt bei Berlin, er, der früher zu den musikalisch hervorragend unbegabten Kindern gezählt habe, sei, nachdem er durch den Verlust des Augenlichtes auf das Gebiet akustischer Wahrnehmungen gewiesen worden, binnen kurzer Zeit imstande gewesen, gehörte Melodien nachzuspielen und habe in der Folge diese neuentdeckte Fähigkeit so weit ausgebildet, daß er heute nach einer Opernvorstellung die charakteristischeren Motive und Arien auf dem Klaviere mit ziemlich richtiger Harmonisierung und Rhythmisierung wiederzugeben vermöge.

Ein anderer Fall durch Erblindung bewirkter Veredlung des Tonsinnes wurde mir in der Blindenanstalt zu Lausanne bekannt. Dort fiel mir in der Musikstunde ein junges Mädchen durch die Sicherheit auf, mit welcher sie die absolute Tonhöhe zu bestimmen vermochte. Es handelte sich also hier um das verhältnißmäßig seltene „absolute Gehör", welches bekanntlich Mozart in so hohem Maß eigen war, daß er schon als sechsjähriges Kind Schwebungsunterschiede von einem Viertelton auf der Geige zu erkennen vermochte. Von mir näher befragt, erzählte mir die junge Blinde, wie sich dieses absolute Tonvorstellungsvermögen allmählich eingestellt habe, nachdem sie infolge eines Unfalles das Augenlicht verloren und genötigt gewesen sei, die Tonbildung auf der Geige ohne Zuhilfenahme des Notenbildes vorzunehmen.

Von besonderem Interesse war mir übrigens auch die Frage, inwieweit der

Verlust des Gesichtssinnes verändernd auf die Gestaltung unserer Träume einzuwirken vermöge, insbesondere ob die höhere akustische Perzeptionsfähigkeit, welche sich bei Erblindeten in wachem Zustande einstellt, den visuellen Traum-inhalt nach der Erblindung zugunsten akustischer, also auch musikalischer Traum-vorstellungen zu verdrängen vermag. Während ich nun bezüglich meiner Person diese Frage absolut negativ beantworten muß, da ich mich weder aus der Zeit vor dem Gesichtsverluste noch aus der Zeit nachher erinnere, Träume mit Gehörsvorstellungen gehabt zu haben, wurde mir von vielen Blinden versichert, sie hörten im Traume die schönste Musik, ja ein blindgeborener junger Tonsetzer wollte sogar die besten Inspirationen seinen musikalischen Träumen zu verdanken haben. Auch von Sehenden, wie von Schubert, wissen wir, daß er in den seinem Tode vorangegangenen Fieberträumen die erhabensten Motive zu hören glaubte und auch Bruckner erzählte gelegentlich von solchen musikalischen Traumeingebungen. Da kein Anlaß besteht, daran zu zweifeln, daß obige Angaben auf tatsächlichen Grundlagen beruhen, so erscheint es auch ganz selbstverständlich, daß diese akustischen Traumphänomene sich bei später Erblindeten häufiger als früher einstellen werden, womit ein weiterer Beleg für die Verschärfung des Tonsinnes als Folge der Erblindung gewonnen wäre.

Auf Grund aller obigen, in subjektiver und objektiver Richtung angestellten Beobachtungen ergibt sich für mich der Schluß, daß die Frage nach der Einwirkung der Erblindung auf die menschliche Tonempfindung im Sinne einer Steigerung der Empfänglichkeit für Musik, aber auch einer Steigerung der Befähigung zur Musikausübung beantwortet werden muß. Wenn wir, wie es meine Ueberzeugung ist, beim vollsinnigen Menschen den Gesichtssinn als den unter den fünf Sinnen am kräftigsten ausgebildeten anzusprechen haben, so tritt bei Erblindung gewissermaßen ein Aufrücken des Gehörs in diese Primatenstellung des Gesichtssinnes ein und wir können, was Stärke und Deutlichkeit der Tonvorstellung bei Blinden betrifft, von einem förmlichen Sehen des Ton- oder Akkordbildes sprechen. Eine ähnliche Erscheinung beobachten wir ja auch an dem Geruchssinne der Hunde, dem Tastsinne der Fledermäuse oder dem wunderbaren Orientierungssinne der jeden Weg wieder zurückfindenden Ameisen, indem auch hier scheinbar untergeordnete Sinne jene oberste Stufe der Wahrnehmungsfähigkeit einnehmen, welche beim vollsinnigen Menschen dem Gesichtssinne zukommt. In diesem Verstande scheint mir die Bezeichnung der geschilderten Sinnesverschiebung als eines „Musiksehens der Blinden“ dem betreffenden Zustande am nächsten zu kommen.

Und so stellt denn diese Folgeerscheinung der Erblindung gewissermaßen ein Geschenk dar, welches die Natur dem Menschen als Ersatz für das verloren gegangene, ohnedies manchmal zweifelhafte Glück des Allessehens bietet. Die Musik als ernste Kunst ist eben eine Welt für sich, in der der Gehörsinn ebenso Alleinregent ist, wie der Gesichtssinn in der Welt der bildenden Künste. Ja, man wäre fast versucht zu sagen, in dieser Welt der Töne wirke das Sinnesorgan des Auges eher hinderlich, als fördernd, so daß wir eigentlich die höchsten Leistungen der Tonkunst von demjenigen Künstler erwarten dürften, dem ein glückliches Geschick das Sehvermögen versagt hätte. Leider oder vielleicht glücklicherweise hat uns die Geschichte der Tonkunst diese Parallele zur Tragödie Beethovens bisher vorenthalten.

Ein Liszt-Denkmal.

In einer frischbesiedelten Stadt —
In der neuen Welt oder der alten
Gleichviel — beschließt der Magistrat,
Das Stadtbild künstlerisch zu gestalten.
Darum sollt' auch jeden freien Platz
Ein Denkmal säuberlich zieren;
Durchstöbert ward flugs der Wissensschatz,
Berühmtheiten zu eruieren.

Obenan aber stand das strenge Gebot,
Genau nach Verdienst zu verfahren,
D'rum jedem Standbild nach Zoll und Lot
Die Größen bemessen waren.
Der Größ're an Ruhm, er sollt' es auch sein
An Umfang und Marmorgewichte,
Zu würdigen dachte man so allein
Die Welt- und Kulturgeschichte.

Es geschah, wie die hohe Behörde befahl,
Die Straße vom Lob widerhallte,
Die Stadt schien ein steinerner Bildersaal,
Ein Lehrbuch für Junge und Alte.
Dort erhebt sich Bonaparte ab Sockel zwölf Fuß,
Mit acht muß sich Schiller begnügen,
Geregelt war alles durch Stadtratsbeschluß,
Protektion nicht gab's noch Betrügen.

Ein einziger Lapsus war leider passiert,
Den zu spät man erkennen mußte:
Man hatte bei Liszt sich im Maße geirrt,
Wie das möglich war, niemand recht wußte.

Genug, das Fürchterliche geschah:
Liszt zeigte Napoleons Größe!
Das gab vor dem Auslande fern und nah'
Der Stadt eine entsetzliche Blöße.

Denn wie man auch immer denken mag
Ueber Liszts musikalische Werke,
Die Blamage doch zu offen am Tage lag,
Wenn man gab ihm Napoleons Stärke.
Das hätte der eitle Schlachtenheld
Auch im Marmor niemals geduldet,
Dabei kostet der Spaß ein mächtig Stück Geld,
Für welches man Rechenschaft schuldet.

Zum Glück sich in der Gemeinde fand
Ein richtiger Siebengescheiter.
Nach diesem Till Eulenspiegel rasch ward gesandt;
Der Fall lag ja wirklich nicht heiter.
Der kommt heran und, vom Anlaß belehrt,
Tut kund er sein witzig Orakel:
„Liszts Riesendenkmal, das arg euch beschwert,
Es ist sonder Fehl und Makel.

Nicht um Haaresbreite ist es zu groß,
Ja, noch größer konnt' es geraten,
Die Herr'n die das Geistesmaß nahmen, bloß —
In der Widmung sich irren taten.
Ihr braucht auf dem Sockel statt ‚Dem Tonkünstler Liszt'
‚Dem Menschen Liszt' nur zu schreiben,
Kein größ'rer als er dann zu finden ist —
Das Denkmal getrost kann bleiben."

Die beiden Preisringer.

Eine Groteske.

Zwanzigtausend schaulustige Blicke bohren sich unter atemloser Stille in die zwei nackten Fleischkolosse, die da unten in der Arena, schweißdampfend und zwillingartig ineinander verwachsen, um den Preis ringen. Eisenarme umklammern Löwenschultern, Stiernacken preßt sich gegen Stahlrippen. Mann steht gegen Mann, Vernichtungswille gegen Vernichtungswillen. Keiner wankt, unbesiegbare Riesen beide.

Eine Stunde währt im aufrechten Stand schon der Kampf. Da lockert sich plötzlich eine Umschlingung, ein Arm wird frei und unterfaßt titanenhaft des Gegners Achselhöhle. Ein Fußpaar — wer will sagen, welches? — verliert die Bindung mit dem Boden und schwebt im Leeren. Er ist verloren, aber nein, er kommt wieder in Stellung, nur das Knie knickt ein und gibt ihm neuen Angriffsvorteil. Mit Uebermannskraft gräbt sich sein kurzgeschorener Schädel in des Andern Magengrube und wirft den doppeltzentnerschweren Leib hinten über. Der schlägt platt hin, ihm nach stürzt der nackengewaltige Schleuderer selbst. Zwei Riesenleiber graben sich in den Sand, nach Oberlage ringend. Minutenlang keine Regung — Totenstarre. Unsichtbar nur zucken die Muskelbündel, zu letzter Ueberlistung anschwellend. Noch ein

Stundenviertel erbitterten Bodenkampfes, dann ein teuflisch rascher Hüftengriff und des einen Hinterhaupt berührt den Boden. Der Schwede Holms hatte Bobby, den Kanadier besiegt.

Sturmgewaltig dröhnt der Beifall durch das Haus. Was war geschehen? Muskelkraft hatte Muskelkraft niedergerungen. Ja, das habt ihr mit euren sensationslüsternen Augen gesehen. Was ihr aber nicht saht, das war der Ringkampf zwischen Mannesstolz und Mannesstolz, der sich nach außen unsichtbar im Innern der beiden abspielte. In ihm gings um Ruf und Ehre, nicht um einen Silberpokal.

Im Klub um die Mitternachtsstunde saß später Sieger Holms dem besiegten Bobby am schmalen Biertisch hart gegenüber. Keiner sprach, keiner wandte den Blick nach dem andern. Werden sie im nächsten Augenblick haßerfüllt von den Sitzen springen und sich beschimpfen? Oder werden sie den Raum verlassen, um sich nie wieder zu begegnen? Oder werden sie in unausgetragener Feindschaft handgreiflich aneinandergeraten?

Nichts von alledem geschah. Nach der fünften Maß Bier aber brach Bobby das fürchterliche Schweigen und redete Holms also an: „Was moanst, Seppl? Beim Matsch morgen im Prager Zirkus, mach'n ma's umdraht. Aft legst wiederum du die unterisch, anstatt moaner". Der andere nickte, dann teilten sie brüderlich das Artistenhonorar unter sich.

Öffentliche Abbitte.

Lieber Freund!

Als Du in der Zeit der Geldstabilisierung mir im Kaffeehause die Eröffnung machtest, Du habest infolge verfehlter Spekulation in Alpinen Montan-Aktien Dein Vermögen verloren und mich um finanzielle Hilfe angingst, da fühlte ich mich in der splendid isolation meiner geistigen Arbeitssphäre hoch erhaben über Deinen scheinbaren Leichtsinn und über Dein, wie ich glaubte, verdientes Schicksal.

Seit ich aber gleich hunderttausend anderen geistigen Arbeitern mit meiner eingebildeten Intelligenz in den Ausgleich gehen mußte, seither habe ich Dich, lieber Freund, begreifen gelernt und habe aufgehört, den Solidaritätsprotz zu spielen.

Was hast Du denn eigentlich verschuldet? Du hast einem allgemein anerkannten Wertgegenstand Vertrauen geschenkt und darauf Deine Existenz aufgebaut.

Und was haben wir getan? Wir haben dem Wertbegriff der geistigen Arbeit ebenso blind vertraut und mußten uns'ren Köhlerglauben an die Beständigkeit eines Jahrtausende alten Werturteils gleichfalls mit dem Verlust unserer Existenz büßen.

Man hat Dir vorgeworfen, Du durftest Dein Glück nicht auf eine einzige Karte setzen.

Aber bleibt uns dieser Vorwurf erspart? Wäre es nicht vorsichtig gewesen, neben Juristerei und Philosophie auch ein bißchen Maurerarbeit und Kohlenabträgerei zu betreiben?

Man sagt, Du konntest voraussehen, daß Deine Aktien nicht bis in den blauen Himmel steigen werden.

Ja, hätten nicht auch wir erkennen müssen, daß die Kulturarbeit des Geistes eine Feinheit und Nadelspitzigkeit erreicht habe, die ihr plötzliches Abbrechen längst wahrscheinlich machte?

Auch wurde es Dir als Mangel an Lebenserfahrung angerechnet, daß Du die Ratschläge von Banken und Börsenmaklern für bare Münze nahmst. Sie hatten doch das Interesse, Dich zum Geschäft zu animieren, da sie selbst die gleichen Papiere besaßen und mit Deiner Hilfe „in sich" Gewinne machen konnten.

Und wir? Wer waren die Leute, die uns bei der Wahl geistiger Berufe berieten? Doch auch wieder Männer geistiger Arbeit, die ihre Ware im wohlverstandenen eigenen Interesse lobten.

Kurz und gut, lieber Freund, wir haben uns nicht das geringste vorzuwerfen. Wir haben beide a la hausse spekuliert. Du in vermeintlichen Prima-Aktien, ich in vermeintlichen Prima-Geisteswerten und Spekulation bleibt nun einmal Spekulation. Die Hauptsache ist, daß wir beide mit unseren Hausse-Spekulationen Pleite gemacht haben. Also mit dem Hochmut des ehrlichen Geistesarbeiters gegenüber dem leichtsinnigen Börsenspekulanten ist's bei mir vorbei. Hier hast Du meine feierliche Abbitte.

Dein Schicksalsgenosse in entwerteter Valuta.

Diktatur des Mißklangs.

Zur Problematik des Atonalen.

Im Reiche des Klangs gab's politischen Streit
Zwischen Volk und regierender Minderheit.
Es fühlten die Mißklänge sich unterjocht,
Der Herrschaft des Wohlklangs ward Krieg erklärt,
Auf volle Gleichberechtigung gepocht,
Die ihnen Wagner und Liszt gewährt.
Die Gleichheit greifbar in Händen zu halten,
Verlangen sie ministerielle Gewalten.

Steht einer in der Volksversammlung da auf,
Läßt seiner Zunge gar freien Lauf.
Als Abgeordneter ja ist er immun,
So wagt er die seelenbefreiende Tat:
„Sollen sich nur nichts zu Gute tun,
Das Wohlklang-Gesindel im hohen Rat!
Die heut' sich bläh'n als Minister und Schranzen,
Waren selbst einst proletarische Dissonanzen."

Und grundsätzlich hatte der Mann ja recht:
Was heute uns wohlklingt, klang anderen einst schlecht.
Die liebliche Sext und die harmlose Terz
Erschienen dem Ohr einst als Dissonanz,
Zu reden nicht von dem Seelenschmerz,
Den verursacht hätte der Hexentanz
„Vermindert" und „übermäßiger" Klänge,
Wie sie zieren heut' unsre schönsten Gesänge.

Doch weil von Menenius Agrippa her
Man weiß, daß das Volk ein Beispiel begehr',
Aus dem am besten es erkennt,
Was and're vor ihm mit Nutz getan,
So besteigt Vetter Mißklang das Postament
Und fängt, wie folgt, zu erzählen an,
Indess' die Genossen mit Spannung lauschen
Und Entrüstungsrufe nur unter sich tauschen:

„Kam einst in Weimar am Frauenplan
Beim alten Goethe ein Knabe an.
Felix Mendelssohn war's, das Wunderkind.
Sein Spiel den Geheimrat selbst erstaunt,
Und wie hohe Herren oft einfältig sind,
Verlangt beim Kaffee er gnädig gelaunt,
Jenes Himmelssturmes Tonweise zu kennen,
Den sie Beethoven oder so irgendwie nennen.

Er hatte auf der Teplitzer Kurpromenad'
Einst getroffen den Wirrkopf zur Zeit gerad',
Da die höchsten Herrschaften lustwandeln geh'n.
Indess' Exzellenz zur Seite trat,
Tat der Mann, als würde er niemand seh'n
Und denn Sinn gerichtet auf Hochverrat,
Unterfängt er sich keck zwischendurch zuschreiten,
Und so zum Aufruhr das Volk zu verleiten.

Der Ketzer seither drei Jahre war tot,
Auf seiner Musik ja ruht kein Verbot,
D'rum Felix am Flügel darf spielen brav
Der ‚Fünften' trotzigen ersten Satz.
Da verging dem alten Herrn bald der Schlaf,
Er wetzte und rückte auf seinem Platz,
Kaum wartet er ab des Sturmes Ende,
Kuft dann, vor beiden Ohren die Hände:

‚Genug von dem höllischen Ohrenschmaus!
Isi's doch als bräche zusammen das Haus
Und begrübe Spieler und Instrument!
Solch Revolutions-Samisurium
Im friedlichen Weimar Gottlob man nicht kennt.
Der stürzte die grundfesten Mauern uns um,
Die Freund Zelter mit Müh' in Berlin hat errichtet,
Gegen alles, was Wohlklang und Anstand vernichtet.'

Seht," schloß Herr Mißklang jetzt salbungsvoll,
„Dem trieb es ein Beethoven schon zu toll.
Selbst Harmonien von höchsten Rang
Man sieht, waren Mißklänge einst wie wir,
Und wenn ihnen Wagner den Weg nicht erzwang,
Die Mehrzahl nicht säß' im Ministerrat hier.
Für sie ist das Vorurteil heut' überwunden,
Sie haben ihren Marx und Lassalle schon gefunden."

Jetzt brach der Tumult erst vollends los:
Genug sei gedroschen des leeren Strohs;
Man wolle auch endlich Taten seh'n.
Hinweg mit dem Wohlklangs-Kabinett!
Was war für den Mißklang bisher geschehen?
Da ruft in den Lärm ein erhitzter Prolet:
„Die Diktatur des Mißklangs verkündet!"
Aufhorcht jetzt die Menge, das Wort hat gezündet.

Diktatur des Mißklangs — ha, ha, ja wohl,
Welch' herrliche, neue Wahlparol'!
Im nächtlichen Handstreich ward's durchgesetzt,
Aus der Tonkunst die Harmonie verjagt,
Nichts, was das menschliche Ohr verletzt,
Der Ingrimm der Mißklänge jetzt sich versagt,
Und über die Leichen verstummter Akkorde
Kast mordend und sengend die wütende Horde.

Doch als es gilt, wieder aufzubau'n,
Die Wüteriche faßt selber Grau'n.
Die Tonkunst liegt da als Trümmerfeld,
Zu roh noch ist die eigene Kraft,
Als daß ein proletarischer Geistesheld
Aus ihr sogleich blühende Werke schafft.
Freund Wagner sie d'rum zu befragen gedachten
Den gern sie als einen der ihren betrachten.

Der thront in Walhall, gar grimmig empört,
Daß auch ihm nun das eigene Werk zerstört.
Die Boten erblickend, er a n sie fuhr:
„Das habt ihr nun wieder schlau gemacht!
Da steht ihr mit eurer Diktatur
Wie ein Trunkener, der vom Rausch erwacht.
Mit dem Wohlklang liegt Geist und Vernunft
auch in Trümmern,
Doch merkt, nie bleibt dauernd die Macht bei den Dümmern!

Wollt die Musik ihr regieren allein,
Müßt selbst erst regierungsfähig ihr sein.
Bausteine schlichten der Hause wohl kann,
Baumeister der Kunst aber bleibt das Genie.
D'rum, was euch not tut, das ist ein Mann,
Der Mißklang erst adelt zur Harmonie.
Soll der Pöbel der Welt die Gesetze schreiben,
Darf selbst er nicht geistiger Pöbel bleiben.

Eine rohe Mißklangs-Diktatur
Wär' ein Traum von höchstens acht Tagen nur.
Denn in der Kunst wie in der Politik
Gilt einzig ja doch nur des G e i s t e s Diktat;
Ob Programm — oder atonale Musik,
Ob Kommunist oder Plutokrat —
Erträglich macht Geist eines jeden Gewalten,
Genie nur kann Mißklang zu Wohlklang gestalten."

Der Espada.

(Fortsetzung.)

Siehe vorher Seite 10.

3.

Andern Tages um die Mittagszeit saß Jules Mercier wieder im Eisenbahnwagen und fuhr seinem nächsten Ziele, der Hauptstadt Madrid zu. Der Zug war voll besetzt, da in dem zwei Stunden entfernten Markte San Sebastian eine Feria das ist ein Kirchenfest mit Jahrmarkt abgehalten wurde, aus welchem Anlasse der Eilzug Barcelona—Madrid in dieser Station ausnahmsweise anhielt. Als nun gegen San Sebastian immer mehr Fahrgäste, welche zumeist der Landbevölkerung angehörten, aus der überfüllten dritten Wagenklasse in die zweite drängten, war der „Conductor" liebenswürdig genug, den arg bedrängten französischen Herren zum Uebertritt in ein Abteil erster Klasse einzuladen. Mercier zögerte nicht, der Aufforderung zu folgen, und befand sich nun, wenn die Wagen dieser Klasse in Spanien auch nicht die Bequemlichkeit der französischen aufwiesen, doch wenigstens in einem Abteil für sich allein.

Ein Zeitungsjunge reichte ihm bei einer größeren Station die heutige Nummer des „Heraldo taurino", des Spezialblattes für die Stiergefechte in Barcelona, herein und er entfaltete hastig das Blatt. Da stand es mit Riesenlettern: „Der berühmte Torero Elsuego im Stierkampfe unterlegen. Unerhörter Tumult. Vorzeitiger Abbruch der Spiele." Und er las, was er selbst miterlebt hatte, ja weit mehr als das, denn einerseits war ihm infolge seiner Anteilnahme und begreiflichen Erregung vieles von den Vorfällen entgangen, andererseits konnten sich ja natürlich die mit südländischen Temperament redigierten Presseartikel nicht genug darin tun, an sich aufregende Ereignisse noch greller zu übermalen.

Angewidert von dem häßlichen Eindrucke der Schadenfreude, welche beim Sturze einstiger Größen selbst an scheinbar unbeteiligten Menschen hervorzutreten pflegt, legte Mercier das Blatt beiseite und wollte eben, um auf andere Gedanken zu kommen, in den seitlichen Verbindungsgang des Wagens treten, als er an der Türschwelle seines Abteils wie angewurzelt stehen blieb. Er glaubte an eine plötzliche Vision, an ein Gehirnphantom, das ihm seine durch den Zeitungsbericht neugeschürte Erregung vorgaukelte. Der da am Fenster stand und in die eintönige, sonndurchglühte Landschaft hinausstarrte, das war Er, der Espada Elsuego — nein, nicht der große Elsuego, es war nur sein Schatten, war nur noch der einfache Señor Juan Fernandez. Alle Hoheit, alle Energie schien aus diesen ältlichen Zügen, die Mercier im Profile betrachten konnte, geschwunden, und statt des stolzen Ebenbildes eines Cid blickte ein Alltagsmensch, ein vornehmer Dutzendreisender aus dem Wagenfenster. Was mußte der Mann seit gestern gelitten haben, daß diese Veränderung sich über Nacht vollziehen konnte?

Aber gerade diese verloren gegangene Größe, diese Herabgesunkenheit vom Heldentum zum Alltag war es, was dem immer noch an der Stelle festgebannten Journalisten die Situation erleichterte. Er glaubte, keinen merklichen Abstand mehr zwischen sich und diesem verunglückten Stierfechter zu fühlen, ja er ertappte sich auf einem Gefühle von Genugtuung, wie es jene empfinden mögen, die in Wort oder Schrift ihren Fuß frohlockend auf den Leib des gefallenen Königs setzen. Und dieser Mann, der nun doch auch nur ein Mensch gleich hunderttausend andern war, er hatte die schönste Frau besessen, die Mercier je gesehen zu haben meinte, er besaß sie wohl noch — oder sollte ihm zugleich mit Ruhm und Ehre auch das Herz der Fürstin verloren gegangen sein?

Dieser Gedanke war es schließlich allein, der den Geist des leicht erregbaren Franzosen beherrschte. Rasch sollte ihm Gewißheit werden.

„Können Sie mir mit einer Zigarette aushelfen, Monsieur?“ tönte es jetzt an die Adresse Elsuegos gerichtet, mit heller Stimme im besten Pariser Boulevard-Französisch aus dem Innern des benachbarten Abteils.

Mercier war keinen Augenblick im Zweifel. Sie reiste mit ihm, Sie war ihm also mehr als eine flüchtige Verehrerin seines ruhmvollen Namens, ihre Freundschaft galt augenscheinlich seiner Person, also nicht dem Espada, sondern dem schönen Andalusia.

Señor Fernandez hatte in seinen Taschen gesucht, er hatte keine Zigarette mehr gefunden, da er nur schwere Havana rauchte.

„Gedulden sich Madame bis zur nächsten Station?“ sprach er in das offene Abteil hinein. „Ich werde dort welche besorgen.“ Sein Französisch klang minder rein, aber nicht fehlerhaft und ließ auf hinreichende Uebung in dieser Sprache schließen.

Leicht hätte Mercier aushelfen können, denn er führte eine staatliche Kollektion feinster französischer Zigaretten bei sich, die er glücklich über die spanische Grenze geschwärzt hatte. Aber fast war es ihm, als sollte er besser der Gefahr aus dem Wege gehen, welche ihm das Wiederaufleuchten des für ihn in der Fürstin verkörperten Schönheitsideals bringen konnte. Das Schicksal wollte es anders. In der nächsten Station hielt der Zug zu kurz und in der zweiten waren Zigaretten nicht zu bekommen.

„Sehr schade!“ ließ sich die Stimme im Wageninnern wieder vernehmen. Jetzt schien es Mercier geradezu ein Gebot der Ritterlichkeit, auszuhelfen. Er wußte ja, daß er für die beiden ihm innerlich schon so nahe stehenden Mitreisenden ein gänzlich Unbekannter sei, und war sich darüber klar, daß er von seinem gestrigen Besuche der Arena nicht das geringste merken lassen dürfe, wollte er nicht die peinlichste Situation heraufbeschwören. Und nun trat er an den Torero heran, indem er, die inzwischen hervorgeholte Zigarettenschachtel präsentierend, sagte: „Vielleicht wollen Sie Madame von diesen hier aufwarten. Sie sind aus Paris, von wo ich soeben komme.“

Die Anrede verfehlte in doppelter Richtung ihre Wirkung nicht. Zunächst sah sich Señor Fernandez aus der Verlegenheit, seiner Dame die gewünschte Gefälligkeit nicht erweisen zu können, befreit, dann brachte sie ihm, nachdem er anfänglich über die unvermutete Ansprache verwundert schien, die Beruhigung, daß es ein eben erst aus Frankreich gekommener Landesfremder sei, den er hier vor sich habe und der daher ihn und die Fürstin nicht kennen konnte. Mit einem kurzen Danke nahm er das angebotene Schächtelchen entgegen und reichte es zur Türe hinein.

Ein liebenswürdiger Ausdruck angenehmer Ueberraschung drang an das Ohr des aufmerksam lauschenden Schriftstellers, der nur die Rauchringel der angebrannten Zigarette, nicht aber die Raucherin selbst wahrnehmen konnte. Im nächsten Augenblicke aber trat sie selbst auf den Korridor, es war — Fürstin Chmilewska.

„Sehr liebenswürdig, mein Herr,“ lautete ihr Dank, den Mercier mit einer stummen Verbeugung quittierte.

„Sie kommen aus Paris?“ setzte die Fürstin das Gespräch mit angenehmer Unbefangenheit fort. Mercier, der sie jetzt aus nächster Nähe sah, hatte keinen Anlaß, den ersten sympatischen Eindruck, den er gewonnen, zu korrigieren. Er schätzte sie auf nicht mehr als 26 bis 28 Jahre und bemerkte nun auch, daß sie fast seine eigene Größe habe, während ihr Freund etwas unter diesem Maße blieb.

„Ich bin Pariser“, gab Mercier zur Antwort.

„Oh, ich liebe Paris. Es ist das Herz der Welt.“ Mercier hatte ähnliche Worte schon an die dutzende Male gehört, nie aber schienen sie ihm liebenswürdiger

und überzeugender zu klingen als diesmal. Die Konversation war im Gange, als Fürstin Chmilewska sich wieder ihrem Abteil zuwendete, um noch eine Zigarette zu holen.

„Aber wollen wir uns nicht ein bißchen setzen?“ sprach sie auf den jungen Mann zurück, ihn mit einer Handbewegung zum Platznehmen einladend. Mit den Worten: „Wenn es gestattet ist,“ leistete dieser, sichtlich erfreut, Folge.

„Setzen Sie sich doch zu uns, lieber Freund! Sie müssen ja müde sein,“ rief die anmutige Frau nicht ohne Herzlichkeit ihrem noch außenstehenden Begleiter zu.

Elsuego kam und setzte sich in eine Ecke. Sein Blick war trübe und schien das Auge anderer zu meiden. Er holte ein Zeitungsblatt hervor und gab damit zu erkennen, daß er nicht ins Gespräch gezogen werden wollte. Mercier erkannte sogleich die Nummer des „Heraldo taurino,“ die er selbst zuvor gelesen hatte. Jeden Augenblick mußte der Bedauernswerte zu dem Artikel gelangen, der den grausam genauen Bericht über die gestrige Katastrophe im Stierzirkus, noch dazu mit infamen Entstellungen und persönlichen Angriffen, enthielt. Immer schwieriger wurde es Mercier, der von der Fürstin in ein heiter unbefangenes Gespräch verwickelt worden war, diese Unbefangenheit auch seinerseits zur Schau zu tragen und die Maske des unbeteiligten Fremden nicht fallen zu lassen. Ein tiefes Mitgefühl mit dem Märtyrer seines Ruhmes hinderte Mercier, die frohen Augenblicke zu genießen, die ihm die Unterhaltung mit seiner entzückenden Partnerin unter anderen Umständen bereitet hätte.

Nicht ohne Grund hatte der teilnehmende junge Franzose das Zeitungsblatt in der Hand des durch die letzten Ereignisse sichtlich erschütterten Torero mit Unruhe beobachtet. Dieser mußte den gehässigen Artikel kaum zu lesen begonnen haben, als sich auch schon sein Zornesgewitter in den Ausbrüchen höchster Erregung über die perfide Art der Berichterstattung entlud, freilich in so allgemeinen Ausdrücken, daß Mercier noch immer nicht gezwungen war, den zufällig mitreisenden Abteilgenossen als denjenigen anzusprechen, den er war. Er mußte ja nicht wissen, welche Zeitungsstelle den fremden Herrn in diese Aufregung versetzt habe, eine Verstellung, die ihm dadurch erleichtert wurde, daß Elsuego sich rasch wieder faßte und mit einer Gebärde der Verachtung das Blatt zusammenknitterte, um es sodann zum geöffneten Fenster hinauszuwerfen. Die Fürstin aber hatte während dieser Szene ihre Ruhe nicht einen Augenblick verloren. Sie legte die Hand vertraulich auf Elsuegos Schulter und flüsterte ihm nur halblaut die Worte zu: „Prudence, cher ami! Vernünftig sein mein Freund!“ Dann rollte der Zug in die große Bahnhofhalle von Saragossa ein, und Mercier hielt den Augenblick für schicklich, um sich zurückzuziehen.

4.

Jules Mercier befand sich nun wieder in seinem Abteil allein und hatte Muse, über den Zusammenhang der eben erlebten Vorfälle nachzudenken. Einen Schlüssel hiezu konnte ihm allerdings die mit der Fürstin geführte Unterhaltung kaum bieten, da sie durchaus unpersönlich gehalten war, wie das ja bei flüchtigen Reisebekanntschaften die Regel bildet. Auch eine Vorstellung unterließ er geflissentlich, um seine Reisegefährten nicht zu einer Lüftung ihres Inkognitos oder zu einer Notlüge zu zwingen. Wohin also mochte die Reise der Beiden gehen? Elsuego war von der Arena nicht mehr ins Hotel zurückgekehrt, er hatte wohl bei seiner hohen Freundin Zuflucht gefunden. Die Fürstin hatte davon gesprochen, daß sie nicht bis Madrid fahre, von Elsuegos Reiseziel war keine Rede gewesen. Aber was interessierte ihn auch alles dies? Er würde ja die beiden Personen in seinem Leben wohl kaum mehr sehen, sie konnten lediglich dazu dienen, die von ihm zu liefernde Artikelreihe mit einer interessanten persönlichen Note auszustatten.

Er betrachtete jetzt die vorüberfliegende Landschaft, die schon in die Schatten des Abends getaucht schien. Es war das mit Olivenpflanzungen bedeckte Gelände der aragonischen Tiefebene, das hier ausgebreitet lag und nach der Ausstattung der Häuser und dem Zustande der Straßen einen größeren Wohlstand als andere Teile des Landes verriet. Die elektrischen Waggonlampen waren bereits eingeschaltet und er begann einzunicken. Die Ruhe des Abends und die Stille im Innern des fast leeren Waggons waren Ursache, daß der Klang der Stimmen aus dem Nachbarabteil herüberdrang, ohne daß man freilich die einzelnen Worte hätte vernehmen können. Jetzt aber wurden die Stimmen lauter, deutlich war jene Elsuegos zu erkennen, der in heftiger Erregung zu sprechen schien. Entschlossen, sich mit der Sache nicht weiter zu beschäftigen, stand Mercier auf, um die Türe gegen den Korridor zuzuschieben, als er aus dem geschlossenen Nachbarabteil deutlich den Ausruf Elsuegos hörte: „Je me tuerai. Ich werde mich töten!"

Seinem Vorsatze treu, suchte der Schriftsteller sein neuerdings in Wallung geratenes Blut mit der Erwägung zu beruhigen, daß angekündigte Selbstmorde meist ebenso harmlos verlaufen wie angesagte Revolutionen, und nahm wieder seinen Platz ein. Wirklich schien sich die Aufregung zu legen und es wurde wieder stille im Wagen. Mercier mußte sogar eingeschlafen sein, denn als er wieder auf seine Taschenuhr sah, war es bereits Mitternacht vorüber und der Zug hielt bei der Stadt Alcala.

Da hörte er, wie sich die Kupeetür nebenan öffnete, nach dem „Mandadero," dem Gepäckträger, gerufen und rasch ausgestiegen wurde. Er blickte hinaus und sah eben noch, wie Elsuego die Hand der Fürstin küßte und rasch wieder den Wagen bestieg, während diese mit dem Mandadero an der Seite in dem Gedränge der Bahnhofhalle verschwand. Vermutlich war sie also hier in der Vaterstadt des unsterblichen Cervantes zu Hause. So hatte diese schöne Begegnung ihren Abschluß gefunden. Ein Gefühl wie nach dem Verluste einer liebgewordenen Sache oder nach der Beendigung eines schönen Buches stellte sich im Herzen des jungen Mannes ein.

Da tauchte plötzlich an der Glastür seines Abteils das glattrasierte, markige Gesicht des Torero auf. Die Tür wurde mit einem kräftigen Ruck geöffnet und Elsuego reichte dem überraschten jungen Manne die Zigaretten mit den Worten:

„Madame läßt Ihnen noch vielmals danken."

Nach einer verbindlichen Redewendung Merciers hielt Elsuego noch einen Augenblick, wie überlegend, inne, dann fragte er mit der ihm eigenen Gemessenheit „Sie reisen nach Madrid?" Und als Mercier bejahte, fuhr er fort, indem er den Angeredeten zum Sitzen nötigte und fast mit einer Art Vertraulichkeit neben ihm Platz nahm:

„Sie werden Madrid überfüllt finden. Es wird dort morgen die große landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet, zu der ein besonders großer Fremdenzuzug erwartet wird. Haben Sie Zimmer bestellt?"

Mercier mußte verneinen und das Gespräch belebte sich bei der Erörterung der verschiedenen Möglichkeiten, zu einem Quartier zu gelangen.

Und sonderbar! Je länger Mercier mit dem einst so Gefeierten sprach, desto mehr streifte das Bild dieses Mannes die frühere Starrheit ab, und, wie zuerst die fetischartige Verehrung dem Mitgefühle mit dem Gefallenen Platz gemacht hatte, so löste sich jetzt dieses Mitgefühl in eine herzliche, fast kindliche Sympathie. Wie ungerecht erschien es ihm jetzt, diesen achtbaren Charakter nur einseitig vom Standpunkte seiner Stierfechterkunst werten zu wollen und über dem wandelbaren Glücke seines Tororuhmes die Vornehmheit und Grundgütigkeit seines Wesens zu übersehen! Ein Widerwille gegen den auch ihm drohenden Fluch der Berühmtheit erfaßte Mercier, und er schwor, daß er bei dieser wahrhaft ade-

ligen Natur den Anfang mit der Betätigung des Grundsatzes machen wolle, den Menschen nicht, wie es beim Feldherren und wohl auch beim Schriftsteller Gewohnheit geworden, einzig und allein nach seinen äußeren Erfolgen zu würdigen.

Viel, wenn nicht alles, hatte zu der Vertraulichkeit, welche der Torero dem unterhaltenden Reisegenossen entgegenbrachte, die von diesem beobachtete strenge Vermeidung alles dessen beigetragen, was seine Anwesenheit in Barcelona und bei der Corrida verraten konnte. Der Schein völliger Unkenntnis der lokalen spanischen Verhältnisse und Ereignisse, in den sich der Journalist hüllte, gab dem entthronten Volksabgotte das beruhigende Bewußtsein, daß er hier als Mensch zum Menschen sprechen könne und keine neugierige Frage zu fürchten habe. Und so weit ging diese Sicherheit, daß er sich nach einem zweistündigen angeregten Gedankenaustausch, als der vorübergehende Konduktor die bevorstehende Einfahrt des Zuges in Madrid meldete, mit den an seinen liebenswürdigen Gesellschafter gerichteten Worten erhob:

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, mein Herr? Wir kommen zu einer höchst ungelegenen Stunde in Madrid an. Es ist vier Uhr früh. Sie würden um diese Zeit doppelte Schwierigkeiten haben, ein Quartier zu finden. Ich bin Besitzer eines kleinen Landgutes in der Nähe der Stadt. Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie so lange zu beherbergen, bis Sie etwas Passendes gefunden haben. Wollen Sie mit mir kommen? In einer Viertelstunde sind wir mit dem Auto bei mir zu Hause".

Die Freude Merciers, der das Menschliche an Elsuego höher einschätzen gelernt als dessen artistische Meisterschaft, war so aufrichtig, daß sie das Bedenken, die Gefälligkeit eines Fremden zu beanspruchen, rasch besiegte und er für diese Nacht gerne anzunehmen, erklärte. Jetzt erfolgte auch die Vorstellung, die ja nach der Ueberzeugung Elsuegos nur die Nennung der Namen zweier einander unbekannter Reisegenossen bedeutete.

So verließen denn die Beiden gemeinschaftlich den Wagen und den Bahnhof, um eine der schwerfälligen spanischen Auto-Droschken zu besteigen und in den grauenden Morgen hinauszufahren. Zehn Minuten später hielten sie vor einem Gartentor, dessen Schloß von Elsuego rasch geöffnet wurde und durch welches sie in einen üppig wuchernden Garten gelangten. Zwischen blühenden Magnolien, Kamelien, Jasmin- und Tamariskensträuchen schritten sie in dem betäubenden Blumenduft südländischer Pflanzenpracht bis zum Hause, das durch seine vornehme Einfachheit den Sinn des Besitzers für ländliche Behaglichkeit verriet.

Eine Frau im gärtnerischen Arbeitskleide kam eben ums Haus herum, einige geschnittene Gemüse in der Schürze tragend.

„Buenos dias, amanda!" rief Elsuego ihr entgegen und umarmte sie.

„Buenos dias, señor!" lautete die Antwort.

Mercier, der die Herannahende für eine Gartenarbeiterin gehalten hatte, war unsicher geworden, wie er die Frau zu begrüßen habe. Aber sein Gastfreund ließ ihn nicht lange im Ungewissen.

„Ma femme. Meine Frau", stellte er vor. Was Elsuego dann, zu der sich stumm Verneigenden auf Spanisch sprach, war für Mercier, der noch bisher nur geringe Uebung in dieser Sprache hatte, unverständlich geblieben. Wie aber? Seine Frau? Er hatte also auch eine Frau? Und dieses einfache, fast verarbeitet aussehende Geschöpf sollte die Gattin des auf hunderttausende von Pesetas geschätzten Stierkampfmeisters sein?

Elsuego mochte seinem Gaste das Erstaunen und eine gewisse Verlegenheit angekannt haben, denn, als sie das Gastzimmer betraten und die Frau sich zur Ausführung einiger Anordnungen, die ihr der Gatte erteilt, entfernt hatte, beeilte er sich, zu erklären:

„Ich möchte nicht falsch von Ihnen beurteilt werden, Herr Mercier. Ich habe Donna Isabella vor 15 Jahren geheiratet, als ich noch ein armer Junge war und sie mir als mutige junge Hirtin einst das Leben rettete. Sie ist auf dem Lande aufgewachsen und Sie sehen, sie ist einfach und ohne gesellschaftliche Ansprüche geblieben. Aber sie ist gut, herzensgut und ersetzt mir drei Mägde. Ich dagegen bin gezwungen, in der großen Welt zu leben und kann unmöglich allen Beziehungen ausweichen, welche Wohlhabenheit und der männliche Ehrgeiz mit sich bringen. Auch meine Frau teilt in ihrer natürlichen Vernunft diese Ansicht vollkommen und weiß sich vor einer Aenderung meiner guten Gesinnung für sie sicher. Darum quält sie mich nicht mit Eifersucht und kleinlichen Mißtrauen, sondern hilft mir innerhalb ihres engen Wirkungskreises das Leben erträglich zu gestalten. Dies zum Verständnis mancher Beobachtungen, die Sie im Laufe unserer kurzen Eisenbahnbekanntschaft gemacht haben mögen".

Mercier, als Pariser in diesem Punkte ohnedies nicht engherzig denkend, wollte lächelnd etwas erwidern, als Madame Fernandez wieder mit Kissen und Decken beladen, ins Zimmer trat. Da sie nicht französisch zu verstehen schien, konnte Mercier nur auf dem Umwege der Verdolmetschung durch Elsuego die notwendigsten Höflichkeits- und Dankesfloskeln anbringen. Nach der Aufklärung, die ihm soeben zu Teil geworden, verschwand auch seine anfängliche Verwunderung über die Unterlassung näherer Befragung des Zurückgekehrten seitens seiner Frau. Sie hatte wohl kaum eine klare Vorstellung von den Vorgängen dort außen in der Welt und von der Flut der Geschehnisse, die den Menschen erst zur Höhe eines Gottes erheben, um ihn dann nur um so tiefer hinabstürzen zu lassen. — — — „Glück der weisen Selbstbeschränkung," rief Mercier innerlich aus, „wer dich besäße!"

Unter diesen Gedanken entschlief der Gast, nachdem er durch ein reichliches spanisches Frühstück gestärkt und für einige Stunden zur Nachholung des versäumten Schlafes allein gelassen worden war.

(Fortsetzung auf Seite 113.)

Wie Schuberts „Müllerlieder" entstanden.

Nach einer musikgeschichtlichen Anekdote.

Ein ganzer Kerl der Schubert war:
Wo's anging, aller Skrupel baar,
Half er sich, wie er konnte,
Der Ruhmbesonnte.

Fällt ihm, als einst er zu Besuch,
Dort Müllers neugedrucktes Buch
„Die Müll'rin" in die Hände —
Der Fall spricht Bände.

Hört! — Wie er unbelauscht sich sieht,
Er aus des Freundes Wohnung flieht,
Das Buch versteckt am Busen,
Der Sohn der Musen.

Mit seiner Beute dann allein,
Verschließt er sich in's Kämmerlein,
Beklext was Gott verboten
Das Buch mit Noten.

Die Rache schreitet schnell herfür,
Der Freund, schon steht er vor der Tür:
„He Räuber, aufgeschlossen,
Eh' Blut geflossen!"

Auf tintenfrischer Tat ertappt,
Meint ihr, daß er zusammenschnappt?
Der Freund mit einem Fluche
Greift nach dem Buche.

Er aber — war das wohlgetan?
Spielt kühlen Bluts noch fremden Mann:
„Muß do die fein' Kanzonen
Z'erst no vertonen."

Dem Freunde platzt die Galle schier:
„Zum Teufel da mit dem Geschmier!
Ich sag' es unverhohlen:
Du hast gestohlen."

Das Buch bekommt der Freund zurück,
Verunziert arg, der Welt zum Glück,
Durch Schubert'scher Gesänge
Verklärte Klänge.

Ja, Diebstahl war's nach Rechtsbegriff, —
Egal, aus welcherlei Motiv;
Dem Dichter aber sei
Die Frage frei:

„Ist's besser, Einer zahlt korrekt
Den Text, den Jener eingesteckt,
Und stiehlt, wess' sie auch seien,
Die Melodeien?"

Wirtschafts-Darwinismus.

Eine Erzählung aus der Kaufmannswelt.

Die Firma Brinkmann, Wäschekonfektion und Herrenmode, hatte ihren stattlichen Geschäftsladen an der Ecke der lebhaften Herzogsstraße dort, wo diese Verkehrsader auf den breiten Fischmarkt mündet. Der Textilhandel war in den letzten drei Jahren gut gegangen und der bilanzmäßige Gewinn der Firma Brinkmann überschritt im vergangenen Geschäftsjahre bereits die halbe Kronenmilliarde. Erst in der allerletzten Zeit war eine kleine Abschwächung des Absatzes zu fühlen, welche man rasch zu überwinden hoffte. Jedenfalls stand das Geschäft Brinkmanns obenan auf dem Platze und genoß einen sprichwörtlich gewordenen Kredit.

Heute um die siebente Abendstunde saß Herr Brinkmann wie gewöhnlich, wenn seine Familie nicht daheim war, im Speisezimmer seiner oberhalb der Geschäftsräume gelegenen großen Wohnung, vor sich auf dem ungedeckten Tische unter der bronzenen Hängelampe eine Anzahl dickleibiger Geschäftsbücher ausgebreitet, in denen er mit der ruhigen Gelassenheit seines ausgeglichenen Wesens, unausgesetzt nach etwas zu suchen schien.

War ihm doch schon seit einigen Tagen klar geworden, daß der Geschäftsgang der letzten beiden Vierteljahre eine stärkere Bilanzverschiebung gegenüber den vorangegangenen Perioden mit sich gebracht, über deren Höhe und Ursache er sich aus den Eintragungen der Bücher genauere Aufklärung holen wollte.

Wirklich war das Personalkonto seit der letzten Geschäftsvergrößerung um ganze 50 Prozent angeschwollen und ähnlich, wenn auch nicht in demselben Maße, waren auch alle anderen Spesen gestiegen. Schließlich war es ja bei der Geschäftsausdehnung natürlich, aber man mußte doch wissen, warum und wofür.

Die große Tür zum Vorzimmer wurde in diesem Augenblicke mehr aufgesprengt als in der üblichen Weise geöffnet und herein traten, lebhaft sprechend und lachend, Frau Brinkmann und ihre siebzehnjährige Tochter.

„Etwas ruhiger, bitte!" mahnte Vater Brinkmann, um gleich darauf mit der ihm eigenen Wohlwollen atmenden Güte fortzufahren: „Aha, in's Konzert? Gute Unterhaltung!"

„Willst du nicht wieder einmal mithalten?" warf Frau Brinkmann leicht hin, ohne den Inhalt der Frage eigentlich ernst zu nehmen. „Es wird schönes Publikum da sein," fügte sie hinzu.

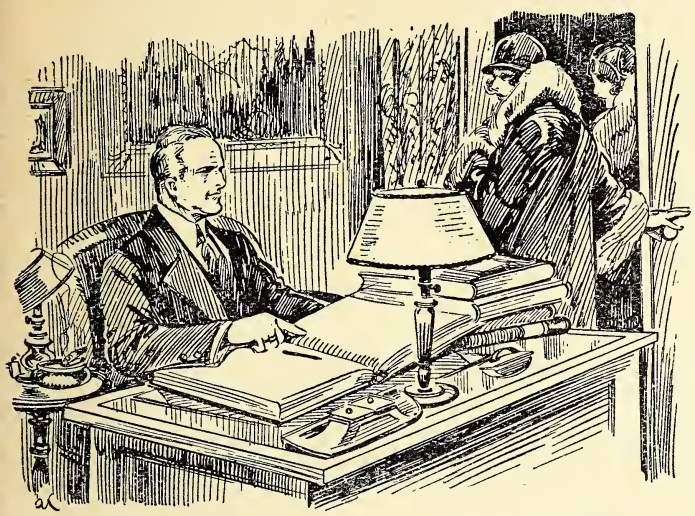
Brinkmann deutete auf die ausgebreiteten Folianten: „Du siehst —".

„Ach ja, wie immer," war die lächelnde Antwort.

„Komm' Mama!" drängte jetzt Hanna, „es geht auf halb acht".

„Also gegen 10 Uhr sind wir wieder da," beschloß Frau Brinkmann die Ver-

abschiedung als sie sich im Gehen nochmals umwendete und einen flüchtigen Blick auf ihren Gatten warf. „Du siehst heute aber müde aus, Ludwig. Zerstreue dich doch auch ein bißchen!“



Brinkmann reichte beiden mit einem stummen Lächeln die Hand, und im nächsten Augenblick war er wieder mit seinen Büchern allein. Ehe er den verlorenen Faden wieder fand, huschte ihm ein Gedanke wie ein Schatten durch den Kopf. Seine Frau war wieder ganz neu und nach der letzten Mode gekleidet. Es stand ihr ausgezeichnet — aber was mochte dieser Seidenbrokat gekostet haben?

Eine Frage wie diese war ihm wohl schon seit zehn Jahren nicht mehr in den Sinn gekommen. Merkwürdig, und warum gerade heute?

Schon war Brinkmann aber wieder ganz bei der Sache. Eben hatte er herausgerechnet, daß die Zinsen des anläßlich der Lokalvergrößerung aufgenommenen Bankkredites zu dem im letzten Halbjahre etwas zurückgegangenen Warenumsatze in ein ungünstigeres Verhältnis getreten waren, als die neue Hausgehilfin meldete, es sei ein Herr gekommen.

Im nächsten Augenblicke schob sich hinter dem Mädchen eine untersetzte Gestalt ins Zimmer. Es war Prokurist Maierhofer von der Kolonialwarenhandlung Zamarski, der eintrat.

„Sie kennt mich noch nicht“, rief er lachend. Und mit den Worten: „Mich brauchen Sie nicht anzumelden, hübsches Kind“, wendete er sich an das Mädchen und drehte es mit einem handfesten Griffe um ihre Mitte, der den erfahrenen Praktiker auf diesem Gebiete verriet, zur Tür hinaus.

Ueber Brinkmanns Gesicht legte sich ein Schatten der Verstimmung. Er fühlte sich gestört und war auch aus anderen Gründen über diesen Besuch nicht erfreut. Maierhofer war sein ehemaliger Geschäftskollege, aber vor fünf Jahren mit seinem Geschäfte zusammengebrochen und nach verschiedenen Fehlgriffen jetzt im Lebensmittelhandel tätig. Brinkmann, der ihn wiederholt unterstützt hatte, sprach sich in letzterer Zeit zusehens schwerer mit ihm, da er mehr und mehr eine innere Verbitterung und kapitalsfeindliche Stimmung an ihm wahrzunehmen glaubte.

„Du rechnest dir natürlich schon wieder deine gewonnenen Milliarden heraus?“ spottete der Ankömmling und nahm breit und behaglich am Tische Platz.

„Das nicht,“ war Brinkmanns kurze Antwort, „aber vielleicht die verlorenen Millionen.“ Maierhofer stutzte. „Eh — was? Du auch einmal?“ näselte er fast etwas hämisch.

„Die Spesen fressen uns Großkaufleute heutzutage auf. Man sollte nichts als einen Kramladen besitzen und darin allein arbeiten.“

Der Freund, dem diese kleinmütige Anwandlung bei dem sonst so erfolgsicheren Kaufmanne neu war, wollte ihn weitersprechen lassen, aber Brinkmann schwieg. Er bereute augenscheinlich, etwas

von seinem inneren Stimmungswechsel verraten zu haben und obendrein einem so zweifelhaften Tröster gegenüber.

Eine Pause war eingetreten.

„Ja, ja“ begann jetzt Maierhofer zu dem lange schon herbeigewünschten Schlage ausholend, „ich hab' dir's damals schon vorausgesagt, als ich mit meinem Geschäfte niederging, die großen Konfektionshäuser in der Stadt kommen alle noch an die Reihe. Unsere letzte Konjunktur war ja doch nur eine Scheinkonjunktur. Sobald die in Frankreich wieder nach Deutschland ausführen können, ist unser ganzer Textilhandel dorthin wieder lahmgelegt und ihr könnt Eure feine Wäsche an die Schweine verfüttern“.

In Brinkmanns verdüsterte Gemütsverfassung bohrten sich die wohlgezielten Worte wie in weiches Wachs ein und blieben darin haften. Wirklich verdankte er ja das Aufblühen seines Geschäftes in den letzten Jahren vorwiegend dem Exporte nach Deutschland und tatsächlich war der Handel dorthin in den letzten drei Monaten stark zurückgegangen. Trotzdem versuchte er den Unbefangenen zu spielen.

„Du bist der unverbesserliche Pessimist“.

„Was, Pessimist?“ polterte Maierhofer los, „warnen will ich dich, lieber Freund. Weißt du, daß Helbig & Bruder drei Häuser von dir die neuen Lincoln-Hemden mit 20 Schilling verkaufen, um 5 Prozent billiger als bei deiner Weihnachtsokkasion?“

„Wirklich?“ versuchte Brinkmann immer wieder ruhig zu antworten. „Man wird mit dem Manne reden müssen. Das Unterbieten hat ja keinen Sinn.“

„Wird dir wenig nützen,“ spöttelte Maierhofer, „der *will* dich doch ruinieren“.

Brinkmann lächelte gezwungen. „Mich ruinieren?“

Maierhofer konnte zufrieden sein. Mit einer Behaglichkeit, welche die Genugtuung über die Wirkung seines Angriffes erkennen ließ, stand er auf und trat an den Zigarrenkasten neben dem Fenster.

„Du gestattest — eine von deinen Importen.“

In Wirklichkeit waren es zwei, die er an sich nahm. Die eine in den Mund, die andere in die Tasche steckend, trat er wieder zum Tische.

„Im Heraufgehen habe ich deine beiden Damen begegnet,“ suchte er den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen.

„Ja, sie sind zu Schaljapin gegangen,“ antwortete Brinkmann schon etwas ungeduldig.

„Hm — sage einmal —“, Maierhofer hielt inne und streifte die Asche von der Zigarre, „was hat denn dein Fräulein Tochter für ein besonderes Interesse an dem Filmatelier des Mister Globe in der Wilhelmsstraße?“

„Filmatelier? — Mister Globe? — *Meine* Tochter? — du fantasierst wohl?“ kam es verständnislos von Brinkmanns Lippen.

„Ich fantasiere nicht, sondern habe sie zweimal dort Vormittag gesehen und gegrüßt,“ erwiderte Maierhofer mit lauernder Miene. „Globe, der Engländer, ist nämlich eine Kunde meines Chefs.“

Brinkmann wurde ärgerlich.

„Vormittag hat Hanna doch bei Berlitz ihren englischen Kurs und dreimal die Woche rhythmisches Tanzen. Du hast sie jedenfalls verwechselt.“

„Na, hab' ich sie halt verwechselt,“ lautete die boshafte Antwort, „oder hat das Fräulein die English-Stunde und das rhythmische Tanzen mit dem Strandfilm des Mister Globe verwechselt, der ja für junge hübsche Damen im Badekostüm jedenfalls dankbar sein wird.“

„Unverschämtheit!“ brauste jetzt Brinkmann in ungewöhnlicher Erregung auf. „Eine solche Verrücktheit! Entweder du hast wieder einmal zu viel getrunken oder — mach', daß du hinauskommst! Ich will Ruhe haben.“ Dabei hob er die Hand und wies nach der Tür.

„Um Gotteswillen, nicht so aufgeregt, zukünftiger Herr Kommerzialrat! — — Na, also, ich kann ja gehen. Meine Augen lasse ich mir aber doch nicht abstreiten. Gute Nacht!“ Mit diesen Worten war er in der Tür verschwunden.

Brinkmann war wieder allein, allein mit seinen hundert Gedanken, die sein müdes Gehirn wie ein tollgewordener Mückenschwarm umtanzten und wie richtige Moskitos da und dort empfindliche Stiche zurückließen.

„Mich ruinieren!“ murmelte er spöttisch vor sich hin. „Und dann wieder dieser Unsinn mit Hanna!“ Aber an den wollte er ja gar nicht denken. Das war ja zu abgeschmackt. Nicht einmal befragen wollte er sie darum.

Da kamen sie ja eben aus dem Konzert nach Hause. Hanna trat zuerst ein, dann die Mutter.

„Wunderschön war's, Papa.“

Brinkmann schien einen Augenblick zu überlegen, dann bekam der Wunsch, die Dummheit ein für allemal abzutun, die Oberhand.

„Sag' mir, Hanna,“ begann er zögernd, „kennst du hier in der Stadt, ich weiß nicht, in welchem Bezirk, ein Filmgeschäft Globe?“

Eine Sekunde verstrich ohne Antwort. Dann während sie die Handschuhe rasch von den Fingern zog, erwiderte sie oberflächlich: „Filmgeschäft Globe?“

„Oder Film-Atelier“, ergänzte der Vater.

„Nie gehört. Vielleicht eine Kunde?“

„Nein, nein“, antwortete der Vater, seine Frage schon bereuend, „Maierhofer sprach vorhin davon. Ich dachte mir's natürlich“.

„War er da?“

„Ja, mein Kind. Aber du sollst schlafen gehen“. Er war überzeugt, daß Maierhofer gefaselt hatte.

Hanna ging in's Schlafzimmer und Frau Brinkmann eilte ihr nach, indem sie ihrem Manne im Vorübergehen nach einer raschen Begrüßung entschuldigend zurief, daß sie von dem Genusse ganz angegriffen und sehr schlafbedürftig sei. Eine Weile darauf aber öffnete sie nochmals die Tür und rief Brinkmann, der seine Bücher eben zusammenklappte, zu: „Wenn du wieder um Karten schickst, Ludwig, sage Jakob, daß er immer Cerclesitze nimmt wie früher. Heute bin ich im Parkett neben der Helbig gesessen — du weißt ja, von dem Wäschekrämer die Frau, der sich da neben dich gesetzt hat, um von deinem Glanz zu profitieren. Natürlich hab' ich zwischen der „Adelaide“ und dem „Erlkönig“ hören müssen, daß die neuen Damenunterkleider jetzt bei ihnen sehr gut gehen.

Die Tür schloß sich, ehe Brinkmann Zeit fand, zu antworten. Er schichtete die Bücher aufeinander, indem er mit gelassener Ironie vor sich hinsprach: „Die Helbig!“ Er war müde und ging zu Bette.

Am andern Morgen war er etwas früher als sonst in's Geschäft gekommen. Er öffnete die Korrespondenz hastiger und fühlte auch sonst eine innere Unruhe. Die geschäftlichen Mitteilungen Maierhofers hatten ja jedenfalls eine reellere Grundlage als das Geplausche über seine Tochter.

Er entfaltete einen weiteren Brief. Es war die Stornierung einer größeren Bestellung. Ein anderes Schreiben enthielt die Nachricht, daß eine langjährige Kunde in den Ausgleich gegangen sei. Inzwischen liefen ja wieder Lieferungsaufträge, aber es schien ihm, als würden seit einigen Wochen die ungünstigen Posteinläufe überwiegen. Er wunderte sich, daß ihm dies erst heute zum Bewußtsein komme. War der Eindruck dieses Maierhofer doch so nachhaltig?

Die folgenden Tage boten dasselbe Bild. Brinkmann saß meist schon vor allen seinen Angestellten im Kontor, las den Briefeinlauf in nervöser Unruhe und beschloß die Lektüre mit dem Gefühle, jeder Tag bringe schlechtere Nachrichten.

Auch dem Personal entging die Veränderung in Brinkmanns Wesen nicht. Vieles, was er früher dem Disponenten oder dem Korrespondenzfräulein überlassen hatte, erledigte er selbst, um ja der richtigen Ausführung sicher zu sein. Bei Neubestellungen war er zurückhaltender, bei Gehaltsregulierungen karger als alle die Zeit vorher. Nach Außen

hin freilich war er ängstlich bemüht, den Glanz des Geschäftes durch Sparmaßnahmen in keiner Weise zu trüben. Rechnungen wurden termingerecht geregelt, wenn auch seine Debitoren ihrerseits die Zahlungen mehr und mehr hinausschoben. Bisher hatte er niemandem gegenüber etwas von seiner Beunruhigung über den schlechteren Geschäftsgang mit Worten geäußert, am wenigsten seiner Familie gegenüber.

Da führte ein an sich nicht bedeutender Zwischenfall auch darin eine Wendung herbei.

Das Bankhaus Lorchstädt & Co. hatte der Firma einen Brief zugehen lassen, in welchem sie ersuchte, auf eine etwas raschere Abdeckung des bestehenden Lastensaldos bedacht sein zu wollen, als dies in der letzten Zeit der Fall gewesen sei. Das war für die prestigebegierige Seele Brinkmanns ein empfindlicher Schlag. Er ließ sofort seinen Buchhalter rufen und ordnete den Erlag eines Betrages von 10.000 Schilling bei der Bank an.

Als Brinkmann aus dem Kontorraume wieder in sein kleines Chefzimmer zurücktrat, war ihm Buchhalter Bartosch auf der Ferse gefolgt.

„Ich wollte es draußen nicht sagen", murmelte er halblaut seinem Prinzipal zu, „aber die Ueberweisung von 10.000 Schilling an die Bank ist uns derzeit unmöglich."

„Wie ist der Kassastand?" fragte Brinkmann übel gelaunt.

„Wir haben etwas mehr als 3.000 Schilling zu Hause, aber übermorgen ist Lohnauszahlung, außerdem ist eine Steuerrate fällig. Wir werden schon da kaum reichen", antwortete Bartosch.

Brinkmann, der im Zimmer auf und abging, schien wie zu sich selbst zu reden: „Die Steuern können noch bleiben." Dann wollte er zwei größere Forderungsausstände von säumigen Kunden energischer eingetrieben wissen und den schon lange besprochenen Verkauf eines namhafteren Aktienpakets an der Börse durchgeführt sehen. Alle Vorschläge durchkreuzte aber der Buchhalter mit seinem sachgemäßen Einwendungen, indem er darauf verwies, daß die Wechsel der beiden Schuldner bereits mangels Zahlung protestiert und Prozesse zu gewärtigen wären, sowie daß die Börse seit einiger Zeit viel zu schwach sei, um die Aktien ohne empfindliche Kurseinbuße aufnehmen zu können.

„Man müßte vorläufig einen kleineren Betrag zur Bank legen", wollte der Buchhalter vorschlagen. Aber seinen Chef hatte jetzt die Kraft der Selbstbeherrschung verlassen und er rief ärgerlich: „Was — vielleicht 2.000 Schilling? Ich werde mich lächerlich machen! Zum Teufel! Den lumpigen Betrag wird man vorübergehend ja doch noch bei einem Geschäftsfreunde auftreiben können."

Klopfen an der Tür machte der unerquicklichen Unterredung ein Ende. Herein trat lächelnd ein Herr mit leicht ergrautem Haar, in Geschmeidigkeit der Bewegungen und Glätte der Ausdrucksweise den Reisenden verratend.

„Ich möchte nicht stören, Verehrtester", ließ er sich liebenswürdig vernehmen. Aber Brinkmann hatte ihn schon unter den Arm genommen und zum Sitzen genötigt, während der Buchhalter lautlos zur Tür hinausgeschlüpft war.

„Du hast Sorgen, lieber Brinkmann", brach der Besucher grade heraus, als er Brinkmann in's Gesicht sah.

Brinkmann versuchte, den Erstaunten zu spielen.

„Ich kenn' dich doch von früher. So miserabel vergrämt hast du nie ausgesehen. Ich hab' ja auch ein bißchen was bei der Tür gehört. Du verzeihst schon, aber du hast sehr laut gesprochen und hast mein erstes Klopfen ganz überhört."

Brinkmann, der sich jetzt verraten sah, war in seiner momentanen Stimmung geneigt, einen teilnehmenden Rat von befreundeter Seite anzunehmen. Und Juwelier Weißenstein, denn dies war der scheinbare Reisende, dünkte ihn des Vertrauens wert.

„Ja also, du sollst Recht haben, ich habe Sorgen, große Sorgen. Das Geschäft geht zurück statt vorwärts, die Schulden drücken mich und es fehlt überall an barem Gelde, im Geschäft und zum Leben für die Familie. Das Herz fängt mir auch an, Geschichten zu machen, kein Wunder, daß man weiß wird".

„Mit barem Gelde kann ich dir zwar nicht dienen, alter Freund", lautete die joviale Entgegnung, „weil ich selbst zu wenig habe. Aber vielleicht nimmst du einen gutgemeinten Rat an, der dich wieder geldflüssig machen kann".

„Da wäre ich wahrhaftig neugierig", versicherte Brinkmann, ein Kistchen Havanna anbietend.

Mit dem seelischen Impuls, den das Anrauchen einer feinen Marke zu verleihen pflegt, begann der Juwelier:

„Weißt du, was unseren Kaufleuten fehlt, besonders euch christlichen? — wir Semiten haben in dem einen Punkt einen gewissen Vorsprung. Die Anpassung! Jawohl, die Anpassung an die jeweilige Konjunktur, an Hausse und Baisse auf den Warenmarkt und im ganzen Leben."

Brinkmann mußte trotz seiner üblen Laune lächeln. Das war wieder ganz Weißenstein!

„Du erinnerst dich," fuhr dieser mit der Wärme innester Ueberzeugung fort, „daß ich in der Realschule ein begeisterter Naturwissenschaftler war und mich zuerst in philosophischen Vorlesungen an der Hochschule herumtrieb. Siehst du, da habe ich verstehen gelernt, warum von den hunderttausend verschiedenen Arten von Tieren, die die Natur erfunden und geschaffen hat und immer wieder neu erfindet und schafft, sich doch nur eine bestimmte Anzahl erhält, während die anderen verkümmern und aussterben. Das ist das Gesetz der Auslese oder der Zuchtwahl, welche die Natur unter ihren Geschöpfen trifft."

„Ist das nicht ein bißchen Darwinismus, was du mir da predigst?" warf Brinkmann etwas satyrisch dazwischen, schon um zu beweisen, daß er seine Mittelschulbildung über der Wäschekonfektion nicht völlig verschwitzt habe.

„Richtig!" bestätigte Weitzenstein mit Befriedigung. „Darwin in seinem Buche von der Entstehung der Arten hat die Idee entwickelt und andere haben die Lehre weiter ausgebaut. Und siehst du, wie sich von unseren Wildarten nur diejenigen erhalten werden, die sich in der Kälte mit einem Winterfell umgeben oder wie der Dachs sich durch eine Fettschichte schützen und wie von anderen Tierarten, wie Käfern und Reptilien, diejenigen sich am besten fortpflanzen werden, die durch die Färbung sich von der umgebenden Pflanzendecke wenig abheben und so der Verfolgung seitens ihrer Feinde entgehen, ebenso muß sich auch der Kaufmann den jeweiligen Lebensbedingungen und der Umgebung anpassen, indem er seinen Geschäftsbetrieb nach Lage der Verhältnisse rasch umstellt, Erweiterungen, aber dann auch wieder Reduktionen durchführt, zu Zeiten vornehm, zu anderen Zeiten aber bescheiden auftritt und auf diese Weise allen größeren Erschütterungen elastisch ausweicht. Das, lieber Freund, nenne ich den wirtschaftlichen Darwinismus."

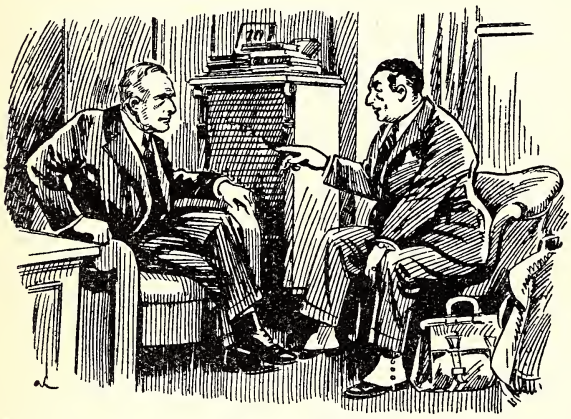
„Wirklich eines Professors würdig, dieser schöne Vortrag!" spöttelte Brinkmann. „Aber wie stehts um die praktische Durchführbarkeit?"

„Die bleibt dem einzelnen überlassen. Wer begreifen kann, begreife! sagt euer Evangelist Matthäus. Ich wenigstens habe meine Lehre auch praktisch erprobt und bin zufrieden. Seit dem letzten Konjunkturabriß in meiner Branche bin ich eben mein eigener Reisender geworden und mache meine Geschäfte statt im Laden im Eisenbahnwaggon, auf den Amerikadampfern, in Hotels, Bädern, kurz auf der ganzen Welt zwischen Amsterdamm und Kairo, und von New-York bis Angora."

„Das kannst du machen," seufzte Brinkmann, „wo du ledig bist, aber unsereiner —"

„Auch die Familie des Geschäftsmannes muß, wenn's not tut, das Winterfell anziehen und die Erdfarbe annehmen", setzte der Juwelier sein Vergleichsspiel unerbittlich fort. „Auch die Frau und die Kinder müssen sich anpassen, wenn sich der Kaufmann geschäftlich am Leben erhalten soll. Du mußt sie eben zum Darwinismus bekehren."

Die letzte Gesprächswendung hatte Brinkmann nachdenklich gemacht. Auch die Familie müsse sich anpassen — das



waren Worte, die den Vergleich ihm nicht mehr spaßhaft erscheinen ließen. Er nahm sie ernst, bitter ernst. Das war es, ja. Mit dem übergroßen Haushalte mußte er den Anfang machen, hier schien ihm der Abbau am frühesten möglich. Und, während sein Geschäftsfreund noch mancherlei über die schlechten Zeiten und von unerwarteten Zusammenbrüchen zu erzählen fortfuhr, hatte Brinkmann seinen Entschluß gefaßt. Der hieß: Einschränkung der Lebenshaltung.

Des andern Tags war ein Sonntag. Der Frühstückstisch bei Brinkmanns war wohlbestellt. In angenehmer Folge reihte sich da Rosinenkuchen an Kaffee und Kakao, Butter und Honig an feine Brötchen und Käse, auch kalter Aufschnitt war noch von gestern übrig.

Brinkmann war einsilbig und nahm wenig zu sich. Als die Frau aber zur Tür herein fragte, ob er vielleicht weiche Eier wünsche, war's ihm wie ein Signal zum Beginn eines neuen Lebensabschnittes. Anpassung! — rief es gebieterisch in ihm und er antwortete mit gezwungener Milde:

„Aber, liebe Frida, ein bißchen mehr Einteilung! Die Sachen verderben ja. Was kostet jetzt ein Ei?"

„Ja, seit wann interessierst du dich denn für die Eierpreise?" fragte Frau Brinkmann belustigt. „Da mußt du schon unsere Köchin fragen, lieber Ludwig — also nicht". Damit verschwand sie wieder, um sich frisieren zu lassen.

Es war ein Anfang gemacht. Früher hätte er vielleicht gedankenlos „ja" gesagt, die Eier hatte er erspart.

Auch bei den folgenden Mahlzeiten suchte er diese Abbautaktik mit Erfolg fortzusetzen. Er bezeichnete diesen oder jenen Gang als überflüssig, schränkte den Wein- und Likörverbrauch ein und erkundigte sich gelegentlich, was mit übriggebliebenen Speisen geschehen sei. Immer aber schonte er die besonderen Gaumengelüste seiner Frau und seiner beiden Kinder, indeß er bei seinem eigenen Verbrauche an Speisen, Getränken und Zigarren einen wahren Entsagungsfeldzug eröffnete.

Freilich, was konnte das alles bedeuten gegenüber der Riesenlast seiner Kreditzinsen und der unvermindert hohen Geschäftsregie? Schließlich mußte er sich, wenn er in den Spiegel blickte, sagen, er sehe von Tag zu Tag schlechter aus, die Verdrießlichkeiten mit der sich beobachtet fühlenden Gattin nahmen überhand und die paar hundert Schilling, die er im Hause während eines Monates ersparte, wurden ja wieder in den Strudel der Geschäftsverluste hineingerissen.

Bald aber sollte sich der Durchführung seiner Vorsätze ein bedeutsamerer Anlaß bieten. Seine Frau hatte ihm die Halbjahrsrechnung der Maison Berfôt über

ihre Toiletten mit den üblichen Begleitworten: „Du bist wohl so gut —“ überreicht. Gegen seine frühere Gewohnheit entfaltete Brinkmann die Faktura sogleich in Anwesenheit der Gattin und hatte Mühe, bei dem Anblicke der vierstelligen Ziffer seine Fassung zu bewahren.

„Sie ist diesmal etwas höher,“ suchte Frau Brinkmann zu erklären, innerlich etwas ungehalten über die ihr kleinlich erscheinende Art der Behandlung dieser Bagatelle.

„Schrecklich hoch!“ bestätigte Brinkmann. „Das ist ja gar nicht zu bezahlen. Liebe Frida, ich muß dich aufmerksam machen, du mußt dich von nun an auch in deiner Garderobe mehr einschränken. Die Zeiten sind nicht danach.“

Was sich hundert- und tausendmal in ähnlichen Fällen ereignet, trat auch hier mit der Zwangläufigkeit eines Naturgesetzes ein. Gekränkte weibliche Empfindsamkeit, Vorwurf der Kleinlichkeit, zuletzt Tränen. Dem aber war das weich und vornehm veranlagte Herz Brinkmanns nicht gewachsen. Er entschuldigte seine übereilte Härte und versprach, die Sache baldigst zu ordnen.

Allein in seinem Zimmer, öffnete er dann seine kleine eiserne Privatkasse und entnahm ihr ein Futteral, das einen fast vergessenen Ring enthielt, den er einmal an Zahlungsstatt hatte übernehmen müssen. Er ging damit zu Weißenstein und bat ihn, den Ring rasch zu verkaufen, so gut es ginge.

Nach drei Tagen kam dieser mit dem Gelde und die Toilettenrechnung der Madame Brinkmann wurde bezahlt. Die Anpassungsdoktrin hatte praktisch Schiffbruch erlitten.

Und wieder vergingen Wochen, die für das Geschäft keine Besserung brachten und am Lebensmark des Kaufmanns zehrten. Die Bank war längst drängend geworden und verweigerte weiteren Kredit. Die Firma mußte, um sich Geld zu beschaffen, aus trüberen Quellen schöpfen und noch höhere Zinsen zahlen. Im Haushalte aber hatte Brinkmann aufgehört, die angeordneten und doch nicht befolgten Einschränknngen zu überwachen oder Ueberflüssiges zu beanständen. Es lohnte sich ja wahrlich nicht, der eigenen Familie etwas zu versagen, wenn das Ersparte doch wieder zum Wucherer ging.

Nur bei seiner eigenen Person machte Brinkmann eine Ausnahme. Er wollte durch sein Beispiel zeigen, daß er fähig sei, sich anzupassen und versagte sich manche liebgewordene Gewohnheit wie seine Zigarren und gute Weine. Allein ein böser Gast, ein rasch zunehmendes Herzleiden, war bei ihm eingekehrt, und hatte seine Geldmittel von einer anderen Seite in Anspruch genommen.

Da kam n o c h ein Angriff gegen seine guten Anpassungsvorsätze, diesmal von der Seite seines Sohnes. Dieser, ein studienbegeisterter Idealist, hatte das Doktorexamen der Zoologie mit Erfolg abgelegt und gedachte jetzt, sich gründlichen Laboratoriumsarbeiten auf dem Gebiete der Biochemie zu widmen, um sich auf Grund derselben um die Privatdozentur zu bewerben.

„Vater“, eröffnete sich der weltfremde junge Mann eines Tages dem sorgenbeschwerten Kaufmanne, „ich werde in der nächsten Zeit einen größeren Geldbetrag für die zeitgemäße Ausgestaltung meines Laboratoriums und für die Anschaffung einer fachwissenschaftlichen Bibliothek benötigen. Nur so kann ich mein Ziel erreichen. Man muß heutzutage wirklich modern ausgerüstet sein, um etwas Belangreiches auf diesem Gebiete zu leisten. Also bitte, nicht wahr, ich kann mir fallweise die erforderlichen Beträge in deinem Geschäfte abheben?“

Brinkmann hatte nicht mehr die seelische Fassung, näher nach der Höhe des erforderlichen Betrages zu fragen. Sollte er seinem strebsamen Sohne sagen, daß er alle seine Pläne aufgeben müsse, um vielleicht Wäsche verkaufen zu helfen und auf dem sinkenden Schiffe mitzuertrinken? Nein, das konnte er ihm nicht antun. Und so brachte er auch dieses Geld zu-

stande, ohne daß es die Familie kümmerte, wie dieses Wunder möglich wurde.

Eine Freude aber, eine einzige sollte er innerhalb seiner Familie noch erleben. Seine Tochter, obwohl erst siebzehn zählend, schien die Situation zu erfassen und auf die geänderten Verhältnisse verständige Rücksicht zu nehmen. Wo sie irgend konnte, schonte sie des Vaters Kasse, bat ihn, bei festlichen Anlässen von kostspieligen Geschenken abzusehen und schien selbst auf die Auszahlung ihres monatlichen Taschengeldes geflissentlich zu vergessen. All das geschah in sichtbarer Erkenntnis der jetzigen, geringeren Leistungsfähigkeit der Firma, ohne daß zwischen Vater und Tochter auch nur ein mißmutiges Wort darüber gewechselt worden wäre. So schien Hanna der weiße Rabe zu sein, der allein in der Familie die wirtschaftliche Anpassung ohne Murren vollzog.

Da kam eines Tages die Stunde, wo auch dieser schöne väterliche Traum zunichte wurde. Brinkmann hatte, an seinem Kontorschreibtische sitzend, eben die Post durchgesehen, als nachträglich noch eine dickleibige Briefsendung überbracht wurde. Brinkmann glaubte, nach den Schriftzügen der Adresse bestimmt auf Maierhofer als Absender schließen zu dürfen. Was konnte der von ihm wollen? Er hatte den Verkehr mit ihm seit jener lächerlichen Verdächtigung Hannas gänzlich abgebrochen und trug kein Verlangen, die Beziehungen zu erneuern.

Jetzt öffnete er den Brief. Entsetzen malte sich auf seinem durchfurchten Antlitz. Das war ja Hanna, ihr Gesicht, ihre Gestalt! In ungezählten kinematografischen Aufnahmen starrte ihm seine Tochter entgegen. Da stand sie, angetan mit einem mehr entkleidenden als verhüllenden Badegewande, an der Seite weiblicher und männlicher Sportgenossen an einem Strande, der wohl eine französische oder englische Küste vorstellen sollte, tollte sich im Sande und drehte sich im gemeinschaftlichen Tanze. Und dazu hatte sich sein sorgfältig erzogenes Kind hergegeben! Aber da lag ja auch ein Schreiben bei. Er las:

„Verehrter Freund! Lange schon bin ich Dir Rechenschaft für die Warnung schuldig, die ich Dir bezüglich Deines Fräuleins Tochter an jenem Abende zugehen ließ. Du hast mich wie einen Hallunken aus Deinem Hause gewiesen. Das hat mich nicht zur Ruhe kommen lassen, bis ich die Beweise in die Hand bekam. Sie liegen vor Dir.

Du tust mir ja leid. Nimm aber die Geschichte nicht zu tragisch, die Zeit ist eine andere geworden. Das Fräulein muß gut daran verdient haben. Mister Globe soll sich übrigens ehrenwörtlich verpflichtet haben, den Film nur in England und keinesfalls hier in Oesterreich laufen zu lassen. Mehr weiß ich von der Sache nicht. Also kein Familiendrama, Brinkmann! Wir ändern's nicht. Es grüßt Dich — Maierhofer."

„Wir ändern's nicht," sprach der im Innersten Erschütterte tonlos nach. Weißenstein hatte Recht. Das Leben ist grausam und vernichtet, was sich ihm nicht anpaßt. Die Jugend will leben und wird gezwungen, die nutzlosen Goldflügel wie die Insekten abzuwerfen und die schmutzige Erdfarbe ihrer Umgebung als Deckfarbe anzunehmen. Er konnte ihr für ihren Lebenshunger nicht mehr genügend viel geben. Darum mußte sie aufhören, als goldfarbener Rosenkäfer von Blüte zu Blüte zu schweben und mischte sich unter die erdfarbigen Maulwurfsgrillen am Boden. Und darum wird sie leben „und ich" sprach er schließlich halblaut zu sich selbst, „ich werde untergehen."

Ein bedenklicher Herzkollaps des gesundheitlich schon Geschwächten war die Folge dieser grausamen Enttäuschung. Einer der ersten, die den Daniederliegenden besuchten, war der teilnehmende Weißenstein.

„Du mußt nicht verzweifeln, teurer Freund," sprach er auf Brinkmann ein, indem er ihn durch Scherzreden und Anekdoten über seinen Zustand hinweg zu täuschen suchte. „Der verdammte Ehrgeiz, auch in dieser miserablen Zeit

als großer Geschäftsmann dazustehen, der hat dich niedergeworfen. Versuch' es einmal kleiner, laß' deine Familie im Geschäft mitarbeiten und sich ihr Essen durch Arbeit verdienen und du wirst auch als armer Teufel reich sein."

Brinkmann lächelte schmerzlich. Weißenstein hatte gut reden. Er kannte die Familie ja nicht.

Noch beim Abschiede scherzte der verkappte Naturforscher, indem er Brinkmanns hagere Hand in der seinen hielt:

„Hast du von dem Erdbeben in Kleinasien gelesen? Siehst du, unsere alte Erdkugel macht denselben Fehler wie du, sie kann sich nicht rasch genug anpassen. Die Erdumdrehungen verlangsamen sich und verändern die Gestalt der Kugel. Weil aber der Erdkern sich rascher umgestaltet und die äußere Erdrinde sich nicht schnell genug anpaßt, kriegt sie da und dort Risse und Sprünge und da gibt es jenes Krachen und Poltern, das uns die Seismographen so schön anzeigen. Beim Kaufmann heißen diese Erdstöße aber Krisen."

„Und mein Herz," ergänzte der Patient seufzend, „ist solch ein Seismograph, der von diesen Wirtschaftskrisen im Innersten erschüttert wird."

Acht Tage später standen Frau Brinkmann und ihre beiden Kinder an zwei Totenbahren. Das Geschäft Brinkmanns war wegen Inventursaufnahme im Zuge von Ausgleichsverhandlungen geschlossen und blieb es auch. Sein Inhaber aber lag einen Stock höher als Gefallener im Kampfe der Arten um die wirtschaftliche Anpassung.

Das letzte Wirtschaftsbeben hatte den Seismographen seines Herzens außer Tätigkeit gesetzt.

Die Glocken von Genf.

(Zu dem gleichnamigen Klavierstück aus den „Annèes de pèlerinage" von F. Liszt.)

In der Stadt tief unten, du fromm Geläut',
Wie vor hundert Jahren, so klingst du heut';
Nur der Sinn deiner Sprache, o Glockenstrang,
Wie anders als heute doch damals klang!

Schluß-Sitzung heute der Völkerbundtagung!
Pim — Pam — wie stimmt zu dem Glockenklang schlecht
Euer mißtönig Diplomatengefecht
Bei der großen Genfer Völkerbefragung!

Sein Haupt zu befreien von Sorgen,
Eilt am folgenden Sonntagsmorgen
Nach der Aussichtshöhe dort oben,
Wo nicht Redestürme mehr toben,
Auf steilem Pfad — die Sonne brennt —
Der Herr Völkerbundspräsident.
Das Landschaftsbild rings zum Entzücken,
Der Glockenklang fern nur und matt,
Und er seufzt, den Mont-Blanc im Rücken,
Vor sich die bewimpelte Stadt:
„Spielt' ich doch wahrlich den Dirigenten
In einer Jazzband-Kapelle gern,
Statt hier mich zu müh'n als Präsidenten
So unharmonischer Herrn!"
Die Glocken dazu verdrießlich brummen:
„Euer Völkerbundtraum, wie so rasch doch entschwand er!
Nun wird unser Festgeläut' bald auch verstummen,
Der Völkerbund geht ja noch heut' auseinander —"
Hell kichert ein Glöcklein: „Ja, ja, auseinander!"

In der Stadt tief unten, du fromm Geläut',
Wie vor hundert Jahren, so klingst du heut';
Nur der Sinn deiner Sprache, o Glockenstrang,
Wie anders als heute doch damals klang!

Damals bei der Kapelle hier oben
Hoch über der Weltstadt am Genfersee
Ein Jüngling saß, leuchtend wie Firnenschnee,
Voll Künstlerstolzes das Haupt erhoben.
Ein Danteprofil,
Tiefgründige deutsche Art,
Mit Ungarblut reizvoll gepaart,
Weltruhn sein Ziel —
Das ist Franz Liszt.
Nicht Minister, noch Lord, nicht von ad'ligem Stamm,
Doch ein Allumfasser, ein Zukunftsprogramm,
Ein Geist, der am Unsterblichen kühn sich mißt,
Der mit zweier Hände beflügeltem Lauf
Allergrößtes umspielend sich macht zu Eigen,
Gelegentlich Unbedeutendes hebt hinauf
Zu symphonischer Fülle in wirbelndem Reigen.
Bald Steuermann, trotzend der Brandung von Tönen,

Traumwandelnd dann wieder im Mondglanz des Schönen,
Vertauscht er, ein Zauberer, Stile und Farben,
Seufzt welschländisch süß, donnert deutsch voll Kraft
Und bindet Zigeunervolks Leidenschaft
Mit slavischer Schwermut rhapsodisch zu Garben.
Heut' ganz der Liebe, morgen Gott geweiht,
Ein Frauenberücker im Priesterkleid,
So über den Menschen und Nationen
Thront weltharmonisch sein kosmischer Geist,
Verschmilzt was gegensätzlich sich weist,
Zum Liebesbund feindlicher Völker und Zonen.

Darum, wenn die Glocke zur Friedensverhöhnung
So feierlich dröhnt in der Völkerbundstadt,
Denkt an das Beispiel wahrer Versöhnung,
Das Meister Liszt euch gegeben hat!
Denn der Völkerbundstempel, wie ihr ihn mögt träumen,
Drin Muselmann betet und Jude und Christ,
Unter dem Chauvinistenwut aufhört zu schäumen —
Er steht nicht in Genf, sondern heißt: Franz Liszt.

In der Stadt tief unten, du fromm' Geläut',
Wie vor hundert Jahren, so klingst du heut';
Nur der Sinn deiner Sprache, o Glockenstrang,
Wie anders als heute doch damals klang!

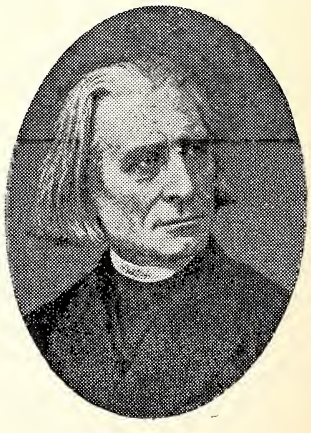
Ein Advokatenporträt aus dem alten Wien.

(Fortsetzung.)

Siehe vorher Seite 26.

Franz Liszt, Thalberg, Cosima Wagner und österreichischer Hochadel.

Im Jahre 1881 betraute der kaiserliche Oberstthofmeister Fürst Constantin Hohenlohe, meinen Vater mit der Führung seiner Vermögensverwaltung. In Verbindung damit stand die mehr ehrenvolle und interessante als einträgliche Vertretung des vergötterten Altmeisters der Musik, des Abbé Franz Liszt. Die Gemahlin des Oberstthofmeisters, Fürstin Marie Hohenlohe, war bekanntlich die Tochter der russischen Fürstin Sayn-Wittgenstein, der langjährigen hochsinnigen Freundin Liszts. Der geschäftliche Verkehr und Briefwechsel mit dieser Patriarchengestalt der Kunst brachte meinen Vater auch mit den ihm sonst ferngestandenen musikalischen Kreisen, insbesondere anläßlich der Nachlaßabhandlung nach dem



im Juli 1886 zu Bayreuth verstorbenen Meister in Beziehung. Damals trat mein Vater von Igls in Tirol die Reise nach Bayreuth zu Cosima Wagner an und wurde von hier aus nach Weimar zum Großherzog Alexander von Sachsen-Weimar berufen. In Weimar hatte ja Liszt seit Jahrzehnten seinen eigentlichen Wohnsitz und zugleich die Hauptbetriebsstätte seines unvergeßlichen genialen Wirkens gehabt. In den musikalischen Fachblättern und in den Tageszeitungen wurde nun der bislang vorwiegend in Juristenkreisen bekannte Name meines Vaters genannt und auch in einige Liszt-Biographien fand derselbe Aufnahme.

Es war natürlich, daß gerade an dieser Vertretung, welche den Namen des Liszt'schen Anwalts in das Licht eines gewissen kunstgeschichtlichen Interesses rückte, die Allgemeinheit besonderen Anteil nahm. Man muß die Liszt-Begeisterung Wien's in den Jahren 1875 und 1878, als der betagte Meister im langen Abbé-Rocke seine Graner-Messe und andere seiner Chorwerke dirigierte, miterlebt haben, um den mystischen Duft zu ahnen, den seine scharf gezeichnete Gestalt bei ihrem Erscheinen allerwärts verbreitete. War es doch, wo dieser Musikpapst eintrat, als ob der heilige Vater selbst die Schwelle des Hauses für ewige Zeiten geweiht hätte! Auch mein Vater widmete dem ersten Kanzleibesuche Liszt's eine kleine Vorbereitung, indem er anordnete, daß der Meister nicht durch die Kanzleiräume, sondern durch die Wohnung geführt werde. Bei dieser Gelegenheit sah ich als Vierzehnjähriger, indem ich mich im Speisezimmer aufstellte, den verehrungswürdigen Künstler und Menschen zum erstenmal außerhalb der ihm im Konzertsaale umgebenden Weihrauchwolke. Am selben Abende war es mir vergönnt, mittelst einer, meinem Vater zur Verfügung gestellten Einladung Zutritt zu dem letzten öffentlichen Auftreten Liszt's in Wien, und zwar in einem kleinen, geladenen Zuhörerkreise im Bösendorfersaale zu erlangen, wo ich den „Unvergleichlichen" die Huldigungen des in südliche Begeisterungsglut getauchten Publikums entgegennehmen und zum Danke mit huldvollen Lächeln die Tasten streifen sah. Dagegen konnte ich als überzeugter Liszt-Jünger und Liszt-Spieler lange Zeit ein Gefühl eines gewissen Neides nicht verwinden, als mir eines Tages, da ich nach Hause kam, mein Bruder berichtete, Franz Liszt sei hier gewesen und habe sich in des Vaters Abwesenheit in seiner liebenswürdigen, etwas französisierenden und greisenhaft flüsternden Art mit ihm unterhalten. Zum Abschiede habe ihn der Meister der Ehre würdig befunden, den berühmten Liszt'schen Weihekuß auf seine Stirne gedrückt zu erhalten.

Dem ersten Besuche Liszts in unserer Wohnung ging übrigens ein heiteres Stückchen voraus. Meinem Vater, welcher vor kurzem ein Paar Schuhe bestellt hatte und täglich deren Lieferung erwartete, wurde vom Dienstmädchen gemeldet, es sei ein Mann draußen, der frage, wann der Schustermeister kommen könne. Mein Vater, der sich über die feierliche Ansage seines Schusters wundern mochte, ging selbst ins Vorzimmer, um nach dem Herolde seines Sohlenschneiders zu sehen. Wie erstaunte er, als er statt des erwarteten Lehrjungen den im strengsten römischen Kurialzeremoniell erstarrten Kammerdiener Liszts erblickte, der seine Anfrage gravitätisch wiederholte, wann sich der Meister das Vergnügen machen könne! Das Mädchen hatte also den Meister nach ihrer Auslegung kurzweg in einen „Schustermeister" verwandelt. Die durch die Verwaltung des kleinen Liszt'schen Wertpapierbesitzes herbeigeführte Berührung meines Vaters mit dem Liszt-Wagnerschen Kunstkreise, insbesonders die Besuche im Hause Wahnfried zu Bayreuth und die persönlichen Beziehungen zu Cosima Wagner lösten einen Entwicklungsvorgang aus, welcher bei dem vorgeschrittenen Lebensalter meines Vaters

immerhin etwas bemerkenswertes an sich hat. Während er nämlich bisher kein anderes Verhältnis zur Musik als das der oberflächlichen Anregung gefunden, gewann jetzt die bezwingende Macht Wagner'scher Tonmalerei immer mehr Herrschaft über ihn, sodaß er in späteren Jahren nicht leicht eine Tannhäuser- oder Lohengrinaufführung in der Wiener Hofoper vorübergehen ließ, ohne sich seinem Platz im Parterre zu sichern. Aber auch die späteren anspruchsvolleren Musikdramen Wagners zogen ihn mehr und mehr in ihren Bann, bis ihm in den mächtigen Tongemälden kein wichtiges Motiv, keine Einzelheit der Handlung fremd oder unklar geblieben war. So führte ein geschäftlicher Anlaß hier zu einer an Schwärmerei grenzenden künstlerischen Neigung, welche dem nicht rastenden Manne Stunden edler, aber auch ernstester Erholung brachte.

Für den Musikhistoriker dürfte die Tatsache nicht eines gewissen biographischen Humors entbehren, daß mein Vater außer der Vertretung Liszts auch die Vermögensverwaltung des mit diesem lange Zeit um die Ruhmespalme auf dem Felde der Weltklaviermeisterschaft streitenden Pianisten und Komponisten Sigismund Thalberg bis zu dessen im Jahre 1872 zu Neapel erfolgten Tode innehatte. Von diesen in die Zeit meiner frühesten Kindheit zurückreichenden Beziehungen haftet in meinem Gedächtnisse allerdings nicht viel mehr als die Erinnerung an eine von Thalberg stammende, perlengeschmückte Busennadel sowie an die sagenhafte Million alter österreichischer Gulden, auf welche sich die Verdienstrücklagen dieses im Gegensatze zu Liszt sehr geschäftstüchtigen Meisters belaufen haben sollen. Jedenfalls hatte Thalbergs Tod den Hauptanstoß zu der von meinem Vater im Jahre 1872 unternommenen italienischen Reise gegeben, wie denn auch in späteren Jahren mehrfache Fahrten nach Ferrara, dem Witwensitze Frau Thalbergs, eine Art interessanter Parallele zu den Besuchen meines Vaters bei Frau Cosima, der Liszt-Tochter und Wagner-Witwe, schufen. In ihren letzten Ruhestätten weit von einander getrennt, lagen also die beiden Streiter, die einst das Schlachtgeschrei zweier großer feindlicher Musikparteien in Paris gebildet hatten, als vielbenützte Aktenfaszikel im Registraturskasten ihres Anwalts friedlich übereinander gebettet — der heute als Künstler und Mensch uns allen noch fortlebende Franz und der längst wahrhaft zu den Toten zählende Sigismund.

Im Jahre 1886 war es auch, wo meinem Vater eine andere aufsehenerregende Angelegenheit anfiel. Es war das Amt eines Konkursmasse-Verwalters beim Nachlasse nach dem zu Paris verstorbenen Fürsten Alexander Ypsilanti. Bereits bei Lebzeiten des Fürsten war mein Vater zweimal nach Paris berufen worden, das zweitemal im Jahre 1886, bei welcher Gelegenheit mir als Juristen im ersten Jahrgange die Freude zuteil wurde, meinen Vater in die damals noch von einem Nachglanze des zweiten Kaiserreiches bestrahlte Seinestadt begleiten zu können.

Unvergeßlich ist mir noch der Augenblick, da mich eines Abends bei Tische mein Vater mit dem ihm eigenen Ausdrucke wohlwollenden Ernstes fragte, ob es mich sehr interessieren würde, die Reise nach Paris mitzumachen. Er kannte meinen Eifer für alles geschichtlich und künstlerisch Bedeutende und war einer freudig zustimmenden Antwort wohl im Voraus sicher. Schon die stolze Fahrt in dem damals neu eingestellten Orient-Expreßzuge mit dem vorher nie gekannten Luxus eines Speisewagens war geeignet, dem neunzehnjährigen Rechtshörer den höchsten Begriff von der Würde des anwaltschaftlichen Berufes zu geben. Zugleich boten mir die acht Tage des Pariser Aufenthaltes die nicht allzuhäufige Gelegenheit, mit meinem Vater außerhalb der alltäglichen Umgebung in anregenden Gedankenaustausch zu treten. Allerdings war ich einen großen Teil des Tages in der fremden und für die Jugend nicht unge-

jährlichen Millionenstadt auf mich allein angewiesen, da mein Vater durch tägliche Beratungen mit dem Fürsten Ypsilanti und durch wiederholte Besuche bei dessen Schwager, dem Fürsten Mauro-Cordato derart in Anspruch genommen war, daß nach zeitlich eingenommenem Frühstück unsere Wiedervereinigung erst um 6 Uhr bei der Abendtafel im Grand-Hotel erfolgen konnte. So durcheilte, ja durchflog ich allein an der Hand des Stadtplanes die Riesenstraßen und Monumentalplätze von Paris, indem ich die herrlichen Bilder des im Goldglanze seiner Kuppel erstrahlenden Invalidendomes mit dem Mausoleum des großen Kaisers, der großen Oper, der Triumphpforte, der Louvre-Sammlungen, der beiden großen Friedhöfe mit den Grabstätten Molières, Lafontaines, Chopins, Heines und der damals noch lebenden Sarah Bernhard auf mich wirken ließ. Abends freilich genoß ich die vertraute Gesellschaft meines Vaters beim Spaziergange über die vom Menschengedränge erfüllten Boulevards und insbesondere beim Besuche der zahlreichen ernsten und heiteren Schaubühnen von der Comédie française bis herab zur Folie bergère. Es war für mich eine richtige Festwoche, deren Erinnerung mir einigermaßen wehmütig auf's Herz fiel, als ich an Erfahrung reicher, an Begeisterung ärmer, genau 25 Jahre später aus einem beruflichen Anlasse die Stadt wieder betrat, deren Antlitz sich seither kaum vorteilhafter verändert hatte als das meine.

Wie öfters in späteren Jahren, unterzog sich mein Vater der verantwortungsvollen Aufgabe einer so großen Vermögensverwaltung, wie es jene des Ypsilantischen Nachlasses war, nur zögernd und fast widerstrebend. Nur der stürmische Ruf der versammelten Nachlaßgläubiger nach der Bestellung des ihr vollstes Vertrauen genießenden Anwaltes zum Konkursmasseverwalter brachte meinem Vater fast gegen seinen Antrag den Sieg über den sich eifrig um das Amt beim Wiener Landesgerichte bewerbenden Kollegen.

Außer einer merklichen Verbreitung seines geschäftlichen Rufes brachte diese große und jahrelange Vertretung meinem seit seiner Scheidung in wahrhaft asketischer häuslicher Einsamkeit lebenden Vater auch ein edles Freundschaftsbündnis mit einer Frau, deren hochsinniges, durch stilles Duldertum verklärtes Wesen jeden Gedanken an andere als seelische Triebfedern dieser Annäherung weit zurückwies. Diese halb schon weltentrückte Gestalt war Fürstin Helene Ypsilanti, eine geborene Baronin Sina, die etwa vierzig-

jährige Witwe nach Fürst Alexander Ypsilanti. Sie war eine Dulderin in doppelter Beziehung: als feinsinnige Frau eines die Freuden des Lebens ausschöpfenden Gatten und als Trägerin einer sie langsam verzehrenden Krankheit.

Von dieser Zeit an verbrachte mein Vater seine Stunden abendlicher Erholung meistens in der vornehmen, aber prunklosen Ypsilantischen Wohnung in der Annagasse, welche dem verstorbenen Fürsten als griechischem Gesandten eingeräumt war. Die Familie bestand aus der Fürstin, den beiden Prinzen Emanuel und Theodor, damals noch Kindern von sechs bis acht Jahren, einem tüchtigen jungen Hofmeister und einem alten Kammerdiener. Die Fürstin, die nur selten das Zimmer verließ, ist mir von einigen wenigen Besuchen, die ich Anfang der

Neunziger-Jahre anläßlich eines von einem Lohnkutscher anhängig gemachten kleinen Rechtsstreites machte, als eine leidensgeprüfte, vornehme, stille und gütige Erscheinung erinnerlich. Sie mochte in meinem Vater, der alles zu ihrem Schutze gegen die ungestüm andringenden Gläubiger tat, ihren Retter von den Bitternissen des Lebens und einen Mann erblicken, wie sie ihn in ihrer einfachen, fast schlicht bürgerlichen Art vielleicht als Ideal ihrer Jugend erträumt hatte. Und wie sehr waren dem gegen sich selbst so strengen Manne die Stunden der Muße und teilnehmenden Aussprache zu gönnen, die er teils in der Wiener Wohnung, teils in dem Schlosse der Fürstin zu Kappoltenkirchen nächst Preßbaum verbrachte! Schwer zu entscheiden wäre es, bei der zurückhaltenden Art meines Vaters, seine innersten Gefühle zu äußern, inwieweit die anfängliche Freundschaft allmählich in einen stillen Herzensbund übergegangen. Nur einmal verriet sich die Tiefe der in seiner Brust ruhenden Neigung, als er uns nach dem im Oktober 1895 erfolgten Ableben der Fürstin ihren von edler Fassung getragenen Abschiedsbrief vorlas. Aber auch da gewann sich der in harter Jugendzeit und unermüdlicher Lebensarbeit gestählte Mann rasch wieder. Nach einem herzerschütternden Tränenergusse trat er an sein Schreibpult und arbeitete weiter.

Wahrhaft kennzeichnend für die von meinem Vater, besonders in späteren Jahren, ausgegangene Kraft der unmerklichen Unterwerfung des fremden Willens darf seine Bestellung zum Generalbevollmächtigten des Fürsten Hugo zu Salm-Reifferscheidt genannt werden. Der Fürst, ein etwa 40jähriger Kavalier von gewinnenden Umgangsformen, war Besitzer ausgedehnter industrieller Anlagen in Blansko bei Brünn, deren Verwaltung ihm umsomehr Sorgen verursachte, als ihn eine bereits von seinem Vater hinterlassene, im Laufe der Jahre weiter angeschwollene Schuldenlast bedrückte. Die etwas verworrenen Verhältnisse in den Betrieben der fürstlichen Eisenwerke, der Zucker-, Brauerei- und Chamotteziegelfabrik forderten gebieterisch eine ordnende Hand.

Auch die ehelichen Beziehungen des Fürsten zu seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Sternberg, ließen den Wunsch nach der Vermittlung eines erfahrenen Beraters in dem fürstlichen Ehepaare lebendig werden.

So kam Fürst Salm Anfang der Neunziger Jahre als vielfach Ratbedürftiger in die Kanzlei und trug meinem Vater seine Lage vor. Dieser, der bereits an der Schwelle des 60. Lebensjahres stand und eben damals beim „Roten Kreuze“ seine humanitäre Tätigkeit begonnen, war der Uebernahme neuer Verantwortlichkeit größeren Umfanges derart abgeneigt, daß er nach reiflicher Ueberlegung die Vertretung dankend ablehnen zu sollen glaubte. Aber Fürst Salm wußte, daß für die hier gestellte Aufgabe weniger der spitzfindige Jurist als vielmehr ein Mann in Betracht kam, der, wenn er für jemanden eintrat, durch die unbedingte Vertrauenswürdigkeit seines Wesens bei Behörden und Banken, bei Kollegen, bei Freund und Feind alles erreichen und durchsetzen konnte. Und er ging nicht; und wenn er ging, so kam er wieder, ein zweites, ein drittes, ein viertesmal, er wurde zum Bittsteller und drang

in meinen Vater, jede ihm beliebige Bedingung für die Vertretungsübernahme zu stellen. Ja, er gebrauchte die Worte, er wolle sich freiwillig unter die Kuratel des von ihm so hoch verehrten Mannes, der ja seinerzeit auch die Ehe seiner Schwester, der Gräfin Lanckoronska gelöst hatte, begeben. Er bat, die Vollmacht so umfassend als irgend möglich zu gestalten und behielt sich vor, die Höhe des Honorars mit einem der Dringlichkeit seiner Bitte entsprechenden Betrage bestimmen zu dürfen. Nicht leicht gab mein Vater nach. Die Vorstellungen seines Konzipienten und späteren Kanzleiteilhabers, eine so viel verheißende Vertretung doch nicht aus den Händen zu geben und seine Versicherung, ihn bei Führung dieser und anderer Agenden nach Kräften entlasten zu wollen, vermochten meinen Vater schließlich umzustimmen. In der Folge gehörten die Besuche des Fürsten Salm in unserer Kanzlei, in die auch ich als jüngste Konzeptskraft eben eingetreten war, und die Reisen in das Industriegebiet von Blansko sowie nach dem fürstlichen Schlosse in dem benachbarten Raitz zu den die letzten Lebensjahre meines Vaters füllenden gewöhnlichen Begebenheiten. Noch für Anfang Juli 1897 war eine zum Zwecke neuerlicher Vermittlung zwischen dem fürstlichen Ehepaare dringlich erbetene Reise nach Raitz angesetzt, welche infolge Ausbruches der Todeskrankheit meines Vaters nicht mehr zur Ausführung kam.

(Fortsetzung auf Seite 124.)

Drei weltliche Kanzelpredigten.

1. Wissen und Können.

Wissen gibt Kraftbewußtsein, Können lebendige Kraft. Wissen ohne Können ist tote Energie, ohne wirtschaftlichen Nutzeffekt. Energien aufspeichern, ohne sie in treibende Kraft umzusetzen, wird keinem Maschinentechniker in den Sinn kommen. Dennoch tun wir es oft in der Wissenschaft. Viele von uns sind Greise an Wissen, aber Kinder an Können. Sie nützen der Welt nicht mehr als eine noch so fein geschliffene, dickbauchige Flasche, aus deren engem Hals das Wasser nur tropfenweise abrinnt, beim Feuerlöschen helfen kann. Ein ordinärer Wasserkübel leistet bessere Dienste.

Organ des Wissens ist unser Gehirn, Organ alles Könnens unser Muskelsystem. Ohne Großhirn kein Wissen, ohne Muskel kein Können. Der Bildhauer, der Musiker, aber auch der Redner, der Schauspieler, der Schriftsteller bedürfen zur Betätigung ihres Könnens der Muskelenergie genau so wie der Handwerker oder Fabriksarbeiter. Rafael ohne Hände ist trotz Lessing ein Paradoxon. Nur der bloße Leser oder Hörer, der gelehrte Leser wie der Romanleser, der Theater- oder Musikgenießer kann lesend, hörend und genießend der Muskeltätigkeit entraten. Denn er nimmt ohne zu geben, er bleibt bloßer Wisser, ohne Könner zu werden, er ist Drohne im Haushalt der Menschheit.

Studierende Jünglinge und Mädchen! Werdet Arbeiterbienen am Zellenbau der Kultur! Verzehrt nicht, ewig studierend, eigennützig nur den Honig, den fleißige Bienen früherer Jahrtausende zusammengetragen. Setzt selber euer totes Wissen in lebendiges Können um, nützt eure Zunge zum richtigen Gebrauch der eigenen und der fremden Sprachen, nützt eure Arme und Finger dazu, wohlstandfördernden Maschinen, augenerfreuenden Bildwerken und wohlklangspendenden Musikinstrumenten euren Geist einzuhauchen! Leiht eurem Wissen auch eure Beine, daß es hinausgetragen werde in die Schulen und in die Welt, statt daß es in euren Gehirnen ungenützt verdorre!

Dazu braucht ihr aber Muskelkraft, lebendige Energie, die nur durch Uebung erworben wird. Darum rührt, stärkt eure Muskeln, aber tut es nicht nur zu Spiel und Sport, tut es vor allem im Dienste des Geistes! Euer Sport beginne bei der Ausbildung eurer Zunge für den geschärften Ausdruck eurer Gedanken, bei der Kräftigung eurer Stimmbänder und der Erweiterung der Lunge und Brusthöhle für die Resonanz der Rede wie des Gesanges, bei der Verfeinerung der Fingergelenkigkeit für maschinelle, kunstgewerbliche und musiktechnische Aufgaben und bei der energetischen Durchbildung des ganzen Muskelsystems zur Erlangung der vollen Herrschaft des Geistes über den Körper!

Körperkultur, sinnvoll betrieben, wird solcherart höchste Geisteskultur, Gehirnarbeit wird fein differenzierte Muskelarbeit, Wissen wird Können. Laßt unser Wissen also nicht einen gelehrten Klausner sein, in seine enge Zelle gesperrt, weltabgewandt und voll Geisteshochmuts! Ein Jüngling sei es, in freiem Griechentum harmonisch ausgebildet, geistesstark, aber auch energiehaft! Euer Können hinwiederum sei kein rohes, geistloses Muskelkönnen, laßt es nicht dem ungeschlachten Riesen Atlas gleichen, in sinnlosem athletischen Ehrgeiz den Berg Ossa auf den Berg Pelion türmend, nein, Herkules laßt euer Muskelkönnen sein, den Halbgott, dessen durchgeistigte Kraft die Menschheit von der hundertköpfigen Hydra befreit und Ströme ableitet, um wertvolle Wirtschaftsgüter von jahrzehntealtem Mist zu säubern! So bis in die feinste Muskelfaser intellektualisiert, wird euer Körper die hochwertigste Maschine im Dienste eures Geistes sein und allezeit bleiben.

2. Lernt sprechen!

Wollt ihr wissen, was eurer menschlichen Natur gemäß ist, geht hinaus zu den Tieren und lernet! Und wollt ihr erfahren, wozu uns Menschen die Sprache taugt, geht wieder hinaus zu den sprachlosen Tieren und lernet! Was will das Nachtigallmännchen mit seinem Gesange, der Hirsch mit seinem Brunftschrei, der Kater mit seinem nächtlichen Gejammer? Geltung wollen sie, Geltung bei dem umworbenen Weibchen, Geltung vor allen den anderen Männchen, die, wie sie, singen, schreien und miauen, Geltung, ihrem stürmischen Liebes- und Fortpflanzungstriebe zum Siege zu verhelfen. Dazu dient den Tieren die Sprache, denn auch sie haben eine Sprache, wenn auch nicht dem Menschen, so doch von Tier zu Tier wohlverständlich.

Geltung — das ist auch im Säugetier „Mensch" oberster Lebensimpuls, ist auch in der Maschine „Mensch" hundertpferdekräftiger Motor. Geltung, zunächst wie beim Tiere, gegenüber dem anderen Geschlecht, später gegenüber der Welt. Brennstoff des Motors ist in der Jugend die Liebe, später das Geld — erst Fortpflanzung, dann Ernährung der Brut. Vielleicht haben auch die recht, die da sagen, Gott Eros sei während des ganzen Menschenlebens allein Weltregent und Männerdienst sei letztlich doch stets Frauendienst, so wie Frauendienst immer doch Männerdienst bleibe.

Wie aber dem Motor der Dampf entsteigt, Mühlen zu treiben und Schiffskolosse in Bewegung zu setzen, — wie sich aus des Hirschen Brust der Brunftschrei löst, daß er sein Edelgeschlecht fortpflanze, so entlockt der urewige Geltungstrieb auch unserer Kehle die menschliche Stimme, die menschliche Sprache. Stimme und Sprache sind Liebesgesang im bräutlichen Wettbewerb, sind Waffe im Daseinskampfe. Darum gebt eurer Stimme Schönheit und Fülle, eurer Sprache Sinn und Bedeutung! Ueberdenkt, daß der Wohllaut eure Stimme und der Verstand dessen, was ihr sprecht, das Sehrohr bilden, durch das des Mitmenschen prüfendes Auge in eure Seele blickt! Trübe Gläser lassen das Bild trüb erscheinen, helle lassen es hell erstrahlen. Reinigt also eure Gläser, reinigt eure Sprache! Adel des Stimmorgans läßt Seelen- oder Geistesadel vermuten

und erhöht des Sprechers Geltung. „Klobige Sprache — klobiger Sinn!“ lautet der rasche Schluß, und wie selten gibt sich Gelegenheit zu beweisen, daß es wie bei Zungenlahmen, jedoch geschickten Handwerkern oft ein Trugschluß sein mag!

Um eurer Geltung willen also, Männer, beim Weibe und Weiber beim Manne, um des Erfolges willen bei Stellenbewerb und Kundenbedienung, bei Jugendbildung und öffentlicher Rede, macht eure Stimme wohltönend und vernehmlich, daß euer Wort Gewicht habe, und gebt eurer Sprache Vornehmheit, damit auch ihr für vornehm genommen werdet! Leisereder und Dialektsprecher, sie beide belastet der Fluch der Minderbewertung im geistigen Wettbewerb. Wer nähme bei gleichem inneren Werte nicht auch lieber das blanke Silberstück statt des unansehnlichen, schmutzigen?

3.

„Wir könnten erzog'ne Kinder gebären,
Wenn wir selber erzogen wären.“
(Goethe.)

Jawohl, könntet ihr doch die Keimzelle, der eure Kinder ihre Entstehung verdanken, mit Instrumenten durchforschen, so fein, wie sie zur Messung des millionsten Teiles einer Lichtwelle oder des tausendsten Teiles einer Sekunde dienen! Ihr würdet da Wunder gewahr werden, wie sie Parsifals trunknes Auge in Klingsors Zaubergarten nicht erstaunlicher geschaut hat. Da stünde es vor euch, das Spiegelbild euer selbst, leibhaftig mit all euren Fähigkeiten und Vorzügen, eurer Kraft und euerer Schönheit, aber auch mit all euren Fehlern und Schwächen, euren Krankheiten und Mißbildungen. Aus eurem Keime wuchs der Embryo, aus dem Embryo das Kind. Und im Kinde, in eurem Kinde offenbart sich makrokosmisch, was in euch, in eurem Keime mikrokosmisch verborgen lag. Nur, was in euch selbst ist, oder was in euren Vätern und Müttern war, das könnt ihr erzeugen und könnt ihr gebären.

Doch meint nicht, daß der Mensch ein Fertiges sei, wenn er dem Mutterleibe entgleitet! Die Baustoffe wohl hat er der Werkhütte eures Leibes und eurer Seele entnommen, zu bauen muß erst begonnen werden. Eure Nervenkraft oder Nervenschwäche, euer gesundes oder krankes Herz, aber auch eure Willensstärke oder Willensschwäche, eure leichte oder schwere Geistesauffassung und euren vornehmen oder euren niedrigen Charakter habt ihr dem Kinde im Mutterleibe übertragen, nun sehet zu, wie ihr daraus ein bewohnbares Haus zimmern mögt!

Man hat euch wohl gesagt, das Kind sei ein Bäumchen, das beschnitten und gedüngt sein will, daß es gute Früchte trage, und ihr Eltern und Lehrer seiet die Gärtner, die berufen sind, dies Pflegwerk zu vollbringen. Aber das Kind ist kein Baum, der sich schneiden ließe, wie ihr es für gut haltet und auch kein glühend Stück Eisen, das unter den schweren Schlägen eures Erziehungshammers die Form annähme, die euch eben taugt. Nein, jedes Kind ist ein Lebendiges, das eurem Liebeswerk so gut wie eurem Hammerschlag seinen eigenen Willen und seine eigene Vernunft entgegensetzt. Dieser Kinderwille, diese Kindesvernunft, wohl sind sie die euren, die von euch vererbten, aber doch ist es heute ein zweiter Wille, eine zweite Vernunft, die den eurigen gegenübertritt.

Was nützt es also, daß ihr die Aeste der Bäumchen beschneidet, wenn die innere Saftbewegung nicht die richtige ist? Was hilft es, daß ihr die äußeren Handlungen eurer Kinder beschnatzelt und auf sie loshämmert, indem ihr verbietet, verhindert, einsperrt oder prügelt, wenn der Wille und die Vernunft des Kindes euch entgegen sind? Die aber lassen sich nicht beschneiden und nicht hämmern. Sie müssen von innen heraus wachsen und werden, der Wille selbst muß wollen, die Vernunft selbst muß begreifen.

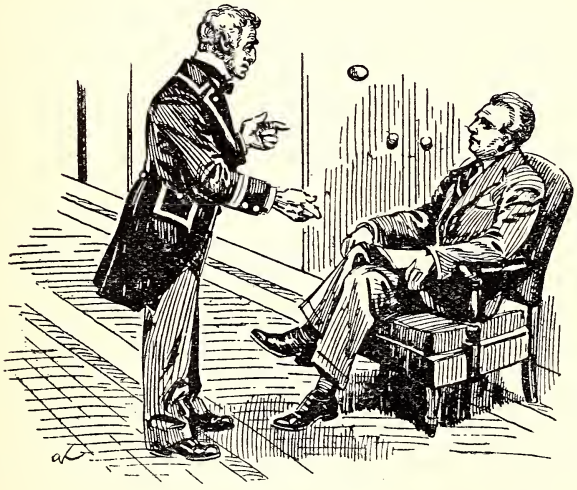
Und kennt ihr das Zaubermittel, dies Wunder zu vollbringen? Es heißt Nachahmungstrieb und ist naturgewaltig verankert in allen Lebewesen, gleich wie

der Zeugungs- und der Nahrungstrieb. Ja, der Nachahmungstrieb, er ist der stärkste Erzieher am Menschengeschlechte, stärker als Verbote und Rufen, überzeugender als Kanzelpredigten und Erbauungsbücher. Darum Eltern, Lehrer, Priester und Vorgesetzte, seiet nachahmungswürdig, seiet vorbildlich! Versuchet erst, selbst das zu sein und zu tun, wovon ihr wollt, daß es eure Kinder, Zöglinge, Gläubigen und Untergebenen sein und tun sollen! Wir dürfen nicht Wasser predigen, selbst aber Wein trinken, und wir dürfen nicht Nikotinverzicht fordern, dabei aber selbst Kettenraucher sein. Denn wie ihr aus jungen Schoßhunden nicht Jagdhunde und aus Sperlingen nicht Nachtigallen erziehen könnt, so werden eure Jungen auch keine flinken Jagdhunde und keine süßflötenden Nachtigallen werden, wenn ihr Alten selbst faule Schoßhunde und mißtönende Sperlinge seid. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", lautet das Bibelwort. Und an eurer Brut wird man euch Eltern erkennen, lautet auf gut lutherisch die Uebersetzung aus der Bibelsprache in die Sprache der Erziehungslehre. Ja, ja wir könnten erzogene Kinder gebären, wenn — ja, wenn!

❖

Ein Sängerschicksal.

Im Stadttheater zu Dresden war's,
Wo ich im Lenz meines zwanzigsten Jahr's
Die unverwüstliche „Carmen" hörte.
Doch weil mich die Stimme des Don José
Und wohl auch die Hitze im Saale störte,
Nahm ich Reißaus und floh in's Foyer.



„Der Herr nicht ganz wohl?" frug ein Diener da,
Der nach einem Stuhl mich suchen sah.
Als ich nun saß, streift mein Blick den Alten,
Es ist mit leuchtenden Augen ein Greis,
Ein edles Profil trotz Blässe und Falten —
„Nein," antwort' ich kurz, „mir ist nur zu heiß."

Er öffnet ein Fenster, steht stille dann,
Wie Einer der Zeit hat und warten kann.
Doch als durch die offene Tür gedrungen
Das Lied Don Josés „Erkennst du mich nicht?"
„Das hab' ich zu meiner Zeit besser gesungen",
Der Alte zu meinem Erstaunen da spricht.

„Wie? Sie haben — ah, vermutlich ein Scherz!"
Aber nein, liegt's doch wie ein Lebensschmerz,
Auf des Saalhüters ausdrucksvollem Gesichte!
Und da ihm zu reden Bedürfnis war,
Ward bald durch folgende kleine Geschichte
Ein Sängerschicksal mir offenbar.

„Am Konservatorium lernt' ich zu Wien"
Erzählt er, „was nötig zur Oper mir schien.
Doch leider lernt' ich in Liebeshändeln,
Wie's an der Musikakademie so der Brauch,
Auch Gesundheit vergeuden und Zeit vertändeln,
Und Geld zu verputzen, das lernte ich auch.

Da ging meinem künftigen Lebenslauf
Der Stern, der unseligste, glänzend auf
In einer Altstimme, wie sie ihr nur eigen,
Ihr, die mit dem ersten glutvollen Blick
Jedes andre Streben mir brachte zum Schweigen
Als nur zu teilen mit ihr mein Geschick.

Begabt mit einem Belcanto-Tenor,
Alles Maß meiner Stimme ich bald verlor.
Ich griff nach Heldenpartien aus Freude,
Von ihr auch singend geliebt zu sein,
Nicht ahnend, daß mein Stimmkapital ich vergeude
Durch ihr zu Liebe erborgten Schein.

Da ward eines Tages zur Wirklichkeit
Der Traum, dem ich ganz meine Kehle geweiht;
Zu Breslau stand ich mit ihr auf den Brettern
Als doppelt verliebter Don José
Und durfte ‚O meine Carmen!' schmettern,
Mit Leichtigkeit nahm ich das hohe C.

Leider war's auch das hohe C meines Glücks —
Betrogen war ich längst hinterrücks."
Bei diesen Worten der Greis hielt inne; —
Gesang wird hörbar — ein einziger Takt
Jagt auf des Verstummten ermüdete Sinne,
Wie von frischem Herzleid scheint er gepackt.

„Auf in den Kampf!" erdröhnt jetzt der Baß
Escamillos, und ein Blick voller Haß
Aus des schicksalsreichen Erzählers Augen
Verrät mir den tragischen Konflikt:
Ja, Frauen, die für die Carmen taugen,
Sie sind zum Betrügen auch sonst geschickt.

„Genau seine Stimme!" fährt der Alte nun fort.
„Ein Riese, gestählt von Jagdlust und Sport,
Ein Escamillo, der die Weiber kriegte
Beim ersten Ton seiner falschen Brust,
Hat, wie auf der Bühne im Stierkampf er siegte,
Auch mich bei Carmen zu strecken gewußt.

Da geschah die verhängnisvolle Tat,
Die mich zum traurigen Helden hat:
Ich sollt nach Berlin auf Gastspielreise,
Nie hat meine Carmen bei der Abfahrt gefehlt,
Doch diesmal hatte auf listige Weise
Sie von der Verpflichtung sich losgezählt.

Gerade noch, da ich zu Hause bin,
Kam das Absagetelegramm aus Berlin.
Ich eilte zu ihr — doch wie fand ich sie wieder!
Herr, was tut der Betrogne in seinem Schmerz?
Er schießt den Verführer im Liebesbett nieder,
Ich aber, ich traf die Geliebte ins Herz."

„Die Liebe zum Ziegeunerstamm"
Klangs jetzt vom Saal. In Tränen schwamm
Des romantischen Türhüters faltige Wange.
Was folgte, war unromantisch genug:
Polizei, sie fackelt bekanntlich nicht lange,
Fragt nicht nach Liebe und Herzensbetrug.

So erzählt er, von Schluchzen häufig gestört,
Wie verhaftet er ward und peinlich verhört.
„Sie ahnten ja nicht, die bezahlten Schergen",
Seufzt er schmerzbewegt, „wie den Tod ich ersehnt,
Ich hat ihnen wahrlich nichts zu verbergen,
Und dennoch, wie hat der Prozeß sich gedehnt!

Da endlich stand ich vor dem Blutgericht,
Ich hofft', ich überleb' es nicht.
Und seh'n Sie, ich hab 's müssen doch überleben,
Der Verteidiger stimmt die Geschworenen weich,
Wegen Sinnesverwirrung freigegeben —
Das Schicksal, es spielt mir noch diesen Streich!

Nun lief ich, ein Mörder, wieder frei umher,
Doch fühlt ich, wie ohne sie die Welt so leer.
Daß sie von Amts wegen mich nicht henkten,
Ich als mein größtes Unglück sah.
Doch das Leben, das sie mir gnädig schenkten,
Ich konnt' es mir selber nehmen ja.

Ich zog den Revolver an Carmens Grab,
Doch keinen Schuß auf mich Feigen ich gab.
Wie zum Heldentenor ich war verdorben,
So ward aus mir auch kein Liebesheld,
Vom Gram ist zuletzt auch die Stimme erstorben —
Ein elendes Leben, und doch kostet's Geld!

Wer den Zauber der Bühne aber einmal kennt,
Dem bleibt Theaterluft Element.
Ich bettelt' als Sänger um Gnadenfristen,
Man gab schließlich dritte Partien mir,
Und da ich zuletzt auch zu alt zum Statisten,
So steh' als — Garderobediener ich hier."

Er schwieg. Jetzt ertönte der Schlußapplaus,
Die Oper war, doch mein Roman noch nicht aus:
Da stand der Alte und half in die Kleider.
Aber nächsten Tags unter „Allerhand"
Neben Anzeigen billiger Schuster und Schneider
Im „Dresdner Tagblatt" die Nachricht stand:

„Die gestrige Oper bot reichen Genuß.
Ein Herzschlag traf leider nach Vorstellungsschluß
Franz Kern, den Diener der Garderobe".
Vielleicht weil der Raummangel es gebot,
Kein weiteres Wort zu des Aermsten Lobe —
Ein verpfuschtes Leben, ein ruhmloser Tod!

Das Verbrechen der Kreolin.

Rodrigo Selvas, Herr über unabsehbare Tabakfelder in der Inselrepublik Kuba, hatte sich Teresa Minci, die hübsche, kleine Kreolin, vor Kurzem aus ihrer Vaterstadt Pernambuko an der brasilischen Küste, wo sie in einer Zigarrenfabrik tätig war, geholt. Sie war von ihrem neuen Herrn weniger streng ge-

halten und besser entlohnt als die meisten älteren Plantagenarbeiterinnen. Don Rodrigo war ein Freund weiblicher Körperreize und sah es nicht ungern, wenn das leichtgeschürzte Tragantfigürchen Teresas in ihrem kleidsamen Figaro unter irgend einem Vorwande in das verdunkelte Kontor des reichen Fazendeiro schlüpfte. Er bemerkte nicht, daß Teresas scharfes Auge an seinem leicht ergrauten Kopfe vorüber auf die blauen Scheckblätter glitt, die er eines nach dem andern aus der Mappe nahm und unterfertigte. Denn Teresa war klugen Sinnes und kannte keine andere Leidenschaft als die Sucht, reich zu werden.

Eines Tages hatte sie sich von ihrem Herrn einen Auftrag an die City-Bank in der nahe gelegenen Stadt Sanct Jago zu verschaffen gewußt und entledigte sich desselben mit solchem Geschicke, daß der junge Bankkassier ihrem Zauber erlag und ihr sein Herz nebst einem Paket Zehndollarnoten zu Füßen legte. Leider kam die Fälschung des Kontos Selvas, die jene bräutliche Morgengabe ermöglicht hatte, nur zu bald auf, und der schwärmerische Kassier wanderte ins Gefängnis.

Ueber die schöne Verführerin aber hielt der mächtige Pflanzer seine mit Bestechungsgeldern reichlich gefüllte Hand, rief das Mädchen zu sich und versprach ihr den zehnfachen Sündenlohn, wenn sie die Liebenswürdigkeit haben würde, die verbrecherische Schlauheit, die sie diesmal zu seinem Nachteile an den Tag gelegt, künftighin zu seinem Vorteile zu verwenden. Er habe als Abgeordneter und als Kontrahent einer großen Zahl europäischer Tabakeinkaufsgesellschaften ein hohes Interesse daran, Regierungsverfügungen über Steuern und Zölle einige Zeit vor ihrer allgemeinen Publikation zu erfahren. Wenn sie zu „arbeiten“ verstehe, werde er ihr einen Dienstposten im Ministerium der Zölle und Finanzen verschaffen und ihr Glück sei gemacht.

Und Teresa verstand zu arbeiten. Das einzige Hindernis das dem einflußreichen Pflanzer bei der Durchführung seines Planes im Wege stand, das Verbot der Anstellung weiblichen Personals im Ministerium, war durch die gut gelungene Einkleidung der schlanken Kreolin in ein Knabengewand glücklich umgangen worden, und Teresa Minci trat als jugendlicher Hilfsdiener unter dem Namen Sancho in das Ministerium zu Havana, wo niemand die Landfremde kannte, ein. —

In ihrem neuen Dienste wurde Sancho-Teresa zunächst dem Büro des Cubernialrates Martino Henriquez und seines Sekretärs, des aus der nordamerikanischen Union eingewanderten Oliver Fulton, zugeteilt. In letzterem fand der kreolische Bauernjunge, für den die glücklich eingeschmuggelte Brasilierin genommen wurde, mit seinem glutvoll dunklen Augen und seinem scheinbar gutmütig täppischen Wesen einen liebevollen Gönner. Um jedem Verdacht zu begegnen, mußte nämlich Teresa die Maske geistiger Beschränktheit annehmen, sich des Lesens und Schreibens sowie natürlich auch jeder fremden Sprache unkundig zeigen. Gerade dieser Schein gutherziger Einfalt aber war es, der Sancho einen bestrickenden kindlichen Reiz verlieh. Es war, als würde Sekretär Fulton in unbestimmter Ahnung der weiblichen Natur Sanchos eine Art sinnlicher Hingezogenheit zu dessen mignonhafter Gestalt empfinden. Aber auch Teresa hatte zu dem blonden, ideal veranlagten, dabei ängstlich gewissenhaften Beamten eine Zuneigung gefaßt, die im Verein mit ihrem nach Reichtum und Besitz begehrenden Ehrgeiz bald zu einer spinnenartigen Umklammerung ihres Opfers führen sollte.

Eines Tages schien ein wichtiges Aktenstück unauffindbar. Sekretär Fulton war außer sich über diese Entdeckung, denn ihm war das Stück, das den Entwurf eines Geheimerlasses des Ministers an seine Beamten enthielt, zur Verviel-

fältigung übergeben worden. Sancho schien trösten zu wollen, Fulton aber streichelte nur mitleidig lächelnd seine glatten Wangen, denn was konnte der einfältige Junge hier helfen? Zum drittenmal am heutigen Tage trat jetzt Cubernialrat Henriquez ein, diesmal mit wichtiger, sorgenschwerer Miene. Es handle sich nicht mehr um eine harmlose Aktenverlegung, sondern zweifellos um einen planmäßig ausgeführten Diebstahl und um den Verrat eines Amtsgeheimnisses. „Jawohl, Herr Sekretär," polterte der fassungslose Cubernialrat heraus, „wissen Sie was geschehen ist? Abgeordnete Selvas verkündete gestern in einer Versammlung der Tabakpflanzer, daß von der Regierung eine überraschende Revision aller Tabakbestände bei den Plantagenbesitzern vorbereitet werde, um aus diesen, wie er sich ausdrückte, neue Steuern herauszupressen. Was sagen Sie dazu, Herr Sekretär? Es ist der Inhalt des verlorengegangenen Geheimerlasses. Sie werden sich zu verantworten haben. Wenn die Sache in den nächsten Tagen nicht geklärt ist, muß ich mit Ihrer Suspendierung vom Amte vorgehen".

Henriquez hatte, ohne Antwort abzuwarten, das Zimmer wieder verlassen. In Fultons Niedergeschlagenheit mischte sich jetzt die Entrüstung über den ihn treffenden Verdacht. Was bei Idealisten, wenn sie das Leben gelegentlich rauher anfaßt, regelmäßig zu geschehen pflegt, trat auch hier ein. Erbitterung gegen seine Vorgesetzten, Verwünschung seiner ganzen Amtstätigkeit nahm die Stelle geduldiger Pflichterfüllung ein und bereitete den Boden für das berückende Verführungswerk Teresas vor.

„Ich möchte Ihnen helfen, armer Mister Fulton," flüsterte ihm Sancho zu, indem das verkleidete Mädchen die Maske bäuerlicher Einfältigkeit mehr und mehr abstreifte und ihre natürliche Gewandtheit durchblicken ließ. Der Sekretär horchte auf und Teresa fuhr fort: „Ich weiß, wer das Aktenstück entwendet hat."

Fulton fuhr auf. „Du hast jemand in meiner Abwesenheit in dieses Zimmer eintreten lassen?" Ruhig antwortete jetzt Teresa: „Nein, Mister Fulton, ich selbst habe es getan."

Einen Augenblick starrte ihr Fulton ins Gesicht. Wer würde ihm glauben, wenn er versuchen wollte, die Schuld auf dieses halbe Kind abzuwälzen, das nicht einmal die Türschilder lesen konnte? Ah, jetzt verstand er. Der gute Junge wollte sich für seinen geliebten Herrn opfern, er wollte die Schuld auf sich nehmen. „Goldiger Junge!" drängte sich's ihm auf die Lippen, „annehmen kann ich dein Opfer nicht, aber ich danke dir, mein Kind, ich danke dir aus meinem ganzen Herzen." Dabei zog er Sancho voll überströmenden Gefühls an sich und schlang fast unwillkürlich den Arm um Teresas Nacken.

Sie aber sah die Saat zum Schnitte reif. Leidenschaftlich erwiderte sie die Liebkosungen und preßte ihre Brust an die Fultons. Einen Augenblick schien dieser von der überraschenden Zärtlichkeit wie gebannt zu stehen, dann entwand er sich den Armen Sanchos und sah ihm fest ins Auge.

„Was war das, Sancho?" stammelte er, noch völlig verwirrt. „Als du deine Brust an die meine drücktest — wahrhaftig, ich glaubte, nicht einen Knaben in den Armen zu halten . . ."

Ehe er noch ausgesprochen hatte, riß Teresa den Schleier von dem Geheimnisse ihrer Herkunft. Alles, alles schien sie dem Verwirrten im ersten Ueberschwange ihres Gefühles entdecken zu wollen. Daß sie ein kreolisches Mädchen namens Teresa Minci sei, wie sie zu Rodrigo Selvas gekommen und wie sie von ihm als Spionin in dies Amt gebracht worden sei. Und sie sagte dem von der Neuheit dieser Situation schier Ueberwältigten, wie sie ihn vom ersten Augenblicke, da sie ihn gesehen, geliebt, wie sie heute nur mehr ihm und nicht mehr Rodrigo Selvas zu dienen bestrebt sei. Ihn aus der Enge dieser Amtsstube zu befreien, ihn zum Könige

über ein Plantagenreich gleich jenem des mächtigen Selvas zu machen, wo er Gesetze zu geben, statt sie sklavisch zu befolgen haben werde, dazu habe sie das Aktengeheimnis an Selvas ausgeliefert, der ihr nun den hohen Lohn ihrer Tat bezahlen müsse. Mit diesem wolle sie für Fulton Ländereien in ihrem Heimatlande Brasilien ankaufen. Dort an seiner Seite werde sie mit ihrer Vergangenheit brechen und als ehrbare Farmersfrau leben.

Und Fulton lauschte den süßen, bestrickenden Worten. Auch er hatte in amtsmüden, verdrossenen Stunden sich ein solches Pflanzerparadies erträumt, wie er es oft aus den Akten seiner Steuerzahler glanzvoll strahlen sah. Aber es hatten ihm ja stets die Mittel gefehlt, auch nur ein einfaches Landhaus zu erwerben.

Noch sträubte sich ein Rest von Stolz in ihm gegen den Gedanken, sein Glück auf eine verbrecherische Tat aufzubauen. Aber es war ja nicht *seine* Tat, es war ja das Werk eines verführten Mädchens, nein, es war das ureigenste Werk eines übermütigen Reichen, den die verdiente Strafe ereilen werde.

Wieder trat sein Chef, der Cubernialrat, ein. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und sprach mit erzwungener Ruhe: „Die Würfel sind gefallen, Herr Sekretär. Die demokratische Presse hat sich des Falles bemächtigt und verhöhnt die Regierung wegen der ihr zur Last gelegten Ungeschicklichkeit, daß eine auf Ueberraschung abzielende Steuermaßnahme den Betroffenen früher bekannt werden konnte als den eigenen Beamten. Es wird strengste Bestrafung der Schuldigen und ein Wechsel in der Leitung des Ministeriums verlangt. Ich muß nunmehr mit Ihrer sofortigen Suspendierung vorgehen. Wollen Sie sich morgen früh zur Aktenübergabe bei mir melden."

Teresa jubelte in ihrem Innern auf. Fulton sah sich den Rückzug abgeschnitten. Er war in eine Angelegenheit verstrickt, aus der er als Beamter nur mit einer schweren Schädigung seines Ansehens und seiner Zukunftsaussichten hervorgehen konnte. Müde und gebrochen, wollte er nach Hause gehen und dann seine Entschlüsse fassen.

„Du darfst nicht zögern, mein geliebter Oliver, jetzt nicht!" wandte sich das Mädchen an den noch Unentschlossenen. „Du mußt dem Verhöre ausweichen. Ein Wort, ein einziges unvorsichtiges Wort aus deinem Munde könnte mich vorzeitig verraten und unsere Sache verderben. Du mußt mit dem mexikanischen Schiffe, das heute nacht die Anker lichtet, nach dem Festland zu entkommen suchen und nach Pernambuko zu meinen Eltern vorauseilen, bis ich mit Rodrigo Selvas abgerechnet habe. In längstens drei Tagen eile ich, mit meiner Mitgift in der Tasche, dir, Teurer, nach."

Fultons Sinne standen schon völlig im Banne der schönen Kreolin. Ihr heißer Atem wehte um seine fiebernden Wangen und raubte ihm die klare Ueberlegung. „Meine Flucht wird als Schuldbewußtsein gedeutet werden," versuchte er noch einzuwenden, aber es klang nur mehr wie das Ergebungsmurmeln eines Besiegten.

„Nur auf kurze Zeit mußt du den Verdacht auf dich nehmen, nur solange, bis ich mit dem Gelde in Sicherheit bin. Dann mag meine Schuld aufgedeckt werden und Selvas wird dem Staate dreifach wiedergeben müssen, was er durch mich schon gewonnen zu haben glaubte." Bei diesen Worten drängte sie Fulton zur Tür des Vorzimmers. Er folgte willig, aber in der halbgeöffneten Tür wendet er sich noch einmal um, durchmißt mit raschen Schritten den Büroraum und eilt an seinen Schreibtisch, den er hastig öffnet. „Eines vergaß ich noch", haucht er und entnimmt der Lade ein auf Elfenbein gemaltes Bild.

„Das Porträt einer Frau?" fragte erstaunt Teresa.

„Das Bildnis meiner Mutter", kam es klanglos von des Sekretärs Lippen. Dann setzte er sich und betrachtete lange das Plättchen. Plötzlich aber zuckte es

in seinem Gesichte auf und mit bebender Stimme flüsterte er: „Eben jetzt wartet sie in Cincinnati auf meinen Urlaubsbesuch. Sie wird von meiner Flucht hören, sie wird hören, daß ihr einziges Kind ein Verbrecher ist. Das — nein, das ertrag' ich nicht."

Teresas Geduld war zu Ende. „Du mußt dich beherrschen", sprach sie in fast befehlendem Tone. „Nein, fliehe du, ich bleibe", erwiderte Fulton entschlossen. Das Mädchen verlegte sich aufs Bitten, aufs Schmeicheln, es war umsonst.

„So geh' und lief're mich an meine Richter aus, Schwächling!"

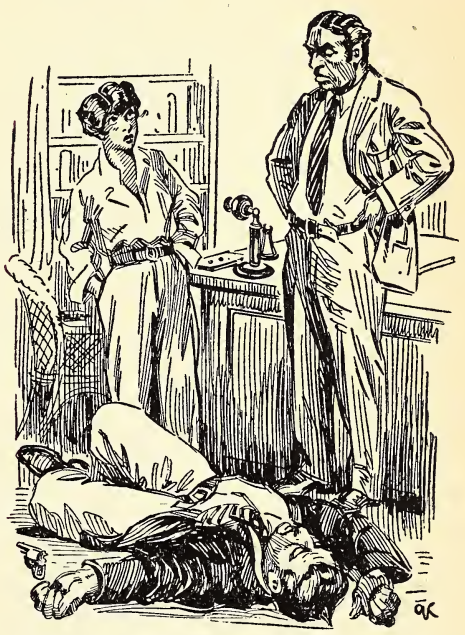
Fulton wollte beschwichtigen: „Ich werde mich rechtfertigen und die Geschworenen um Schonung für dich bitten. Sie werden deine Jugend berücksichtigen."

Da loderte eine Flamme des Hasses gegen den Mann auf, der ihrem dämonischen Zauber zu widerstehen dachte. Sie richtete sich auf und kreischte in heiserem Flüsterton: „So wisse, daß ich dich verachte, verachtet habe vom ersten Augenblick an, da ich dich in deiner Armseligkeit hier am Schreibpult gesehen habe. Da drüben wärest du mein Sklave geworden, nun bleib', Sklavenseele, es hier!"

Fulton schien sich wiedergewonnen zu haben. Mit dem Rufe: „So will ich die Welt vor dir schützen, Schlange!" lief er gegen die Tür seines Vorgesetzten. Dort aber vertritt ihm die von flammendem Zorn durchglühte Kreolin den Weg mit den Worten: „Tropf du, schütze dich selbst!" richtet sie den versteckt gehaltenen Revolver gegen Fultons Stirne und streckt ihn nieder. Kalt wirft sie dann die entladene Waffe auf den Boden neben Fultons leblosen Körper.

Im nächsten Augenblick tritt der Cubernialrat aus der Tür, beim Anblick der Leiche in den Ruf ausbrechend: „Was ist hier geschehen?"

In gefaßter Haltung, das frühere Wesen des einfältigen Dieners Sancho mit unheimlichem Geschick wieder annehmend, antwortet darauf Teresa: „Herr Fulton hat sich eben erschossen.



Hier liegt sein Revolver. Er hat mir noch zugerufen: ‚Sancho, ich bin schuldig!' Dann ist er zusammengestürzt."

Der Herr Cubernialrat aber nickte und sprach: „Ich hab' es ja gewußt, daß er und kein anderer die Tat begangen."

Der Mann seiner Frau.

Ein Witz der Musikgeschichte.

Gar oft ja leider man lesen muß
Von Männern berühmter Frauen,
Die sorglos den eigenen Lebensgenuß
Auf den Kopf ihrer Gattinnen bauen.

Was tut's, wenn darob auch belächelt wird
So manches nichtssagende Wichtchen?
Schlimm, wenn einem Meister wie Schumann passiert
Das folgende kleine Geschichtchen.

Gewährt ward einstmals bei Hofe gar
Frau Clara Schumann die Gnade:
Bestehen sie darf vor dem fürstlichen Paar
Die Klaviervirtuosenparade.

Den Größ'ren zu ehren, recht wie sich's gebührt,
Bringt Clara heut' Schumanns Bestes,
Mehr den Gatten als selbst sich zum Siege sie führt
In dem Glanze des herrlichen Festes.

Ein tritt bei dem klatschenden Zuhörerrund
Jetzt ehrerbietiges Schweigen:
Serenissimus wünschen, so wird es kund,
Dem Paar Seine Huld zu bezeigen.

„Famos, schöne Frau!" rasselt Hoheit vergnügt
Und preßt ihr die Hand martialisch;
Zu Schumann dann gnädig hinzu er fügt:
„Sie selbst sind wohl — nicht musikalisch?"

Der Lebensretter.

Dramatische Skizze.

Personen: Gabriele
Gustav
Edi.

Der Vorgang spielt in einem Privatgarten einer österreichischen Sommerfrische.

Gabriele, mit einer Handarbeit im Garten sitzend, und Edi.

Edi (im Strandkostüm, sich Gabriele nähernd): Küß' die Hände, Fräulein Gabschi.

Gabriele (nicht aufsehend): Guten Morgen, Herr Edi.

Edi: Natürlich wieder mit der Handarbeit auf Ihrem Gartenplatzerl. Das liebe Goscherl!

Gabriele (sich verbittend): Herr Edi!

Edi: Donnerwetter, das wird ja am Ende gar der Brautschleier. Uebermorgen also unwiderruflich?

Gabriele (ruhig): Ja, übermorgen.

Edi: Gratuliere, Gnädigste, schon heute. Ah, da kommt er ja schon auf dem Popperl, der Herr Auserwählte. (Man hört das Rattern eines Motorfahrrades näherkommen.)

Gabriele (lebhaft): Herr Edi, wären Sie mir doch rasch um weißen Seidenzwirn zum Kaufmann gesprungen — dreier Stärke!

Edi: Aber natürlich, ich geh' schon beizeiten. Also Stärke drei, wie das letzte Mal. (geht ab).

Gustav erscheint im Hintergrunde und springt vom Rade.

Gabriele (ihm entgegen): Endlich!

Gustav: Guten Morgen, liebe Gabriele.

Gabriele: Vor einer Stunde hab' ich dich schon erwartet. Hast du sie bekommen?

Gustav (zerstreut): Bekommen?... Was?

Gabriele (ungeduldig): Nun, die Ringe! Die sollten doch heute früh fertig sein. Warst du denn nicht beim Goldschmied?

Gustav (sich besinnend): Ach so, ja. Ich werde jetzt gehen.

Gabriele: Ja, woher kommst du so spät?

Gustav (etwas zögernd): Ich . . . ich komme vom Spital, Gabriele.

Gabriele (betroffen): Ah . . . ja so, vom Spital . . . . (Nach einer kleinen Pause, sich zwingend): Wie geht es Fräulein Dagmar?

Gustav (sichtlich bedrückt): Die Nacht war sehr schlecht. Das Fieber ist zwar völlig geschwunden, aber gerade das sieht der Arzt als ein bedenkliches Zeichen an. Die

Atmung ist zeitweilig behindert und das Bewußtsein vorübergehend getrübt. (Im Eifer fortfahrend.) Es ist unendlich traurig, die Kranke leiden zu sehen. Sie zeigt größte Geduld und sucht, wie ich bestimmt vermute, ihre Umgebung über ihr subjektives Schmerzempfinden zu täuschen. Die neuen Pulmoninbastillen sollen anfangs gut gewirkt haben, später allerdings . . .

Gabriele (nervös): Es ist wirklich sehr schön von dir, lieber Gustav, daß du dich des armen schwedischen Fräuleins so annimmst, die hier fern von ihrer Familie das Unglück getroffen hat, aber die Zeit bei uns drängt, wir haben vor der Hochzeit noch so furchtbar viel zu besorgen.

Gustav: Du wirst mir's nicht übel nehmen, Gabriele, wenn ich menschlich denke und handle. Du hast ja selbst sonst ein gutes Herz.

Gabriele (rasch): Du darfst mich nicht mißverstehen, lieber Gustav. Mir fällt es doch nicht ein, dich an der Fortsetzung des guten Werkes, das du an der armen Dagmar tust, irgendwie zu hindern, nur muß ich dich eben doch bitten . . . (lebhaft fragend) . . . . à propos, hast du auch bestimmt die Wagen für übermorgen zwölf Uhr bestellt?

Gustav: Das kommt ja wohl Nachmittag noch zurecht.

Gabriele (forschend): Du warst gestern nicht mehr in der Lohnkutscherei?

Gustav (verlegen): Nun nein, ich werde heute nach Tische gehen.

Gabriele (verstimmt): Du weißt, daß man jetzt im Sommer drei Tage vorher bestellen muß. Du wirst zu spät kommen.

Gustav (beschwichtigend): Sei doch nur nicht ungeduldig, Liebste. Ich war durch die aufregenden Vorgänge der letzten Zeit wirklich etwas abgelenkt.

Gabriele (rasch einfallend): Das ist's ja eben. (Nach einer Weile mit erzwungener Ruhe.) Ich muß dir gestehen, lieber Gustav, daß es mich ein bißchen verletzt, wie dein bisheriges Interesse für die Hochzeitsvorbereitungen jetzt hinter der Fürsorge für eine Kranke, die uns doch schließlich fremd ist, zurücktritt. Bei aller gebotenen Teilnahme natürlich.

Gustav (zu lächeln versuchend): Mein Engel, wie kannst du gleich von „zurücktreten" sprechen? Du wirst doch nicht auf eine arme Kranke eifersüchtig . . . nein, nein, da bist du doch deines Gustavs zu sicher, gelt?

Gabriele (unsicher): Gewiß, aber die anderen . . .

Gustav: Die anderen? (Mit Entschiedenheit.) Wer dürfte sich unterstehen, dich durch eine Mißdeutung meines Mitleides mit diesem Geschöpfe zu beunruhigen?

Gabriele: Direkt sagen sie's einem ja nicht. Aber glaubst du, ich habe das Getuschel nicht bemerkt, das über uns seit drei Wochen umgeht? Gleich damals nach der Regatta, als du die arme Dagmar wie leblos aus dem Wasser zogst, begann das Gerede über sie und dich.

Gustav (gespannt): Was zum Teufel konnte man darin finden, daß ich mich in's Wasser warf, um eine Ertrinkende vom Tode zu retten? Hätte ich wie die andern zuschauen und jammern sollen?

Gabriele (Zustimmend, aber etwas ungläubig): Gewiß, gewiß. Aber eben, daß gerade du es warst, der sein Leben für die hübsche Schwedin einsetzte.

Gustav: Hübsche Schwedin? Was hat ein solcher Akt der Ritterpflicht mit Hübschheit und mit Schweden zu tun? Hätte ich dasselbe nicht für jede andere getan?

Gabriele: Ich sage nur, was man so spricht.

Gustav (eindringlich): Ich hoffe, du selbst, Gabriele, bist frei von einer solchen Mißdeutung meiner Handlungsweise?

Gabriele (zweifelnd): Bis vor kurzem, ja. Aber ich gestehe, Gustav ... (sie hält inne).

Gustav: Nun, was?

Gabriele: Ich muß sagen, daß mich deine wiederholten Besuche im Spital selbst ein bißchen zweifelhaft gemacht haben. (Kindlich naiv): Sage offen, Gustav, wärest du bestimmt für mich auch in den See gesprungen?

Gustav (mit überlegener Güte): Kind! Jetzt sehe ich wirklich, daß dir die bösen Leute doch den Kopf verdreht haben.

Gabriele: Weißt du, dieser junge Dandy, der Edi, was der für boshafte Bemerkungen über dich und deinen Heldenmut machen kann, wenn du weg bist!

Gustav (spöttisch): Der? Mein Liebling!

Gabriele: Da kommen mir dann so garstige Gedanken, wenn ich weiß, du bist wieder dort im Spital.

Gustav: Was für Gedanken?

Gabriele: Zank' mich nicht aus, (nach einigem Zögern) aber da hab' ich nur den einen Wunsch, du hättest den Sprung nicht getan ... oder (sich rasch verbessernd) oder ein anderer hätte die Dagmar gerettet.

Gustav (ernst): Jetzt sollte ich aber wirklich böse werden. Gerade heute schien sie wieder so dankbar für ihre Rettung, als fühlte sie gar nicht die Schwere ihrer Erkrankung. Ich versichere dich, liebe Gabriele, ich würde mein Werk nur halb getan zu haben glauben, wenn ich nicht meine ganzen Kräfte aufbieten wollte, nun auch die böse Folgeerkrankung nach dem Unfalle zu überwinden. Ich wollte, ich könnte mit einem zweiten Wagestück die gefährliche Lungenentzündung bei der Armen bannen.

Gabriele (mit steigender Beunruhigung): Gustav, wenn man dich sonst kennt, den nüchternen Mann, der jedes seiner Worte auf die Goldwage legt, — und dich jetzt von der Krankheit dieses Mädchens reden hört — Gustav, es ist als würde sich eine innere Unwahrheit in deine Worte mischen ... (ängstlich): Gustav, ich möchte dich um etwas bitten.

Gustav: Du bist mir heute ein Rätsel.

Gabriele: Lieber Gustav, andere sehen vielleicht in diesem Punkte schärfer als du selbst. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein herzensguter Mensch von einer uneingestandenen Empfindung überrascht wurde.

Gustav (überlegend): Wie meinst du das, mein Engel?

Gabriele (von andauernder Unruhe erfüllt): Ins Herz können dir die Menschen ja nicht hineinsehen. Du mußt mir vor der Welt ein äußeres Zeichen deiner unveränderten Zuneigung geben. (Bei einer Bewegung Gustavs): Ja, ja, such' mich nicht zu beschwichtigen. Ich bin kein Kind. Ich sage dir's ganz offen, daß mich deine Zerstreutheit und dein gedrücktes Wesen in den letzten Tagen mit einer Art Angst erfüllt haben. Du mußt mich beruhigen, du mußt mir ein Versprechen geben, lieber Gustav.

Gustav (in sichtlicher Unruhe): Nur nichts Unüberlegtes, mein Kind!

Gabriele: Wir haben nur mehr zwei Tage bis zu unserer Verbindung ... Geh' diese zwei Tage nicht ins Spital, Gustav!

Gustav: Hm — wenn dich das beruhigen kann.

Gabriele (freudig): Gewiß.

Gustav (überlegend): Aber glaubst du nicht, Gabriele, daß ein solcher Verzicht fast etwas Entwürdigendes für einen Mann meiner Sinnesart hat?

Gabrile (befremdet): Verzicht? So ist es dir wirklich ein solches Opfer, Fräulein Dagmar zwei Tage lang nicht sehen zu dürfen?

Gustav: Du vergißt, liebe Gabriele, daß wir nach der Trauung ja zu ver-

reisen beabsichtigen, daß es sich also nicht um bloße zwei Tage handeln würde.

Gabriele (betroffen, aber äußerlich gelassen): Siehst du, Gustav, jetzt habe ich dir auf den Grund gesehen. Statt die Stunden bis zu unserer Vereinigung zu zählen, zählst du die Stunden, die dich von ihrem Krankenbette trennen. Nicht, daß ich dir eine Unkorrektheit gegen mich zumuten wollte, allein ich glaube, die innerliche Befriedigung über deine ritterliche Tat und über dein anerkennenswertes Samaritertum hat von deinem ganzen Denken so sehr Besitz ergriffen, daß das Gefühl für deine Braut dabei etwas zu kurz kommt. Habe ich nicht recht?

Gustav (nach einer Pause der Ueberlegung): Sonderbar. Mir ist, Gabriele, als zögest du den Schleier von einem Geheimnisse, das meinem eigenen Bewußtsein bisher verborgen blieb. Ja, ich fühle, daß du recht hast. Die Besuche bei der Kranken sind mir eine Art lieben Bedürfnisses geworden und ich glaube fast, es täte mir weh, sie einstellen zu müssen. Verlange es nicht, meine gute Gabriele!

Gabriele (etwas kälter): Ich muß hart sein. Jetzt muß ich es verlangen. Du wirst von Fräulein Dagmars Befinden hören, aber du wirst dich entschuldigen, daß du nicht mehr selbst kommen kannst. Nicht wahr, Gustav, das wirst du mir zu Liebe tun?

Gustav (mit sich kämpfend): Du bist sehr grausam. Bei meiner Ehre, ich war mir dir gegenüber keiner Schuld bewußt, aber jetzt habe ich das Gefühl, als hättest du mich aus einem Traumzustande geweckt und mein Innerstes in zwei Hälften zerrissen, zwischen denen ich nun wählen muß.

Gabriele (in wachsender Aufregung): Und du kannst einen Augenblick zweifeln, Gustav, wie du dich zu entscheiden hast?

Gustav (warm, fast flehend): Gabriele, zeige deine oft bewährte Vernunft! Gieb mir Zeit, den Riß zu heilen, den deine Zweifel meiner Seele geschlagen! Vielleicht sind es vorüberziehende Wolken, die unseren Himmel verdüstern. Die nächste Zeit wird es klären. Gabriele, laß' mich über diese traurigen Tage der Krankheitskrise hinwegkommen. Verschieben wir die Trauung nur um wenige Tage!

Gabriele (wie vom Blitze getroffen): Die Hochzeit verschieben? (Nach einer Weile, mit Selbstbeherrschung): Es wird ein entsetzliches Gerede geben. Arme Mama! Aber du sollst nicht vergebens an meine klare Vernunft appelliert haben. Du hast recht. Dein Seelenzustand erfordert Zeit zur Klärung. Jetzt, jetzt mußt du ins Spital gehen, dort wirst du die Klarheit finden, die wir brauchen. Ich will unbedingt, daß du der Entscheidung nicht aus dem Wege gehst. Geh', geh'!

Gustav: Wie kannst du, Gabriele, von Entscheidung sprechen? Hast du nicht mein Wort?

Gabriele (drängend): Geh', bitte, geh', Gustav!

Gustav: Ich habe dem Arzte versprochen, vor Tische noch einmal nach der Patientin zu sehen. Ich will dir beweisen, daß unsere Liebe diese Begegnung nicht zu fürchten hat. In zehn Minuten bin ich auf meinem Rade wieder bei dir. (Er fährt auf dem Motorrade ab.)

Gabriele allein, dann Edi. Gabriele sinkt auf einen Stuhl nieder und bricht in heftiges Schluchzen aus, das sie bei der Annäherung Edis unterdrückt.

Edi: Fräul'n Gabschi, da ist der gewünschte Zwirn.

Gabriele (kurz angebunden): Danke. Sie haben beim Kaufmann ja aufschreiben lassen?

Edi: Aber bitte, Fräul'n Gabschi, die Kleinigkeit. Ja aber, was seh' ich — verweinte Guckerln?

Gabriele (ausweichend): Mein Gott, Gustav hat mir so viel Trauriges von der armen Dagmar erzählt.

Edi (boshaft): Aber, Goscherl, erzählen S' mir nichts! Ich weiß doch, wo Sie der Schuh drückt.

Gabriele (an ihrer Arbeit): Ach Gott, ich hab' ja da noch eine Menge Arbeit. Ich habe wirklich keine Zeit, mir Gedanken zu machen.

Edi (sich zu ihr setzend): Sie gestatten, einen Augenblick. (Vertraulich): Im Ernst, Fräul'n Gabschi, die Geschichte mit der Dagmar ist ja wirklich für Sie als Braut ein bißl peinlich.

Gabriele (sich beherrschend, aber aufhorchend): Welche Geschichte?

Edi: Also wissen Sie, Lebensretter spielen is schon recht. Aber als Bräutigam wegen einem Kindermädel das eigene Leben in Gefahr zu bringen — er wär' ja auf ein Haar mitertrunken.

Gabriele: Kindermädel? Die Dagmar ist ein sehr gebildetes Fräulein. Ich wollte, ich hätte ihre Erziehung.

Edi: Aber Fräul'n Gabschi. Sie mit Ihrem reichen Herrn Papa und so eine povere Mamsell! Lächerlich!

Gabriele: Mein Gott, Reichtum heutzutage! Haben Sie aber abgestandene Anschauungen!

Edi: Na, Fräul'n Gabschi, Sie waren ja auch früher ganz anders, viel fescher. Jetzt natürlich, seit Sie mit dem preußischen Ladstock verlobt sind, wickelt sich ihr Leben wie ein Reklamfilm für gute Erziehung und anständige Gesinnung ab.

Gabriele: Wenn ich Sie jemals ernst genommen hätte, Herr Edi, bekämen Sie jetzt für den „Ladstock" eine tüchtige Grobheit zu hören.

Edi: Wissen Sie übrigens, was ich gestern erfahren habe?

Gabriele: Ich bin wahrhaftig nicht neugierig.

Edi (unbeirrt fortfahrend): Er soll ja noch vor fünf Jahren Hauslehrer bei Direktor Vogt gewesen sein.

Gabriele: Glauben Sie, daß er mir das verschwiegen hat? Um so ehrenvoller, daß er sich so rasch emporarbeiten konnte.

Edi (lauernd): Na ja. Man möchte nur meinen, er müßte doch glücklich sein, so eine Partie zu machen wie Sie, Fräul'n Gabschi.

Gabriele (nach einer Pause gespannt): Und wer sagt Ihnen, daß er es nicht ist?

Edi: Den Eindruck macht's wenigstens nicht.

Gabriele (in verändertem Tone, forschend): Herr Edi, seien Sie einmal eine Minute ernst! Sie glauben wirklich ...

Edi (sicher geworden, jovial): Ich verlass' mich auf meine zwei Augen, Pupperl — gestern hat er ihr vom Steinerwirt ein besseres Essen hinübergeschickt ins Spital (komisch persiflierend): weil das Mauserl Geburtstag gehabt hat.

Gabriele (langsam und nachdenklich): Dem Fräulein Dagmar?

Edi: Wem sonst? Is doch nett von ihm? Und der Koblinger, der Lohnfuhrwerker, fragt mich heute, ob denn die Hochzeit zurückgeht, weil noch immer vom Herrn Bräutigam die Wagen nicht bestellt sind. Is das nicht nett?

Gabriele (sehr bewegt, aber äußerlich ruhig): Ich danke Ihnen. Er kommt dort eben zurück. Er darf nichts bemerken.

Edi: Von mir aus gewiß nicht. (Dumm, pfiffig.) Ich werd' ihn fragen, ob er mir bei meinem Kreuzworträtsel helfen kann. Ich plag' mich da seit drei Tagen und kann auf das Wort nicht kommen. Ein vierfüßiges Tier, das wegen seiner Dummheit bekannt ist. Vier Buchstaben muß es haben.

Gabriele (abwehrend): Vielleicht setzen Sie sich dort auf die Bank und denken nach.

Edi läßt sich einige Schritte weit nieder. Gustav steigt vom Motorrad und tritt schweigend zu Gabriele.

Gabriele (mit erkünstelter Teilnahme): Nun, wie geht's drin im Spital? (Da Gustav schweigt): Du schweigst? Du hast Tränen in den Augen? Gustav!

Gustav (mit erstickter Stimme, aber doch in fester Haltung): Sie ist nicht mehr.

Gabriele (bestürzt): Wie? Tot?

Gustav: Dagmar hat ausgelitten. (Er schluchzt auf, längere Pause.)

Gabriele (im Ton feierlichen Ernstes): Herr Ingenieur, Ihr Schmerz um die edle Tote hat uns die erwünschte Klarheit gebracht.

Ich entbinde Sie hiemit feierlich Ihres Wortes. Lassen Sie mich die Erste sein, die Ihnen zu dem herben Verluste die aufrichtigste und innigste Teilnahme ausspricht. (Sie reicht ihm die Hand.)

Gustav (der sich wieder gefaßt hat): Ich weiß, daß ich heute einen doppelten Verlust beklage. Und doch danke ich Ihnen, denn Sie waren mir zu wert, als daß ich in unsere Verbindung mit einer Unaufrichtigkeit im Herzen hätte eintreten wollen. Leben Sie wohl, Gabriele.

Gabriele: Suchen Sie zu vergessen!

Gustav (entfernt sich.)

Edi (der wieder näher gekommen ist): War das nicht eine Entlobung, Fräul'n Gabscherl?

Gabriele (trocken): Es war ein Abschied.

Edi: Aha! Recht haben Sie g'habt, Fräul'n Gabschi.

Gabriele (in sich verloren): Nun ist die Welt leer.

Edi (einen Anlauf nehmend, mit Dummdreistigkeit): Fräulein Gabriele! Sie haben das erstemal daneben getippt. Das war die Strafe, daß Sie auf mich nicht gehört und den Zugereisten gewählt haben. Bleib' im Lande und nähre dich redlich, heißt es. Fräulein Gabriele! Versuchen Sie es einmal mit Inländerware, heiraten Sie m i c h!

Gabriele (ihn verständnislos von oben bis unten messend, dann gelassen): Jetzt haben Sie mich auf Ihr fehlendes Kätselwort gebracht: E s e l!

E n d e!

Ein Wiener Universitätsprofessor als Liebesdichter.

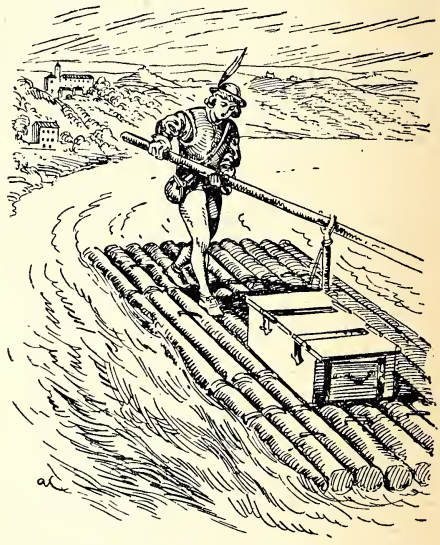
Zu Nutz und Belehrung gegenwärtiger und kommender Geschlechter ward sie aufgerichtet in der Aula unserer Wiener Alma mater, die marmorne Rektorentafel, draus aufs Jahr säuberlich genau zu ersehen ist, welch gelehrtes Haupt jedesmal die güldene Kette und die Würde der Magnificenz mit Ehren getragen, und zwar solches in den langen Jahren seit anno 1365, da der Habsburger Rudolf der freien Wissenschaft dies Heim an der Donau gründete, bis zum heutigen Tage. Manch guten Bekannten mag da der Chronikenkenner zwischen Albertus Rigennstorff und Joannes Molisch, dem ersten und dem letzten dieser Präsidenten der Wiener Gelehrtenrepublik, wiederfinden. Einer aber fehlt uns in dem langen Schiffskataloge, einer, der elf Jahre lang von 1497 bis 1508 die Professorenkappe auf Wiener akademischen Boden mit Würde getragen und sich durch seine Werke, mehr aber noch durch sein Wirken als Lehrer und Organisator eine Gedenktafel, „aere perennius", dauerhafter als Erz, in der Geschichte unserer Rudolfina geschaffen hat. Ja, Conradus Celtes, diese Leuchte am deutschen Humanistenhimmel, er nimmt nicht Teil an dem steinernen Parademarsch der Wiener Rektoren, er, dessen Name wohl die meisten der hier in Marmor verewigten an Glanz überstrahlt.

Er hat es also nicht bis zum Rektor gebracht, der große Polyhistor. Mag wohl sein, daß ihm die gute Fleiß- und Sitten-

note versagt werden mußte, die zu einem wohlangesehenen und hochmögenden Rektor magnificus zu allen Zeiten gehört hat. Denn Conradus war keiner von den vorbildlichen Stubengelehrten, deren Lebenswerk sich innerhalb der vier Wände ihres Studierzimmers und des Hörsaales erschöpfte. Nein, bei ihm waren es die aus der engen Studierstube ins Freie und Weite führenden zentrifugalen Kräfte, welche leicht die Oberhand über die zentripetalen gewannen, die den Herrn Professor auf seinen Katheder festhalten sollten. Und so mag denn der unstillbare Wandertrieb, der den großen Philologen zeitlebens beseelte und der nach dem Berichte seiner Biographen Aschbach und J. Huemer zu manch einem Verstoß gegen die strenge Schuldisziplin geführt hat, auch die Hauptursache gewesen sein, daß wir Celtes' Namen heute an der ehrwürdigen Rektorentafel nicht eingemeißelt finden.

Aber freilich, welch ein hochbedeutsames Wandern war es, dieses Dahinziehen des mit geistigem Gepäck schwer beladenen Herrn Magisters und späteren Professors in all den deutschen Gauen wie auch in jenen Italiens, Polens, Ungarns, Böhmens und Oesterreichs bis Tirol! Neben der Verbreitung des an den Hochschulen zu Florenz, Rom, Bologna, Padua und Venedig eingesogenen Humanismus, das ist des Ideenkreises und der freieren Weltanschauung des klassischen Altertums galt es für Celtes, auf diesen Wanderungen die verstreut lebenden und einer wechselseitigen Fühlung entbehrenden Gelehrten zu wissenschaftlichen Gesellschaften, sogenannten Sodalitäten, zu vereinigen und sie zu gemeinschaftlicher Arbeit und Publikationstätigkeit anzuregen. Solche gelehrte Sodalitäten begründete Celtes innerhalb Deutschlands, aber auch in Polen, Ungarn, Böhmen und insbesondere in Oesterreich, wo er bei seinem ersten vorübergehenden Wiener Aufenthalte daselbst im Jahre 1490 die Sodalitas „Danubia" ins Leben rief. Daß durch diese in faustisch unruhevollem Tatendrange geübte organisatorische Wandertätigkeit der Wissenschaft und dem allgemeinen Bildungswesen in Deutschland mehr gedient war als mit dem Sitzfleisch des Faust'schen Famulus Wagner, wird jedem verständlich erscheinen, der mit den wenig erfreulichen Verhältnissen des damaligen Wissenschaftsbetriebes in Deutschland einigermaßen vertraut ist.

Eine auch nur flüchtige Uebersicht über die von Celtes unternommenen Reisen geben hieße eine Chronik seines allerdings nur 48 Jahre zählenden Lebens schreiben. Schon der siebzehnjährige Konrad Pickel — wie Celtes mit seinem richtigen deutschen Namen hieß — entwich der väterlichen Strenge, die ihn zum Winzer in den heimatlichen Weingebirgen von Würzburg bestimmt hatte. Auf einem heimlich gezimmerten Miniaturflosse gings



main- und rheinabwärts bis Köln, wo der des Lateinischen bereits kundige Bauernsohn sich an der dortigen Hochschule als Hörer der „freien Künste", also der Grammatik, Rhetorik, Poetik, aber auch der Mathematik und Physik, eintragen ließ. Bald folgten Heidelberg, Erfurt, Rostock und Leipzig als Studienorte, bis den Nimmerruhenden die jedem phantasie-

vollen Deutschen innewohnende Italiensehnsucht unwiderstehlich nach diesem Stammlande der klassischen Renaissance trieb.

Neben der Wiederbelebung der toten Sprachen des Altertums zog Celtes aber auch lebende Idiome, die ihm zufällig auf dem Wege lagen, wie die polnische und die tschechische Sprache, in den Kreis seines philologischen Interesses. Auch die polnische Gelehrtenwelt wußte er zu einem Kollegium zusammenzuschließen, wozu ihm sein Aufenthalt in Krakau, welches er behufs Vornahme astronomischer und mathematischer Studien aufsuchte, Gelegenheit bot.

Seine Weihe zum anerkannten Berufsgelehrten aber erhielt Celtes durch seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Rhetorik und Poetik in Ingolstadt im Jahre 1494, welcher dann im Jahre 1497 die ehrenvolle Berufung an die Universität Wien durch Kaiser Maximilian I. folgte.

So würden sich die Lebensschicksale und Lebenswerke des unermüdlichen Gelehrten und Organisators zu einem der vorbildlichsten deutschen Professorenporträts runden, welchem Porträt die bedeutungsvolle Auffindung der Dichtungen der deutschen Nonne Roswitha von Gandersheim überdies das Kolorit des erfolgreichen Archäologen verleiht, würde zu diesem Lebensbilde nicht noch ein Element gehören, das sich auf den ersten Blick nicht ganz harmonisch in das Schema des ernsten deutschen Hochschullehrers einzufügen scheint. Conradus war eben alles andere als eine Dutzendnatur, und so sehen wir ihn denn nicht allein vom Gelehrtenstolz, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Maße, zeitlebens vom Dichterergeiz erfüllt. Auch als Poet, natürlich nach damaliger Sitte als lateinisch schreibender, wollte er Geltung besitzen und besaß sie auch wirklich. Darf es doch gewiß nicht als kulturhistorische Bagatelle gewertet werden, daß Celtes der Erste gewesen ist, dem in Deutschland die Ehre einer Dichterkrönung durch den Kaiser zu Teil wurde! Im Jahre 1487 auf dem Reichstage zu Nürnberg war es, so berichten uns die Chronisten, wo Celtes, nachdem er seine Ode an Kaiser Friedrich III. öffentlich vorgetragen, den Doktorhut verliehen und den Dichterlorbeer auf's Haupt gesetzt erhielt, worauf er noch mit dem vom Kaiser verabreichten Weihekuß auf die Wange ausgezeichnet wurde. Könnte solche Ehrung sowie ein gewisses Geschick der Nachempfindung und die sprachliche Beherrschung des Stoffes die dichterische Fantasie ersetzen, so müßten wir also Celtes als Poeten ebenso hoch schätzen wie als Lehrer und Organisator. Allein wo immer wir die recht zahlreichen Bücher seiner „Elegiae“ und „Carmina“ aufschlagen, wir werden uns des Eindruckes nicht erwehren können, daß sie alle mehr der Verehrung und dem genauen Studium seiner altklassischen Vorbilder als dem lebendigen Gefühle des Dichtenden entsprungen sind. Die Alten hatten es ihm einmal angetan, ob sie nun philosophierten wie Plato oder Reden hielten wie Demosthenes und Cicero oder Verse bauten wie Horaz, Ovid und Properz, und hätte er Gelegenheit gehabt, etwas von der antiken Musik aufzufinden, er wäre gewiß auch unter die Musiker gegangen, sowie er seinem Aristoteles zu Liebe Astronomie, Physik und Mathematik trieb. Hier also liegt der Schlüssel zur Erklärung der scheinbaren Schwäche, welche dem Bilde des hochernsten Mannes von der Seite einer gewissen dichterischen Eitelkeit anzuhaften scheint.

Und dieser selbige Schlüssel wird es wohl sein, der uns schließlich auch den Geheimschrank seines anscheinend recht wandelbaren Herzens öffnet. Denn Celtes war nicht bloß Wanderlehrer und Wanderpoet, man wäre fast versucht, ihn auch einen Wanderliebhaber zu nennen, wenn man seine vier Bücher „Liebesgedichte“ überblickt, von denen jedes Buch einem anderen Mädchen in einem anderen Städtchen gewidmet ist.

Die erste große Stunde für sein lebhaft pulsierendes Herz schlug augenscheinlich in Krakau, wo das Verhältnis zu der schönen Polin Hasiline Kzytomicz sichtbar den Stempel einer ungekünstelten Herzensneigung trägt. Ihr ist das erste Buch der „Amores", wohl auch das am wärmsten empfundene, gewidmet.

Nach zwei Jahren trieb es den Unstäten aber wieder weiter über Prag, Pest und Wien nach Regensburg, wo er seiner außer Speise und Trank vermutlich auch Liebe spendenden Hausfrau Elsula das zweite Buch seiner „Amores" in Dankbarkeit zueignete. Ihr Tod veranlaßte ihn, seinen Regensburger Aufenthalt mit einem solchen in Mainz zu vertauschen, welche Stadt ihm in der schönen Ursula, genannt Ursa, den Gegenstand der Begeisterung zu einem dritten Buche Liebesgedichte schenkte. An eine hochzeitliche Krönung solcher Episoden scheint Celtes niemals gedacht zu haben, wohl in klarer Erkenntnis seiner einzig beständigen Herzensverbindung, jener mit der Gelehrsamkeit. Und so verließ er denn 1491 auch Mainz und die Mainzerin um auch in Niederdeutschland wie anderwärts eine Gelehrtensodalität zu begründen. Zwar fand er dort keine vereinslustigen Gelehrten, wohl aber in Frau Barbara zu Lübeck eine aufopfernde Pflegerin während seiner Krankheit — Grund genug, sie der Widmung des vierten Buches seiner Liebesgedichte für würdig zu befinden.

Und der künstlerische Wert dieser Liebesgesänge? Wir dürfen ihn füglich nicht allzuhoch veranschlagen, es ist durchaus Wiederaufguß antiker Muster, was uns der Herr Professor da kredenzt, einschließlich so mancher erotischer Exzesse und Widerwärtigkeiten, die dem derbern Geschmacke des alten Rom entsprochen haben mochten, dem Werke eines deutschen Gelehrten und Hochschulprofessors aber etwas übel anstehen. Glücklicherweise kann kein Zweifel bestehen, daß diese Geschmacksentgleisungen ausschließlich auf das Konto der wahllos nachgeahmten römischen Muster zu setzen sind, wie man den überhaupt in der Annahme nicht fehl gehen wird, daß das ganze Liebesleben des Herrn Professors trotz seiner Quator libri amorum mehr eine humanistische Konstruktion als eine Seite seines wahren Wesens darstellt. Wenn wir die jungen Dichter der Sturm- und Drangliteratur sich für Räuberwesen und Brandstiftung begeistern sehen, so werden wir dem in Altertumsverehrung getauchten Philologen Celtes gelegentlich auch eine Schäferstunde im naiv-sinnlichen Stile von Ovids Amores zugute halten müssen, besonders in dem hier zu vermutenden Falle, daß das Beste oder Schlimmste dieser unverhüllten Erotik ja doch nur auf dem allzeit geduldigen Papiere steht.

Und so erscheint uns der dichtende und liebende Conradus Celtes von dem lehrenden und lernenden gar nicht so wesensverschieden, daß wir von zwei Seelen sprechen müßten, die in seiner Brust wohnten. Es ist vielmehr immer wieder die e i n e Seele, die bei diesem Renaissancemenschen Leben und Schaffen beherrscht, die Begeisterung für die Antike.

Chopin-Walzer.

(A-moll, E-moll, Cis-moll.)

Im Ballsaal, nicht fraget erst, wo und wann,
Ein Tanzlustig Völkchen sich höchlich vergnügt,
Prinz Walzer selbst Tanzmeister ist und rügt,
Wenn Eins sich im Sechsschritt nicht drehen kann.

Der Walzer er tanzt heut' in eig'ner Person
Und dreht sich im Kreise und wirbelt davon,
Allorten seine blonden Locken wehen,
Vom Weibsvolk nicht Eine kann widerstehen.

Es tanzet die Anmut, die Sinneslust,
Die heimliche Liebe mit Huld nicht geizt,
Und wie auch die Keuschheit sich ziert und spreizt,
Sie fliegt doch zuletzt an des Walzers Brust.
Nur Eine sitzt dort, die nicht Anteil nimmt,
Es forschet der Prinz, halb im Scherz, halb ergrimmt:
„Wer ist, die seit Stunden dort schmückt die Mauer?“
Da wird ihm die Antwort: „Es ist die Trauer.“

„Wie? Bin ich nicht Allbezwinger hier?
Versagt die Tugend mir nicht ihren Kuß,
Auch die Trauer sich nach mir drehen muß.
Geh' einer und hole an's Klavier
Die besten Meister in meinem Reich!“
Und wirklich kamen sie alsogleich,
Die Schubert, die Lanner, Strauß Sohn und Strauß Vater —
Der Ballsaal, er wird zum Welttheater.

„Ihr Herren habt oft schon mir Ehre getan,
Doch tut ein Meisterstück heute Not:
Ein Frauenfuß hier trotzt meinem Gebot.“
So sprechend schickt sich Prinz Walzer an,
Höchstselbst sich zu stellen Frau Trauer zum Tanz.
Und heller blitzet der Lichterglanz,
Und an den Beiden die Blicke hingen:
Wird der Walzer nun auch die Trauer bezwingen?

Franz Schubert als erster die Saiten rührt,
Seine Weise, sie singt sich so tief ins Gemüt,
Doch die Trauer sie ist nicht von Wiener Geblüt;
Wie geschmeidig des Prinzen Arm sie auch führt,
Und ob sie sich selber zu zwingen strebt —
Umsonst, ihr Fuß stets am Boden klebt.
Meister Schubert, hier ist deine Müh' verloren,
Nicht bist du, Sonniger, für die Trauer geboren.

Doch als nun im süßen Dreivierteltakt
Auch der Lanner und Strauß alle Herzen entzückt,
Da hat ja auch sie wohl der Taumel berückt?
Und von der Tanzwut der Andern gepackt,
Gewiß zuletzt s i e auch dem Zaubrer erliegt?
Doch wie? Wär' es möglich, daß, nie noch besiegt,
Seine Macht an der Einen kläglich zerschelle?
Er brächte die Trauer nicht von der Stelle?

Das unerhörte, ja wohl, es geschah:
Wie schlimm auch des Prinzen Zorn sich erhitzt,
In ihrem Auge kein Leben blitzt.
Wie eine Bildsäule steht sie da,
Nur an Leichenzüge gewöhnt, ihr Schritt
Im Walzertempo nicht kommt er mit.

Schon droht dem Prinzen die erste Blamage —
Da meldet noch einen Gast sein Page.

Herein tritt ein Jüngling, von allen gekannt,
Im hatte der Schmerz um des Vaterlands Tod
Geraubt der Wangen blühendes Rot
Und der Trauer Bild in die Seele gebrannt.
„Chopin!“ — rings flüstert's, er sieht sich umringt,
Die Menge ihn an den Flügel zwingt,
Dort aus der Tonflut geisterhaft leise
In Moll steigt auf eine Walzerweise.

Sie schmeichelt so süß sich in jedes Ohr,
Sie prickelt im Bein und stimmt doch so weich,
Daß weinen man möchte und tanzen zugleich.
Die polnische Heimat, die er verlor,
Und was ihm an Liebe und Lebensglück
Vom Schicksal entrissen ward Stück um Stück,
Die tausend Schmerzen in Tanzmelodien
An den staunenden Hörern vorüberziehen.

Es singt und es seufzt — doch welch Wunder geht vor?
Da löst sich der schluchzenden Trauer der Fuß,
Und im Walzertakt sie sich wiegen muß,
Es dränget und treibt sie und hebt sie empor,
In des Walzers Armen durchfliegt sie die Schar,
Die belustigt flüstert: „Welch seltenes Paar!
Ihm allein ist das tanzende Wunder gelungen,
Chopin hat die Trauer zum Walzer gezwungen“.

Vereitelte Scheidung.

Aus den Papieren eines Rechtsanwalts.

Frau Kommerzialrat Sedlmeier trat ins Arbeitszimmer des Anwalts — diesmal war es ernst. Sie konnte es nicht länger ertragen. Sedlmeier, ihr Gatte, hatte wieder einmal ihr mühsames Erziehungswerk bei der zwölfjährigen Agathe saboliert, hatte mit rauher Hand Strafe über das Kind verhängt, wo die pädagogisch geschulte Mutter nur durchaus begrüßenswerte Manifestation einer eigenartigen kindlichen Persönlichkeit zu erblicken meinte, und hatte sich in der Anmaßung ehemännlicher Hegemonie zu der Trivialität des Ausspruches hinreißen lassen, daß er „auf den ganzen modernen Erziehungsschwindel pfeife". In einer Zeit, in welcher der Vater Geld verdienen und die Mutter nach der Wirtschaft sehen müsse, um das Kind leben und 'was Richtiges lernen zu lassen, sei kein Raum für psychoanalytische Groteskkunststückchen, und was ihn betreffe, so wäre ihm bei dem häuslichen Fraße eine Magen-Analyse oft nötiger als eine noch so liebevolle Psycho-Analyse.

Von solcher Tyrannei eines Seelenbarbaren sich und das Kind zu befreien, war die in Freud und Montessori pädagogisch ertüchtigte Mutter zum Anwalt geeilt. Der freilich sah sich vor eine schwere Aufgabe gestellt. Mußte er doch der Scheidungslustigen begreiflich machen, wie wenig galant das Gesetz sei, da es im Scheidungsfalle das Recht auf den Besitz der Kinder in dem fraglichen Lebensalter dem Vater zuerkenne! Frau Sedlmeier aber wollte gerecht sein, ohne ihren revolutionären Ansichten über die Willensfreiheit des Kindes entsagen zu müssen. Nicht sie, freilich auch nicht ihr Gatte, sollte darüber entscheiden, wem Agathe zufalle, nein, diese selbst sollte kraft des naturgegebenen Rechtes der freien Selbstbestimmung ihren Willen kundtun, bei welchem Elternteil sie bleiben wolle. Zweierlei war ihr hiebei in ihrer Doppeleigenschaft als Mutter und Gattin psychologische Gewißheit: daß Agathe ohne Zaudern sich nach der Seite der mütterlichen Liebe und der größeren Handlungsfreiheit wenden und daß die Option des Kindes für die geliebtere Mutter den väterlichen Widerstand gegen die Lösung des unhaltbar gewordenen Ehebundes besiegen werde.

Mit der suggestiven Gewalt, welche den Augen einer schönen Frau und vielleicht auch der Witterung eines guten Geschäftes innezuwohnen pflegt, siegte schließlich in der Brust des Rechtsanwalts Doktor Klaus die Ueberzeugung, daß er der Berufene sei, durch geschickte Katechese die ohnedies nicht zweifelhafte Willensentschließung aus dem Kinde herauszuholen und mit dem Keulenschlage dieses Resultats sodann die moralische Zerschmetterung des halsstarrigen Gatten herbeizuführen. Agathe sollte ja, von der Schule kommend, um elf Uhr Mama in der Anwaltskanzlei abholen und so war Doktor Klaus sogleich die schicklichste Gelegenheit gegeben, sein beichtväterliches Meisterstück zu vollbringen.

Allein Frau Sedlmeier dachte nicht bloß in dem Kennen um Agathes Gunst um jeden Preis zu siegen, „wie sie wollte", der Sieg sollte auch ein vornehmer, ritterlicher sein — sie wollte ihrem Gatten gegenüber durchaus fair play spielen. Darum vermied sie es, durch ihre Anwesenheit den Verdacht einer Beeinflussung des Mädchens auf sich zu laden und bat, in ein Nebenzimmer treten zu dürfen, von dem aus sie als unsichtbare Zeugin die seelendramatische Entwicklung verfolgen könne, um nach Aktschluß gemeinsam mit Agathe den Triumphzug in die Zwingburg des Gatten anzutreten. Auch dieser Wunsch fand bei dem geschäftstüchtigen Anwalt Erfüllung. Frau Sedlmeier konnte einen Nebenraum betreten, die Tür blieb angelehnt und die Luft war mit dramatischer Spannungselektrizität geladen.

Drei Minuten später läutete es und die kleine, hübsche Agathe trat ein, die Mappe mit den Schulbüchern unter dem Arm. „Komm', mein Kind", bemühte sich Klaus möglichst onkelhaft, die Kleine vertraulich zu machen, indem er sie auf das große, schöne Eisbärenfell, welches über den Divan gebreitet war, setzen ließ und neben ihr Platz nahm. Die erste hastige Frage nach Mama hatte er mit einer kleinen Notlüge, sie sei etwas holen gegangen und komme gleich wieder, erledigt. Nun suchte er nach einer passenden Einleitung zu seiner delikaten Mission.

„Hat dir denn Mama schon erzählt, daß sie auf einige Zeit verreisen wird?"

„Mama?" lautete die erstaunte Gegenfrage.

„Ein bißchen Luftveränderung, die Mama fühlt sich krank" setzte der Anwalt seinen Weg über die unter seinem ungewohnten Schritt etwas schwankende Lügenbrücke fort.

Agathe aber war ein modernes Kind ohne Illusion. „Mama will immer verreisen, wenn sie mit Papa Streit hat. Es hat ja wieder was gegeben . . ." lachte sie und sah Klaus ins Gesicht, daß er ordentlich rot wurde. Also mit der Märchenerzählung gings hier offenbar nicht mehr, das hatte er übersehen.

„Na ja, wenn du es ohnedies weißt —" entgegnete er einigermaßen beschämt. „Diesmal aber wirds Ernst, mein Kind."

Agathes Sicherheit schien jetzt doch ins Wanken gekommen. „Auf wie lange?" forschte sie mit prüfendem Blick.

Klaus, der aus der Frage das Zittern einer aufsteigenden Besorgnis heraushörte, beeilte sich, auf sein Ziel loszugehen. „Du brauchst dich nicht zu beunruhigen, meine liebe Agathe. Du wirst ja bei deiner Mutter bleiben. Verstehst du?"

Agathe hatte verstanden. Sie mußte jetzt an den Ernst der Trennung ihrer Eltern glauben und sah sich einer Entscheidung gegenübergestellt, die bei aller Frühreife ihrer geistigen Entwicklung doch eine übermäßige Anforderung an ihre Seelenkraft stellte. Sie verlor ihre altkluge Ueberlegenheit, holte das Taschentuch hervor und verbarg ihr Gesichtchen hinter demselben. Klaus, der Junggeselle war, wußte sich mit diesem Szenenwechsel nichts rechtes anzufangen. „Ich sage dir ja, du brauchst dich nicht von Mama zu trennen, du wirst bei ihr wohnen. Hörst du?"

Agathe war wieder ganz Kind geworden. Zusammengeknickt saß sie da und weinte. Endlich brach sich der kindliche Schmerz eine Bahn.

„Ich will nicht mit der Mama gehen; ich mag nicht!" kam es stockend und schluchzend heraus.

Welch peinliche Ueberraschung dieser Leidenschaftsausbruch einer geängstigten Kinderseele Herrn Doktor Klaus bereiten mußte, wird derjenige am besten ermessen können, der einmal in das Herz eines von seinem Zeugen kläglich im Stich ge-

lassenen Anwalts blicken konnte. Klienten, insbesondere weibliche, sind ja geneigt, die Verantwortung für derartige Enttäuschungen unbekümmert ihrem Vertreter zuzuschieben, welcher Umstand des öfteren ungünstig auf die Zahlungswilligkeit bei der Expensenlegung einwirken soll. Begreiflich daher, daß Doktor Klaus bemüht war, die Wertminderung, die ihm dieser unverschuldete Mißerfolg in dem Urteil der horchenden Klientin gebracht haben mußte, bald wieder wettzumachen. Ob ihr Mama jemals auch nur ein hartes Wort gegeben? Ob sie bei Mama nicht volle Freiheit gehabt habe? Ob ihr nicht jeder Wunsch von Mama erfüllt worden sei? Alle diese Fragen beeilte sich der beflissene Anwalt zu stellen, ohne die trüben Wolken aus dem Antlitz des Mädchens verjagen zu können. Schluchzend gab sie alles zu, aber sie wolle — und dies war wohl der härteste Schlag für die bedauernswerte Horcherin — sie wolle bei Papa bleiben.

Vergeblich alle mit tunlichster Schonung des väterlichen Ansehens angebrachten Vorstellungen des Anwalts, wie sie da werde aufs Wort gehorchen müssen, wie es heißen werde, fleißig und pünktlich zu sein, wie es vielleicht sogar manchen Klaps absetzen werde — sie wolle doch lieber bei Papa bleiben.

Da mußte Klaus die Partie verloren geben und er glaubte nur noch die Verpflichtung zu haben, mit juristischer Gründlichkeit nach den Motiven dieser Gefühlsverirrung zu forschen, um der mütterlichen Niederlage vielleicht eine minder kränkende Erklärung geben zu können. Agathe aber blieb verstockt. Sie war ja von Mama daran gewöhnt worden, lediglich ihren Willen kund zu tun, ohne sich erst viel um die Angabe von Gründen mühen zu müssen. Und so wollte sie auch hier nicht lange gequält werden.

So völlig negativ durfte aber um Gotteswillen ein erfahrener Rechtsanwalt doch nicht abschließen. Es konnte ja ein Grund gefunden werden, der die Sache in einem freundlicheren Licht erscheinen ließ. Und so holte Klaus seine ältesten Kindheitserinnerungen hervor, sich zu vergegenwärtigen, was denn das Eis im Herzen eines Kindes brechen konnte. Er hatte es gefunden:

„Also höre, Agathchen!“ flötete er in den süßesten Onkeltönen. „Wenn du hübsch aufrichtig zu mir bist und mir sagst, warum du denn nicht zur Mama gehen willst, bekommst du von mir eine schöne Puppe.“

Wirklich hörten Agathens Tränen auf zu fließen. Sie hob das Köpfchen und lächelte.

„Eine Puppe?“ fragte sie dann mit einem anmutigen Ausdruck der Geringschätzung. „Könnte es nicht eine Manikürkassette sein? Die hab' ich noch nicht.“

Wieder also wie früher mit der Notlüge von der kranken Mama hatte sich Klaus auch hier mit der Puppe bei Einschätzung der modernen Kindesmentalität eine arge Blöße gegeben. Aber der Weg zu Agathes Herz stand ihm nun doch offen. Und der Zweck heiligt ja die Mittel. Also in Gottes Namen eine Manikürkassette!

„Sie dürfen mich aber nicht bei Mama verraten“, fügte die kleine Vertragspartnerin des Anwalts mit schelmisch erhobenem Zeigefinger hinzu. Klaus konnte auch in diese Bedingung leicht willigen, denn die Horcherin stand ja ohnedies an der Wand und hörte ja selbst ihre — doch nein, wir wollen das garstige Sprichwort auf das arme, zitternde Mutterherz nicht anwenden. Genug an dem Schmerz, den sie nun erfahren mußte.

Denn schon begann Agathes Lippen ein wahrer Wildbach von Worten zu entstürzen, in dem sich lang verhaltene Qual auf eine dem Erwachsenen gut abgelauschte Manier Luft machte.

„Die Mama, mein Gott! Sie geht mir auf die Nerven. Ich bin ihre Puppe, mit der sie sich spielt. Den ganzen Tag das: Was hätt'st du gern? Auf was hast du Appetit? An was denkst du?

Die Mama ist ja lieb zu mir, aber ich halt's nicht aus."

Klaus suchte, verlegen nach der Tür blickend, den Sturzbach des kindlichen Geständnisses zu stauen — umsonst. Endlich hatte sich das gepreßte Herz doch einmal Luft machen können.

„Und wenn ich nur schon nichts mehr von meinem Seelenleben hören müßt' und von meiner Psyche, wie die Mama das Ding nennt!" — ging's weiter in überstürzter Hast. „Ich hab' keine Psyche, ich mag gar keine Psyche haben, das ist alles so schrecklich langweilig."

Klaus begann seine Neugierde zu verwünschen. Das Geschäft ging zweifellos schief. Man wird ihm Ungeschicklichkeit vorwerfen. Aber wie der Besen mit zwei Köpfen in Goethes „Hexenmeister" stieß Agathes Junge schon einen neuen Schwall bitterer Klage hervor und Dr. Klaus wurde die Geister, die er gerufen, nimmer los.

„Und den ganzen lieben Tag machen können, was einen freut! Dabei schaut einem die Mama bis auf den Grund, was man denkt und was man vor hat. Onkel Max hat einmal gesagt, die Mama hat Augen wie zwei Röntgenröhren, die einen durch und durch leuchten."

Klaus, dem in seiner Ueberraschung die Zügel des Verhörs merklich entglitten waren, fühlte, es sei höchste Zeit, im Interesse der Erhaltung des Vertrauens seiner Klientin noch etwas zu tun und hoffte mit der Frage an Agathe, ob sie denn glaube, daß es ihr bei Papa besser gehen werde, eine gewisse Angst vor der Kehrseite der Sache in der Fantasie des Kindes zu erwecken.

„Bei Papa? Viel besser. Der hat doch keine Zeit für die Psyche, Gott sei Dank! Der Papa kommt, macht ein großes Donnerwetter, wenn etwas im Zimmer herumliegt, oder wenn ich zu spät komm', aber dann geht er wieder fort und fragt nicht viel, was ich denk' und was ich möcht' — das ist viel lustiger, wenn alles so am Schnürl geht und wenn's auch manchmal einen Klaps gibt. O ja, ich hab' den Papa sehr lieb!"

Jetzt mußte Klaus den Prozeß endgültig verloren geben. Als dann ein letzter verzweifelter Versuch auf das Gemüt der Inquisitin durch die Frage einzuwirken, ob sie denn die Mama allein gehen lassen würde, gleichfalls fehlschlug, indem das Mädchen nur immer wieder versicherte, bei Mama allein um keinen Preis bleiben zu wollen, da war dort hinter der Tür ein Mutterherz im Innersten getroffen. Ein lauter Seufzer entrang sich Frau Sedlmeiers Lippen und wie geistesverloren sank sie auf einen Stuhl nieder. Das hatte sie um Agathe nicht verdient.

Diese aber schreckte heftig auf. War das nicht Mama? Sie war offenbar im Nebenzimmer, hatte alles mitangehört und würde sie nun mit Vorwürfen und Fragen überschütten. Man würde sie vielleicht zwingen, mit Mama zu gehen, sie sei wohl schon hierhergelockt worden, um von Papa getrennt zu werden — alles das fuhr der Geängstigten blitzartig durch ihren Kinderkopf und jagte sie vom Sitze auf. Sie mußte nach Hause, sie mußte zu Papa, ihm alles sagen, ihn zu bitten, daß sie bei ihm bleiben dürfe. Und ehe der Anwalt es verhindern konnte, war Agathe durch die Kanzlei hinausgeeilt, ihren Bedränger im niederschmetternden Gefühl einer verlorenen Schlacht zurücklassend.

Armer Doktor Klaus! Er wendete sich nach dem Nebenzimmer und öffnete, um das Schlachtfeld dort zu besichtigen. Da stand er vor der kreidebleichen Frau, der geschlagene General bei seinem gefallenen König.

„Frau Kommerzialrat!", rief der erschrockene Anwalt die Regungslose an und bemühte sich, sie ins Leben zurückzurufen. Und es gelang. Mit einem Seufzer der Erinnerung wie an einen bösen Traum erhob sich die so hart Getroffene und folgte Doktor Klaus wieder in sein Zimmer, wo sie sich auf dem Kanapee niederließ.

Keines redete, keines wollte den Anfang machen.

„Kinder sind ein undankbares Volk," murmelte endlich Klaus und hielt es dann für geboten, zu seiner Ehrenrettung die Worte beizufügen: „Ich trage natürlich keine Schuld an dem Ausgang des Verhörs, meine Gnädige. Das werden Sie ja einsehen."

„Nicht Sie und auch nicht Agathe. Einzig und allein mich trifft die Schuld," lautete die entsagungsvolle Antwort. — „Mir aber soll diese Stunde ein lehrreiches pädagogisches Praktikum gewesen sein. Ja, ich erkenne es klar: Elternliebe ist eine schöne Sache. Aber die Zuneigung der Kinder zu uns ist eine allzu zarte Pflanze, der wir mit der Glut unserer Empfindung nicht zu nahe kommen dürfen, wollen wir die duftige Blüte nicht versengen. Uebergroße Liebe und Sorge entfremdet uns das Herz des Kindes, statt es uns zu gewinnen. Wir Eltern müssen führen, wie von ferne führen, nicht uns vom Kinde führen lassen. So will es der eigene kluge Instinkt des Kindes, das unbewußt nach einer festen und strengen Hand verlangt."

„Genau wie mein Nero", witzelte Klaus, durch den unerwarteten Stimmungswechsel sichtlich erleichtert. „Der will auch, daß man ihm sein Apportel wirft, und wartet auf die Schläge, wenn er's nicht bringt."

Frau Sedlmeier verzieh dem hundeliebenden Junggesellen das Gleichnis. „Mag sein, daß die Erziehung von Kindern und jungen Hunden manche Aehnlichkeit aufweist," erwiderte sie, auf den unzeitigen Spaß oberflächlich eingehend. „Jedenfalls taugt für beide die freie Selbstbestimmung nicht, das habe ich heute gelernt, und ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mir zu dieser Erfahrung verholfen haben."

Auch Klaus hatte sich jetzt wiedergewonnen. Aus dem geschlagenen General war wieder der allzeit siegesbewußte Rechtsanwalt geworden und er hielt es an der Zeit, nun auch wieder zur Geschäftsordnung zu sprechen.

„Was machen wir also jetzt, Frau Kommerzialrat?" fragte er tatenlustig.

Frau Sedlmeier ließ eine Minute verstreichen. Dann erhob sie sich wie zu einem großen Entschlusse und sagte mit Ruhe, aber Entschiedenheit:

„Herr Doktor, ich trete von der Scheidung zurück."

„So? Na, recht. Hat mir die Kleine richtig das Geschäft verdorben!" Das war alles, was Klaus erwidern konnte.

Liebhaberei und Beruf.

Ein Lebensschicksal in drei Zwiegesprächen.

Erstes Bild.

Wer bist du Schöne?

Ich heiße Musik.

O zaub'rische Töne!
O lieblichster Blick!

Wozu Komplimente?
Grad' heraus! Bist du mein?

Weh' dem, der uns trennte!

Wann soll Hochzeit sein?

Hochzeit — wie das?

Musik ist kein Spaß.
Willst mir angehören,
Mußt Treue du schwören.

Doch will höher streben
Mein ehrgeizig Blut.

Aha und daneben
Wär' Musik dir gut?

Wie bist du so bitter!

Mein sauberer Herr Ritter,
Zur Konkubine
Nehm' er sich Schneiders Line!

Musik, noch ein Wort —
Umsonst, sie ist fort.

Zweites Bild.

Die mein Arm hier hält,
Bist du's Musik?

Hast nächtlich mich herbestellt.

Hör' mein Geschick!

Hast ein Weib,
Frau Jurisprudenz,
Ich war dir nur Zeitvertreib.

Du warst mein Lenz!

Sie hat reich dich gemacht
Und zum Advokaten.

Ein Weib, das nie lacht —
Selbstmord auf Raten!

Was nützt die Reue?

Deine Huld mich erfreue,
Laß' es sein wie einst!

Ach so, du meinst?
Tust fast mir leid —

Musik bist mir gut?

Halt ein, sei gescheit!

Mir wallt das Blut,
Ich kann dich nicht lassen.

Kann dich auch nicht hassen.
Unglücklicher Mann,
So hör' mich an!
Eine Schäferstunde
Allabendlich,
Daß dein Herz gesunde,
Hab' ich, Liebster, für dich.

Drittes Bild.

Herein! Wer ist hier?

Find ich dich am Klavier?
Kennst meine Stimme?

Musik bist du's?
Gott zum Gruß —
Zeiten sind's schlimme!

Ich weiß, deine Frau —

Sie machte es schlau:
Als um Augenkraft
Und Verdienst ich gekommen —

Hat sie dich fortgeschafft.

Und sich Jüng're genommen.

So heiß dieser Kuß,
So fest mein Entschluß:
Ich bleib' bei dir.

Willst mit mir leiden?

Ich helfe uns beiden,
Gehörst du ganz mir.

Mit Seele und Leib!

Als dein rechtlich Weib
Mit ehrlichem Mut
Schaff' ich Geld und Gut,
Schaff' ich Speis' und Trank,
Schaff' am Klavier
Wieder Frohsinn dir.

Hab' Dank! Hab' Dank!

Tragödie der Jugend.

Eine Unbequemlichkeit und, wenn man will, eine gewisse Verlegenheit bedeutete zweifellos dieses kleine menschliche Mißgeschick für den jungen Doktor, weil er verlobt war und nahe vor seiner Hochzeit mit der von ihm abgöttisch geliebten Edith, der Tochter seines Fakultätslehrers Professor Maynrat stand. Aber gerade dieser lang hingezogene Brautstand, welcher nach dem unbeugsamen Willen des Brautvaters erst nach der von Emil erlangten Hochschulprofessur seinen Abschluß finden sollte, konnte für den jungen, vollkräftigen Gelehrten eine Art Entschuldigung bilden, wenn die einigen Freunden ausnahmsweise geleistete Gefolgschaft bei Durchschwärmung einer Maiennacht und die Außerachtlassung einer gewissen Vorsicht einer solchen Entschuldigung überhaupt bedurfte.

Emils verwitwete Mutter war ja auch eine praktisch denkende, erfahrene Frau, die nicht zu sehen schien, was sie nicht sehen sollte. Und so blieb denn das Arzneifläschchen beim Aufräumen des Studierzimmers in seinem verborgenen Winkel unberührt stehen, die abendliche Bierration wurde — angeblich aus Ersparungsrücksichten — gekürzt, der Bohnenkaffee jeden Morgen um eine Schattierung lichter zubereitet. Das Studium eines eben erschienenen epochemachenden Werkes über eine neue Aetherwellentheorie gab für den jungen Gelehrten den willkommenen Vorwand, der gewohnten Sonntagstouristik durch einige Wochen zu entsagen, und so wurde ein ärgerlicher Zufall hier nicht, wie es anderwärts so oft geschieht, durch Unverstand und Nervosität der Umgebung zur Familientragödie.

Selbst die Aufsuchung des Spezialisten wäre Emil, der, von Beruf Physiker, an seinen zahlreichen medizinischen Freunden wohlwollende Berater zur Genüge hatte, entbehrlich erschienen, hätte ihn die gebotene Rücksicht auf seinen Brautstand und der Wunsch, den Heilungsverlauf schon aus diesem Grunde möglichst abzukürzen, nicht dennoch zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt. Und so ging er denn, um vom Arzte zu hören, was er ohnedies wußte. „Bis zur Hochzeit sind wir lange wieder in Ordnung" — mit diesen Worten entließ der angesehene Dermatolog lächelnd seinen Patienten.

Bis zur Hochzeit? War das bewußte Ironie? Konnte der tröstende Arzt wissen, daß diese Hochzeit von der Erlangung des ersehnten Professorentitels abhing, bis wohin es leider noch seine guten Wege hatte? Bis zu diesem vielleicht noch fernen Zeitpunkte stand freilich die Herstellung von Emils voller Gesundheit außer Frage.

Und wirklich schien des jungen Dozenten Unpäßlichkeit im Vergleiche zu seiner Beförderung die erheblich kürzeren Beine aufzuweisen. Denn die ärztliche Behandlung ging ihrem Ende entgegen, ohne daß die wohlwollenden Versprechungen, die Emil von Seiten des Professorenkollegiums und des Unterrichtsministeriums in reichlichem Maße zuteil wurden, ein greifbares Resultat geliefert hätten. Schon verabschiedete sich der geheilte Patient von seinem ärztlichen Ratgeber, der weitere Besuche als überflüssig bezeichnet hatte, als er an der Tür nochmals vom Arzte zurückgerufen und gefragt wurde: „Sagten Sie mir nicht seinerzeit, Herr Doktor, daß Sie sich in der nächsten Zeit zu verheiraten gedenken?" — „Allerdings, Herr Professor; mit der Tochter Ihres Kollegen von der philosophischen Fakultät, Professor Maynrats," lautete die vergnügte Antwort.

„Es scheint mir," meinte der Gelehrte, „ehrlich gestanden, zwar recht überflüssig, aber vielleicht wollen wir mit Rücksicht auf die erwähnte Kollegenschaft eine ganz besondere Gewissenhaftigkeit walten lassen, indem wir zur äußersten Vorsicht noch eine kleine Blutuntersuchung vornehmen. Setzen Sie sich einen Augenblick noch, verehrter Herr Doktor, wir sind gleich fertig." Damit drückte er Emil nochmals in den großen Krankenstuhl und entnahm dann seiner Fingerspitze den Tropfen Blutes, den er für seine Analyse benötigte.

„Ich schreibe Ihnen in einigen Tagen das Resultat. Sie haben dann wenigstens ein Ausweispapier, wenn unser Nationalrat noch vor Ihrer Hochzeit den Gesundheitsnachweis bei Eheschließungen dekretieren sollte," scherzte der Arzt, dem Scheidenden die Hand drückend.

Emil ging nach Hause. Er hatte etwas von Blutuntersuchung in Fällen schwerer venerischer Erkrankung gehört und beschloß daheim sein Konversationslexikon zu Rate zu ziehen. Als er aber zu Hause anlangte, wartete seiner eine freudige Ueberraschung. Seine geliebte Edith war für einige Tage vom Landaufenthalt zurückgekehrt und hatte soeben seiner Mutter die frohe Botschaft verkündet, daß ihr Vater vom Rektor die authentische Mitteilung von der unmittelbar bevorstehenden Ernennung Emils zum außerordentlichen Professor erhalten habe. Ihr Vater selbst wünsche nun die möglichst

baldige Abhaltung der Hochzeit. Ein wahrer Platzregen von Küssen lohnte die Ueberbringerin für ihre Himmelsbotschaft. In wenigen Tagen mußte das Dekret des Ministeriums einlangen und so sollte denn gleich am nächsten Sonntag das erste Aufgebot in der Kirche erfolgen, so daß die Trauung in längstens drei Wochen stattfinden konnte. Den heutigen freudigen Anlaß wollte man aber durch einen vertraulichen Familienabend in Trausels Weinkellerei verherrlichen, zu welchem Zwecke allerdings die für das Wochenende festgesetzte Ankunft der Brautmutter abgewartet werden mußte.

Der Festabend im Kellereigarten der Weinfirma Trausel war gekommen und verlief in animiertester Stimmung. Emil erfuhr von seinem künftigen Schwiegervater erfreuliche Einzelheiten zur Vorgeschichte seiner Ernennung, wie insbesondere seine letzte bodenphysikalische Arbeit dazu beigetragen, dem Ernennungsvorschlage des Professorenkollegiums volle Einmütigkeit zu verleihen, und so erschien ihm unter dem belebenden Eindruck seiner frohen Zukunftsaussichten sein Beruf als der ehrenvollste und seine Braut als die holdseligste, die er nur finden konnte. Im warmen Vorgefühl des ihn erwartenden Familienglücks ging er trällernd und pfeifend an der Seite seiner Mutter nach Hause. Nachdem er dem Briefkasten an der Wohnungstür noch zwei vom Postboten eingeworfene Briefe entnommen, verabschiedete er sich mit einem herzenswarmen Gutenachtkusse von der zu Tränen gerührten Mutter und schloß sich sodann in sein Zimmer ein.

Die sommerliche Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Mama, vorsichtig an Emils Tür klopfend, fragte, ob sie das Frühstück schon aufstellen könne. Er schlief wohl den Schlaf der glücklichen Jugend, denn auch verstärktes Klopfen fand nicht den gewohnten bejahenden Widerhall. Konnte er doch gewiß nach dem starken Rüdesheimer nicht so rasch einschlafen? argumentierte Mama verständnisvoll und entfernte sich wieder. Als es gegen Mittag ging, näherte sich die ordnungsgewöhnte Frau mit hörbaren Tritten neuerdings der verschlossenen Tür, diesmal schon etwas unwillig an der Klinke rüttelnd. Sie ruft: „Emil!“, sie ruft lauter, sie schreit den Namen. In der lautlosen Stille der ruhig gelegenen Wohnung mußte jede Bewegung drinn im Zimmer von außen hörbar sein. Aber an das Ohr der besorgten Mutter dringt aus dem Raume nicht das leiseste Geräusch.

Da beginnt ihr Puls zu fliegen, sie achtet nicht des eben erst erneuten Anstrichs der Tür, mit dem Griff des Feuerhakens hämmert sie angstvoll auf das zersplitternde Holz, denn ein böser Traum, der sie in der Nacht quälte, kommt ihr plötzlich in den Sinn, und als auch dies kein Echo aus dem geliebten Munde wachruft, eilt sie die Treppe hinunter, den Hausbesorger, der gelernter Schlosser ist, zu Hilfe zu rufen.

Seiner Kunst vermag das Türschloß nicht zu widerstehen und die Beiden betreten das Zimmer. Es scheint leer, doch die elektrische Bettlampe brennt. In der Mitte des Raumes vor dem großen Arbeitstisch bleibt die seelenstarke

Frau stehen, als wollte sie sich noch gegen eine fürchterliche Entdeckung zur Wehr setzen. Sie zwingt sich, nicht hinzusehen dort nach dem Bett, von wo der Schreckensruf des Hausbesorgers an ihr Ohr schlägt. „Jesus Maria und Josef, der Herr Doktor hat sich was an'tan!“ scholl es unheilverkündend aus des Hauswarts Kehle. Er hatte die Decke zurückgeschlagen, denn sie war zur Abdämpfung der Schußdetonation über den Kopf gezogen. An der rechten Schläfe des Entseelten saß die Einschußöffnung, der Revolver lag auf dem blutgetränkten Bettuche.

Emils Mutter starrte unbeweglich vor sich auf den Tisch. Dort lagen nebeneinander zwei Briefe, offen, daß die unglückliche Frau wie unter einem unwiderstehlichem Zwange sie überfliegen mußte. Es war die Mitteilung des Ministeriums, welche die Verleihung des Titels eines außerordentlichen Professors enthielt, und das Schreiben des Arztes. Dieses aber lautete:

„Verehrter Herr Doktor!

Zu meiner eigenen Ueberraschung hat die Analyse der von Ihnen genommenen Blutprobe nicht das von mir erwartete negative Resultat ergeben. Wollen Sie mich daher so bald als möglich besuchen, doch bitte ich Sie, sich über die Sache inzwischen nicht zu beunruhigen. Unbedingt aber muß ich unter den obwaltenden Umständen von einer Heirat abraten, da Sie durch einen solchen Schritt eine schwere Verantwortung auf sich nehmen würden.

In vorzüglicher Hochachtung
Professor Dr. Nathansky“.

Unter dieses Schreiben waren von Emils Hand die Worte gesetzt:

„Das Leben hat für mich seinen Sinn verloren. Lebt wohl, Ihr Lieben! Emil.“

Auf dem Nachtkästchen aber unter der brennenden Glühlampe lag aufgeschlagen der 15. Band des Mayer'schen Konversationslexikons, die Anfangssilben Si-Tu enthaltend.

Kindergarten.

Ich sah hinab in einen Kindergarten
Aus meinem nachbarlich geleg'nen Haus,
Sah d'rin das Fräulein all' die Kleinen warten,
Der Kinder manche gingen ein und aus.

Hier Hännschen's Spiel ließ kecken Mut erkennen,
Zur Handarbeit zeigt Suschen viel Geschick,
Und sah in Kolf ich Rachgier früh entbrennen,
Verriet nach Gold schon Durst mir Mizls Blick.

Wie einst das Spiel, so wirbelt sie das Leben
Bunt durcheinander, bis sie Menschen sind,
Die durch ihr Tun mir nun den Schlüssel geben
Des Räsels, das noch ungelöst im Kind.

Dann les' ich Hanns ernannt wohl zum Obristen,
Auch wie Susannes Kleiderschnitt man rühmt,
Daß Kolf Prozeß man macht, dem Anarchisten,
Und Mizis Buhlschaft brandmarkt unverblühmt.

Nun denk' ich wehmutsvoll des Kindergartens,
Wo Gut und Böses noch in Eins verschwimmt,
Bis trotz Betreuens, Hütens und Bewartens,
Die Saat doch aufgeht wie's vorher bestimmt.

Wirtschafts-Psychologie.

Eine volkswirtschaftliche Studie.

Es ist eine im Grunde sonderbare Erscheinung, daß unsere Wirtschaftswissenschaft, die Nationalökonomie, sich nahezu ausschließlich mit dem erzeugten und gehandelten Objekte, der Ware, aber nur wenig und oberflächlich mit dem waren-

erzeugenden und warenhandelnden Subjekte, dem Menschen, befaßt. Und doch scheint es sich uns zu verlohnen, das Wirtschaftsleben sowohl nach der wissenschaftlichen als nach der rein praktischen Seite hin einmal von diesem Standpunkte menschlicher Seelenkunde zu beleuchten.

Stoßen wir doch schon beim Studium der elementarsten Definitionen der Volkswirtschaft auf Begriffsbestimmungen, die uns zu psychologischem Nachdenken Anlaß bieten! Als ein „Gut" im nationalökonomischen Sinne bezeichnen wir eine Sache, die einem wirtschaftlichen Bedürfnisse des Menschen zu dienen bestimmt ist. Was aber ist für den Menschen Bedürfnis? Daß das Brot, die Kleidung und die Wohnung Güter sind, weil sie zweifellos menschlichen Bedürfnissen dienen, erscheint uns klar. Wie ist es aber mit dem Paket Aktien, welches ein mit allen Lebensgütern überreich gesegneter Industriemagnat auf Spekulation kauft? Es stellt gewiß ebenfalls ein wirtschaftliches Gut vor, aber kann hier noch von einem wirklichen Bedürfnis des Industriellen gesprochen werden? Sicherlich nicht in dem primitiven Sinne der Deckung eines Nahrungsbedarfes, wohl aber in dem weit komplizierteren Verstande der Befriedigung eines Spiel- oder Wagebedürfnisses, und in diese geheimeren Winkel der kaufmännischen Psyche hineinzuleuchten, scheint uns eine der empirischen Psychologie würdige Aufgabe.

In diesem Belange läßt sich aber wohl kein reicheres und beweiskräftigeres Erfahrungsfeld erdenken, als dasjenige ist, welches uns die letzte Kriegs- und Nachkriegsperiode geliefert hat. Aller wirtschaftlicher Instinkt und Intellekt erscheint hier in einer Weise aufgepeitscht und zu einer Intensität gesteigert, welche ganz eigenartige, früher nie gekannte Wirtschaftsformen entstehen läßt. Da haben wir zunächst einmal die Zeit der Zwangsbewirtschaftung auf den verschiedensten Gebieten, das System der staatlichen Zentralstellen, der Ausfuhr-, Durchfuhr- und Einfuhrverbote, die Kationierungen und ähnliche Verkehrsunterbindungen durchleben müssen. Wir haben sie ertragen gelernt, ja wir haben gelegentlich in einer durch günstige Nachrichten vom Kriegsschauplatze hervorgerufenen Heldenstimmung sogar ein gewisses Maß von Bewunderung für die zweckbewußte zentralistische Wirtschaftsorganisation aufgebracht. Das war national und war nationalökonomisch schön empfunden. Wer aber hat dabei in unsere Seele hineingesehen und ein Wort der Anerkennung für das Höchstmaß an seelischer Willensanpassung gefunden, dessen sich der moderne Mensch hier fähig gezeigt hat? Ein wahres Arsenal von früher für unabweislich gehaltenen Bedürfnissen, von angenehmen Lebensgewohnheiten und von kulturellen Errungenschaften war es ja, das in diesen Kriegsjahren stufenweise zum Abbau gelangte und uns auf unbestimmte Zeit genommen schien. Wir haben entbehren gelernt, wir haben uns auf früher Genossenes zu verzichten gewöhnt und wir hätten vielleicht schließlich dauernd der einstigen besseren Zeiten vergessen, hätte dieser Zustand der Beschränkungen und Entbehrungen noch länger angedauert.

Diese psychische Anpassungsfähigkeit, dieses durch den Zwang der Verhältnisse bewirkte langsame Erlöschen auch altgewohnter Bedürfnisse scheint uns wissenschaftlicher Feststellung ebensowert wie der Begriff der Bodenrente oder des Betriebskapitals. Naturgemäß schließt sich an dieses Erfahrungsresultat auch für den Psychologen die Frage, ob denn die Einschränkung des Kreises der menschlichen Bedürfnisse als ein wünschenswerter Zustand oder als das Gegenteil anzusehen sei, welche Frage sich ungefähr mit dem Probleme deckt, ob das Glück im Winkel oder das Glück in faustischem Genußdrange das größere sei.

Ohne uns auf den unsicheren und unsachlichen Boden reiner Konjekturalpsychologie begeben zu wollen, darf hier auf Grund geschichtlicher und zeitgenössischer Erfahrung ausgesprochen werden,

daß aufgezwungene Willenseinschränkungen, ja Entbehrungen im hohen Maße erzieherisch auf die menschliche Psyche einwirken können, dies insbesondere dann, wenn dieser Zwang einem ethisch wertvollen Zwecke dient, wie etwa der nationalen Verteidigung oder aber der Hebung der Volksgesundheit.

Ein Beispiel letzterer Art, so unerhört in seiner Ersinnung wie unerreicht in seiner Durchführung, zeigt uns die Prohibition, das ist das Verbot des Alkoholgenusses in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das nun auch in Norwegen und in Finnland Nachahmung gefunden hat. Allen Angriffen zum Trotze, welche von Freunden bedingungsloser Genußbefriedigung und Feinden volkserzieherischer Maßregeln gegen die Prohibitiv-Gesetze geführt werden, unterliegt es keinem Zweifel, daß diese gesetzgeberische Tat dem amerikanischen Volke schon in dieser und noch mehr in der nächsten Generation einen gesundheitlichen und damit auch einen wirtschaftlichen Vorsprung vor anderen Nationen geben wird.

Aber nicht der praktische Erfolgswert eines allgemeinen Alkoholverbotes soll hier einer Kritik unterzogen werden, für uns handelt es sich vielmehr darum, an einem Beispiele die Veränderlichkeit des Begriffes „Bedürfnis" darzutun und zu zeigen, wie die Formen des Wirtschaftslebens nicht nur durch die Befriedigung, sondern auch durch die Bekämpfung menschlicher Bedürfnisse bestimmt werden. Wie immer man also über die Zweckmäßigkeit der Prohibitionsmaßnahmen denken möge, wirtschaftspsychologisch höchst bedeutsam bleibt das leuchtende Vorbild der Willensdisziplin im Dienste einer hohen Idee, das uns der amerikanische Norden gegeben, indem sich ein Volk von über 120 Millionen Menschen, geteilt in 49 selbständig regierte Staaten, unter ein Diktat beugt, nein, nicht beugt, sondern dieses Diktat hygienischer Einsicht auf parlamentarischem Wege freiwillig auf sich nimmt, durch welches die als volksgefährlich erkannte Tyrannei eines erblich überkommenen Bedürfnisses über Nacht beseitigt wird. Hier ist ein wichtiges wirtschaftliches Gut aus dem Verkehre verschwunden oder wird doch, nach Ueberwindung der anfänglichen Umgehungsversuche, verschwinden und ihm wird allmählich auch das subjektive Bedürfnis nach regelmäßigem Alkoholgenuß folgen, eine menschliche Errungenschaft, die schon als massenpsychologische Kraftleistung an Bedeutung allen technischen und sonstigen kulturellen Fortschritten unbedenklich an die Seite zu stellen ist.

Ein anderes, wohl weit weniger wertvolles, weil chauvinistischen Zwecken dienendes Beispiel des von einem ganzen Volke oder doch dessen Mehrheit auf sich genommenen wirtschaftlichen Zwanges bietet das mussolinische Italien, welchem unter dem Kriegsgeschrei einer übertriebenen nationalen Schutzpolitik geradezu mittelalterliche Beschränkungen des freien Wirtschaftsverkehrs und harmloser leiblicher und geistiger Bedürfnisse aufgezwungen werden. Vom Standpunkte rein psychologischer Betrachtung aber sei zugegeben, daß auch hier eine starke Willenszucht vorliegt, die als beispielgebend für andere Nationen bezeichnet werden darf. Da jedoch dieser wirtschaftliche Zwang nicht ruhig sachlicher oder gar ethischer Erwägung, sondern ausschließlich politischer Leidenschaft entspringt, so läßt sich schon heute voraussehen, daß diese Bedürfniseinschränkung keineswegs eine dauernde Errungenschaft, sondern eine vorübergehende Willenseinstellung bedeutet, die bei Aenderung des politischen Kurses in ihr Gegenteil umschlagen dürfte.

Aus allen diesen Kriegs- und Nachkriegserscheinungen vermögen wir aber eines mit Sicherheit für unsere Untersuchung zu entnehmen, das ist die Lehre, daß das sogenannte Glück des Menschen, also sein psychischer Gleichgewichtszustand nicht von dem geringeren oder größeren Maße der Bedürfnisbefriedigung, sondern nur von der individuellen Anpassungs-

fähigkeit an die jeweilige Befriedigungsmöglichkeit abhängig ist. Und was für das Individuum gilt, das gilt auch von ganzen Ländern und Völkern. Die Fähigkeit der Wirtschaftsregulierung nach Maßgabe der jeweils vorhandenen Mittel, also die psychische Veranlagung, je nach Umständen den Kreis der Bedürfnisse zu verengern und wieder zu erweitern, sich kulturell zu beschränken, um dann wieder umso gewaltiger fortzuschreiten, das macht die Kraft und das Glück auch eines ganzen Volkes aus und in diesem Sinne, und nur in diesem gibt es reiche und arme Staaten, wie es auch reiche und arme Einzelexistenzen nur im Sinne der Bedürfnisanpassung gibt.

Haben wir bisher das Verhalten der Individual- und der Massenpsyche gegenüber Einschränkungen der Bedürfnisbefriedigung ins Auge gefaßt, so wendet sich unser Interesse nunmehr der Betrachtung der gegenteiligen Wirtschaftsgestaltung, nämlich dem unter dem Namen der „Konjunktur" zusammengefaßten plötzlichen Anschwellen der allgemeinen Kauflust, des Güterverkehres und des äußeren Wohlstandes, zu. Wir brauchen auch hier nur den Zeitereignissen des letzten Jahrzehntes zu folgen, um von einer rückläufigen Bewegung, wie sie die Zwangswirtschaft war, zu deren Gegenbild, nämlich einer ins Fantastische gesteigerten Wirtschaftsbelebung als Folge eingetretener Geldentwertung, zu gelangen. Erwies sich diese äußerliche Wirtschaftsprosperität auch nur als Scheinkonjunktur und vollzog sich der Umschwung zu derselben auch unter dem Knistern und Krachen unzähliger Zusammenbrüche von Personen und Unternehmungen, die die Umstellung nicht rasch genug vollziehen konnten, so war es immerhin ein Wirtschaftsbild, an welchem wir reichlich Gelegenheit haben, Betrachtungen über das Verhalten der menschlichen Psyche auch gegenüber solchen Entwicklungen anzustellen.

Das psychologisch bedeutsame Moment in dieser Epoche ist die leichte Bedürfnisbefriedigung. Sie ergibt sich daraus, daß die Menschen in immer größerer Zahl sich der durch vermehrte Notenausgabe entwerteten heimischen Geldzeichen entäußern und zur Erwerbung entweder ausländischer Geldzeichen oder solcher Sachgüter schreiten, welche wie Häuser, Landwirtschaften, Geschäfte usw. ihren Wert in sich tragen und daher einen Weltmarktpreis besitzen. Zu diesen sogenannten Substanzwerten zählen auch die Aktien als Anteile von Unternehmungen der verschiedensten Art. Diese aber besitzen noch im Gegensatze zu den früher genannten Sachwerten den Vorzug der leichteren Uebertragbarkeit und der jederzeitigen Feststellbarkeit ihres Wertes aus dem amtlichen Kursblatte der Börse. Kein Wunder also, daß sich diese Anteilscheine, welche jede auf den Auslandplätzen eintretende Niedrigerbewertung der inländischen Valuta mit einem Hinaufschnellen der Kurse beantworten, beim Publikum der größten Beliebtheit erfreuen und schließlich nach den ersten gelungenen Versuchen eine Verfassung der menschlichen Psyche hervorrufen, welche wir als Spekulationswut bezeichnen.

Die täglichen Gewinne, welche hier ohne nennenswerte Arbeitsleistung erzielt werden, schaffen eine früher nicht gekannte Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung, ja sie schaffen was wirtschafts-psychologisch besonders wichtig ist, ganz neue Bedürfnisse. Vorher wirtschaftlich beengte Personen gönnen sich Vergnügungen, Reisen, Wohnungsvergrößerungen, die Gast- und Kaffeehäuser füllen sich, Vergnügungsstätten sind ausverkauft und die Juweliere haben ihre besten Zeiten. Dazu kommt, daß die Ausländer die Gelegenheit wahrnehmen, ins Land zu kommen und mit ihrem hochwertigen Gelde die noch lange nicht der Weltparität angepaßte Inlandsware aufzukaufen. Und noch ein Moment tritt hinzu, das als mächtiger Hebel zur Steigerung der Kauflust wirkt. Es ist dies die Beobachtung, daß bei jedem Ankaufe eine auch nur kleine Zahlungsverzögerung den Preis der Ware vermindert, da der internationale Kurswert

des erforderlichen Geldbetrages inzwischen wieder gesunken ist.

Daß alle diese Erscheinungen seelisch nicht veredelnd, sondern wie im wirtschaftlichen so auch im ethischen Sinne wertzerstörend wirken mußten, ist natürlich und heute uns allen bewußt. Ebenso natürlich, aber unserem Bewußtsein weniger geläufig ist die Erwägung, daß es eine Unbilligkeit bedeutet, aus dem heute wiedergewonnenen Gleichgewichtszustande heraus Einzelvorgänge und Einzelpersonen auf Grund der damaligen Massenpsychose moralisch oder gerichtlich anzuklagen und zu verurteilen. Wenn irgendwo, so müßte hier der Entschuldigungsgrund des unwiderstehlichen Zwanges Anwendung finden, dem gerade diejenigen am meisten unterlagen, welche teils unter dem Ansporn höherer Intelligenz, teils unter dem Drucke der Familienversorgung die Bewegung mitmachen zu müssen glaubten. Gewiß wird man bei der Beurteilung solcher Verhältnisse einen Unterschied zu machen haben, ob nur eigenes Vermögen zu Markte getragen oder auch fremdes Kapital in den Abgrund der darauf folgenden Krise hineingerissen wurde. Allein auch in diesem Belange muß von dem gerecht abwägenden Psychologen auf ein wichtiges Verantwortungsmoment hingewiesen werden.

Dieses besteht darin, daß sich unser moralisches Werturteil auf dem gesamten Gebiete des Kreditnehmens gegenüber früheren Zeiten vollständig umgemodelt hat, indem das Heranziehen fremden Gutes zu erfolgunsicheren Unternehmungen eine wirtschaftliche Erscheinung von solcher Allgemeinheit geworden ist, daß hieraus keinesfalls auf ein geringeres Verantwortlichkeitsbewußtsein des Kreditnehmers geschlossen werden dürfte. Am wenigsten aber wäre ein solches Werturteil bezüglich einer Zeitepoche zulässig, in welcher nahezu die Gesamtheit aller Staatsbürger, unter dem Drucke einer wirtschaftlichen Entwicklung stehend, psychische Krankheitsformen gezeigt hat, welche eine scharfe Abgrenzung der psychologischen Kritik überhaupt nicht zulassen.

Den vorstehend angeführten Erfahrungen entnehmen wir nun, daß Wirtschaftsrückgang und Wirtschaftsbesserung einerseits und Bedürfniseinschränkung und Bedürfnisvermehrung anderseits komplementäre Begriffe sind, je nachdem wir die Dinge von der objektiv-volkswirtschaftlichen oder von der subjektiv-psychologischen Seite betrachten. In beiden Richtungen wollen wir aber nicht nur die äußersten Tief- und Höhepunkte ins Auge fassen, wie sie zuletzt durch die Katastrophen des Krieges und der Geldentwertung hervorgerufen wurden, sondern haben auch von der normalen Wirtschaftslage zu sprechen. Auch in dieser schwankt ja die Quecksilbersäule der menschlichen Triebe an der Skala der materiellen und geistigen Bedürfnisse auf und ab, ohne doch für gewöhnlich den Siedepunkt der Geldinflation oder den Gefrierpunkt der Zwangsbewirtschaftung zu erreichen. Ist doch die kaufmännische Unternehmertätigkeit in ihrem ganzen Umfange darauf gerichtet, das Publikum zur möglichst ausgiebigen Deckung seiner Bedürfnisse zu veranlassen, neue Bedürfnisse in der Seele der Kunde zu wecken und aus dieser Erweiterung der menschlichen Bewußtseinssphäre Nutzen zu ziehen! Grund genug, daß sich neben dem gelehrten Nationalökonomen auch der praktische Kaufmann mit jenem Komplex von Fragen, die wir unter dem Namen der Wirtschafts-Psychologie zusammenfassen möchten, einigermaßen befasse.

Dieser psychologische Fragenkomplex umfaßt insbesondere zwei Tätigkeitsgebiete des praktischen Kaufmannes: die Verkaufspolitik und die Lohnpolitik. Der Kaufmann muß wissen, wie er seine Kunden und wie er seine Angestellten zu behandeln habe. Nach beiden Richtungen muß er Kenntnis der menschlichen Psyche an den Tag legen, will er konkurrenzfähig bleiben.

In Bezug auf die Wahl der richtigen Verkaufspolitik hat in Deutschland, England und Amerika gerade in letzter Zeit eine Bewegung eingesetzt, welche im

wesentlichen auf eine psychologische Schulung des Verkäufers hinausläuft. Sie ist gewiß vom Standpunkte des kaufmännischen Interesses zu billigen, doch muß vor Uebertreibungen gewarnt werden, da hier, auf die Kundschaft bezogen, das Wahrwort besondere Anwendung findet: Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Keinesfalls aber läßt sich die Tatsache leugnen, daß eine kluge, diskrete Verkaufspolitik durch entsprechende Aufmachung der Ware, Behandlung der Kunde und Anstellung zusagender Preise in erheblichem Maße bedürfnissteigernd und damit marktverbessernd wirken kann.

In der letztangeführten Beziehung, was nämlich die Preisbildung anbelangt, möge sich aber der Kaufmann stets bewußt bleiben, daß jede Preiserhöhung psychologisch einen Angriff auf die Bedürfnisbefriedigung des Publikums bedeutet, welchem mit reflektorischer Selbstverständlichkeit die entsprechende Abwehrmaßregel seitens der Käuferschaft entgegengesetzt wird. Dieselbe besteht naturgemäß zunächst darin, daß die Kunde bestrebt sein wird, den benötigten Artikel anderwärts billiger einzukaufen. Diese Gefahr, die preisdrückend wirken muß, hat die neuzeitliche Kaufmannschaft durch ausdrückliche oder stillschweigende Preiskonventionen abzuwehren gewußt, indem sie sich zu lokalen Verbänden, Reichskartellen und internationalen Trusts zusammenschloß. Dem aufmerksamen Beobachter wird es aber nicht entgehen, daß auch gegen diesen konzentrischen Angriff der Verkäuferschaft die Psyche der Konsumenten eine Abwehr gefunden hat. Nachdem die Aufsuchung der Konkurrenz behufs Befriedigung des Bedarfs zu unveränderten Bedingungen nicht mehr möglich erscheint, sehen wir das Publikum sich gewisse, zu kostspielig gewordene Bedürfnisse überhaupt versagen, und es kommt dann zu Absatzstockungen in den betreffenden Artikeln, ja zu Krisen ganzer Stände und Gewerbe. Nehmen solche Bedürfniseinschränkungen, wie dies in wirtschaftlich schwächeren Staaten an der Tagesordnung ist, erheblich zu, so greift eben jene Herabminderung des allgemeinen Wohlstandes oder Lebensstandards, um nicht zu sagen Verelendung, Platz, bei welcher die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sich auf den gemeinen Lebensbedarf beschränken, immer mehr kulturellen Errungenschaften entsagen muß, keine Zukunftsmöglichkeiten sieht und schließlich jedes Streben aufgibt oder das Leben von sich wirft. Für diese Erscheinung wirtschaftlichen Niederganges dürfen wir wohl nicht einzelne Personen oder Stände, müssen aber vom wirtschafts-psychologischen Katheder aus die Unterbindung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage verantwortlich machen, wie sie durch die Schaffung der Preisvereinbarungen zum Schaden des Konsumenten hervorgerufen wurde.

Eine ähnliche Entwicklung wie auf dem Gebiete der Verkaufspolitik bringt auch bei der Lohnpolitik eine ähnliche Gefahr mit sich. Auch im Lohnkampfe der Angestellten ist heute der freie Wettbewerb, die Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage, durch die bestehenden Kollektivverträge der Arbeitsnehmerverbände unterbunden. Aber auch hier zieht der Angriff die Abwehrbewegung mit der Notwendigkeit eines psychologischen Gesetzes nach sich. Da alle Lohnerhöhungen, so lange irgend möglich, vom Unternehmer auf die Käuferschaft überwälzt werden, erfolgt diese Abwehr zuerst von Seiten des Publikums, welchem sich die Lohnerhöhung durch ein Anziehen der Preise fühlbar macht. Erst wenn diese Reaktion der Konsumenten eine Absatzstockung zur Folge hat, wird auch der Unternehmer in seinem Betriebe die Konsequenzen ziehen, welche, da die einseitige Lohnfixierung ausgeschaltet ist, nur in der Verminderung der Arbeitskräfte bestehen kann. Als beklagenswerte Folgeerscheinung stellt sich sodann Arbeitslosigkeit überall dort ein, wo die Lohnpolitik der Angestellten nicht in Einklang mit der jeweiligen Einstellung des Käufers oder, wie wir wirtschaftstechnisch sagen, mit dessen Kaufkraft gebracht wird.

So bilden Absatzstockung in der Verkaufspolitik und Arbeitslosigkeit in der Lohnpolitik die gefährlichen Untiefen, welche seitens der Unternehmer- und Angestelltenorganisationen vorsichtig umfahren werden müssen, soll das Wirtschaftsschiff durch diese Zusammenschlüsse nicht zum Kentern gebracht werden. Anderseits aber soll auch der hohe Wert nicht unbetont bleiben, der diesen Verbänden gerade in psychologischer Beziehung zukommt, indem durch sie eine seelische Angleichung ihrer Mitglieder vollzogen wird, die sich auch in zahlreichen anderen Belangen, wie Förderung des Gemeinsinnes, der geistigen und körperlichen Ausbildung, der moralischen Disziplin usw. als nützlich erweist. Insbesondere muß in dieser Richtung der segensreiche Einfluß internationaler Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände anerkannt werden, welcher denselben bei Ueberbrückung nationaler Gegensätze zwischen den verschiedenen Staaten zukommt. Hier gelingt diesen Interessenverbänden das vom Völkerbund und von Esparantisten herbeigesehnte Wunder, die Weckung des Bewußtseins, daß die menschliche Psyche trotz Zollschranke und Sprachenverschiedenheit heute in der ganzen zivilisierten Welt doch ein völlig gleichartiges Gefüge aufweist, welches dem Psychologen die Gewähr dafür bietet, daß trotz nationalen Haders von heute in nicht zu ferner Zeit der wirtschaftliche Ausgleich und Zusammenschluß der Völker gefunden werden wird.

Wir haben im vorstehenden versucht, die Anregung zu einer neuen Art der Betrachtung unserer wirtschaftlichen Erscheinungen zu geben, ohne natürlich in diesem engen Rahmen das Thema auch nur annähernd erschöpfen zu können. Mag man über den Wert wissenschaftlicher Doktrinen und Lehrmethoden wie immer denken, hier in der sozialpolitischen und wirtschaftlichen Psychoanalyse scheint uns ein auch für den praktischen Gebrauch geeignetes Werkzeug gegeben, um in den Streitigkeiten des Tages das der menschlichen Psyche Gemäße als das auch praktisch Erreichbare von dem den psychologischen Naturgesetzen Widersprechenden als dem praktisch Unerreichbaren unterscheiden zu können.

Haydns „Schöpfung“ und Satansrache.

Legende.

Der Jährlein achtzehnhundert fast in's Land gegangen waren,
Seit Christ, der Herr, des Kreuzestodes Bitternis erfahren,
Als sich's begab, daß Luzifer — nun schon zum zweiten — Male
Gottvaters Thron zu treffen schwur mit seinem Rachestrahle.

„Dieweil jedoch die Welt seit jener biblischen Empörung
Sich arg gewandelt hat, sei zeitgemäß auch die Verschwörung!“
So dekretiert im Rat der Hölle deren Oberste,
Und meint verschmitzt: „Genug, daß man den Allmachtswahn bekrege!“

„Wie das?“ scholl's durcheinander, und manch schlangengleiche Mähne
Geschüttelt ward, ob er zu tun Unmögliches nicht wähne.
Der Bonze aber geht, das Feuer stärker anzufachen,
Mit schlauem Augenzwinkern gröhlend: „Kinder, laßt mich machen!“

Zur Erde schwang sich Satan auf, erfüllt vom Haßgedanken:
„Wie, wenn man Gottes stolzes Werk, die Schöpfung, brächt' ins Wanken
Durch einen Konkurenzartikel, der die Leute blendet,
Daß Alles von Gott ab und frisch dem Teufel zu sich wendet?"

„Ein minderes Produkt ist ohnedies die Welt zu nennen,
Die überstürzte Arbeit auf den ersten Blick zu kennen.
Wie leicht, dem Werk beim Menschen den Kredit zu untergraben,
Wenn wir nur erst was Bess'res von dem Zeug auf Lager haben!"

Und als gerissn'er Kundengeier nach dem Zeitgeschmacke
Träumt er von einer Schöpfung, die wie eine Modejacke
Durch schicken Schnitt im Konkurrenzkampf siegreich wär' geblieben
Und scharenweis' der Hölle Seelen hätte zugetrieben.

Bald ist die halbe Welt von Unterteufeln abgelaufen,
Man prüft und wägt, was wohl die Menschen heut' am liebsten kaufen
Und kommt zum Schlusse, daß in einer ganz aparten Ware
Hochkonjunktur hienieden herrsche schon seit manchem Jahre.

Musik heißt der Artikel, den das achtzehnte Jahrhundert
Zumeist an Haydns und an Mozarts Fabrikat bewundert.
Und da es gilt, sein Werk durch Modeaufputz zu verschönen,
Begeistert Satan sich für einen Schöpfungsakt in Tönen.

Doch weil der Hölle eig'ne Weisen nicht zu ziehen pflegen,
Scheint's kaufmännisch Gebot, sich umzuseh'n nach Branchekollegen,
Die, bei der Kundschaft eingeführt, mit so riskanten Sachen
Wie einer neuen Schöpfung nicht am Ende Pleite machen.

Natürlich, wenn vom Höllenfürsten etwas unternommen,
Nur erste Komponistenfirmen in Erwägung kommen.
Mozart war tot, als erster Stern am Tonkunsthimmel prangte
Jetzt Haydn noch, zu dem jedoch ein Teufel schwer gelangte.

Was tun? Wie sollte man den gottesfürcht'gen Greis bewegen,
Im Wettbewerb die alte Schöpfung in den Dreck zu legen?
Doch Teufelskünste haben schwereres schon überwunden
Und d'rum auch hier auf Nebenwegen bald ans Ziel gefunden.

Was für den Dollarappetit Amerika geworden,
Das war zu jener Zeit die Themsestadt mit ihren Lorden,
Die längst begehrlich schon nach Deutschlands Tonkunststernen schielten,
Weil sie den Deutschen Geist für gute Einfuhrware hielten.

Nach Händel, Mozart, Christoph Bach und manchem Hungerhelden,
Kann die Geschichte auch zwei Englandreisen Haydns melden,
Auf deren zweiter Satans sinst'rer Macht die Bosheit glückte,
Daß Lidleys Schöpfungsdichtung ganz des Meisters Herz entzückte.

Und grinsend sieht er bald d'rauf von dämonischen Gewalten
Am Arbeitstisch zu Gumpendorf den Meister festgehalten.
Er hört des Chaos Dissonanz in Harmonie sich lösen,
Des Sonnenaufstiegs Tongewalt ergötzet selbst den Bösen.

Und schrittweis' haucht der Meister sein melodisch warmes Leben
All den Geschöpfen ein, indeß die Engel oben schweben
Und Ariel und Rafael der Schöpfung Ruhm verkünden,
Adam und Eva schirmend, die noch ledig aller Sünden.

Der Tierwelt Brüllen, Wiehern, Girren, wie der Hirsch gesprungen,
In dieser Schöpfung wird's gegeigt, trompetet und gesungen.
Im Tempo nur war das Original nicht wohl zu schlagen,
Zu hoch steht der Rekord der Welterschaffung in sechs Tagen.

„Der Fertigware ist die Zeit ja doch nicht anzumerken",
Beruhigt Satan sich, indeß, sein gläubig Herz zu stärken,
Der Meister täglich fleht zu Gott um Kraft, das Werk zu enden,
Und einst entgegen es zu nehmen aus des Sünders Händen.

Zwar paßt dem Teufel schlecht nur ins Programm dies fromme Treiben,
Doch wünscht er klüglich, vorab noch im Hintergrund zu bleiben
Und erst den Greis, wenn die Erfolge höchst den Ruhm verheißen,
Mit jenem „Du wirst sein wie Gott" in seinen Bann zu reißen.

Die große Stunde kam. Wiens stolze Almamater ladet
Der Stadt Bewohner, Volk und Adel, heute. Lichtgebadet
Er strahlt im Glanz des Haydn'scher Musik geweihten Festes
Die Aula, und die edle Künstlerschar, sie gibt ihr Bestes.

Auf dem Paradesitz thront Haydn selbst in stiller Würde,
Mehr von der Ehrung fast erdrückt als von der Jahre Bürde.
Und jetzt beginnt der „Schöpfung" Weltgemälde aufzurollen,
Dem sie im In- und Ausland längst Begeist'rung zollen.

Das Chaos weicht und mit von Ewigkeit verklärten Klängen
Schallt's durch den Raum: „Und es ward Licht", als wenn nicht Menschen sängen.
Sieh! da durchbricht des Volksverzückung jede Zucht und Schranke,
Man ruft, schwängt Tücher diesem zweiten Schöpfungsgott zum Danke.

Der Meister zuckt — ist's nicht, als ob dicht bei ihm Satan lachte,
Der einst auch Jesum Christ durch Hoffart zu versuchen dachte?
„Sieh', Menschensohn", hört er ihn sagen, „gottgleich dich erhoben
Zu höchster Macht, vom Hauche der Unsterblichkeit umwoben!"

Doch ehe Satanas zur Ueberlistung Zeit gefunden,
Wie Gott zu stürzen wäre, hatte Haydn überwunden.
„Nicht ich, ein Höherer hat dies gemacht", ruft er voll Rührung,
Umrauscht von Festfanfaren, widersteht er der Verführung.

Der Schöpfer droben lächelt gnädig seinem Konkurrenten,
Den keine Satanskünste je von Gott und Himmel trennten.
Ihm zu bereiten auch die himmlische Apotheose,
Setzt Gott die Grenze bald des Künstlers erdenlose.

Und neidlos schützt er jetzt, der Hölle Ränke zu entwaffnen,
Auch Haydn's Tonwelt neben der von ihm erschaff'nen.
So lebt es fort, das Paradies mit seinen gold'nen Früchten,
Das Haydn schuf, daß die gequälten Menschen zu ihm flüchten.

* *
*

Doch Satans Tücke ruhte nicht. Vom Mißerfolg erbittert,
An Haydns Werk er die Gelegenheit zur Rache wittert.
Wie einst des ersten Paradieses Unschuld ging verloren,
Hat zur Verführung er auch Haydns Menschenpaar erkoren.

Da alles hier Musik, war's auch ein Sündenfall in Tönen,
Verbot'ne Früchte gab's ja auch in diesem Reich des Schönen.
Dort wuchs ein Baum auch, dessen Frucht Tonparadieses-Kindern
Verboten war, der Tonkunst Seelenreinheit nicht zu mindern.

Der Baum der Leidenschaft war er benannt, bisher gemieden
Von der Musik, die einst nur Unschuld atmete und Frieden.
Doch ach, auch hier war bald der Schlange feindlich Werk gelungen,
Der Leidenschaft Erbsünde in die Tonkunst eingedrungen.

So seh'n ein Tongeschlecht wir nach dem diatonisch reinen
Chromatisch aufgeregt, in Tönen fluchen heut' und weinen,
Indes die Geistesnacktheit, die aus Eden uns vertrieben,
Durch Halbton-Feigenblatt-Romantik wir zu decken lieben.

Tonvater Haydn aber sammelt Blitz und Schwefelregen,
Dies Sodom der Musik voll Zorn in Asche bald zu legen.
Ersteht dann einst Musik vom Tod, hält Gott, wir wollen's hoffen,
Auch neuen Schöpfungswerk-Kollegen seinen Himmel offen.

Der Espada.

(Schluß.)

Siehe Seite 5 und 56.

5.

Als er wieder erwachte, brannte die glühende Mittagssonne vom azurnen Himmel auf seine scharlachrote Bettdecke. Rasch war er angekleidet und zum Aufbruche nach der Stadt bereit. Allein Elsuegos entschiedenes Verbot sperrte ihm den Weg. Er sollte wenigstens drei Tage lang sein Gast sein, dann er sei frei.

Und Jules Mercier wußte mit Anstand zu gehorchen. Aber welch sonderbare Situation, mußte er sich immer wieder

sagen, in der er sich hier befand? Der Gast eines Mannes, der ihm sein innerstes Wesen, seinen Stand und seine ganze Vergangenheit verbarg, der ihm herzlich schon so nahe stand und doch noch so unendlich weit von ihm entfernt schien, daß an eine hemmungslose Aussprache nicht zu denken war. Rings an den Wänden hingen die Bilder von Stiergefechten; aber durfte er es wagen, diesen Gegenstand, der seinen Gastgeber so nahe anging, auch nur mit einem Worte zu berühren? Nur an einer Stelle schien offenkundig ein großes Bild zu fehlen. Es mußte erst kürzlich entfernt worden sein, denn der leere Platz zeigte sich noch vollkommen staubfrei. War die Vermutung nicht naheliegend, daß dieses Bild Elsuego selbst in seiner Würde als Espada, als Obersten der Stierkämpfer, dargestellt habe? Und daß es von ihm selbst eben erst entfernt worden sei, um von dem Gaste unerkannt zu bleiben?

So gern Mercier in diesem Buen retiro verweilte, er war sich darüber klar, daß er so bald als möglich den Mann, den er im Innersten seines Herzens achtete, von dem unwürdigen Drucke einer auf die Dauer unerträglichen Verstellung befreien müsse. Er nahm daher am zweiten Tage ein seinen Wünschen freilich durchaus nicht entsprechendes Quartier in der Stadt auf und eilte nach Lacantara, der kleinen Ortschaft, in welchem Elsuegos Anwesen lag, zurück.

Als er seinem Gastfreunde von der Zimmermiete Mitteilung machte, antwortete dieser mit einem Lächeln des Bedauerns: „Ich hätte gewünscht, es wäre nicht so schnell gegangen“.

Am dritten Tage nach der Ankunft aber trat ein Ereignis ein, welches die merkwürdige Situation auf unerwartete Weise lösen sollte. Mercier, der wieder nach der Stadt gefahren war, erinnerte sich unterwegs, daß er die Schlüssel seines Schreibtisches in seinem Zimmer zurückgelassen habe, und ersuchte daher Elsuego telephonisch, diese Schlüssel bis zu seiner Rückkehr an sich zu nehmen. Als er gegen Abend heimkehrte und in das Zimmer Elsuegos trat, fand er diesen nachdenklich in seinem Lehnstuhle sitzend, ohne daß der Torero Miene gemacht hätte, dem Gaste wie sonst entgegenzugehen. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen und es wollte Mercier scheinen, als hätte sein Gesicht wieder den starren und gebieterischen Ausdruck jenes Abends angenommen, da er ihn im Hotel zu Barcelona zum ersten Male sah.

Die Begrüßung war kalt und förmlich. Der Gast wurde aufgefordert, Platz zu nehmen. Dann begann der Torero mit der dem Spanier so naturgemäßen Feierlichkeit:

„Es war meine Absicht, Herr Mercier, Sie aus freien Stücken, ehe Sie von hier scheiden, darüber aufzuklären, daß ich der Espada Elsuego bin und darüber, was dieser Name in Spanien bedeutet — bedeutet *hat*, muß ich heute sagen. Diese von Ihnen auf Ihrem Schreibtische zurückgelassene photographische Platte hat mir jede weitere Erklärung erspart“.

Damit griff er in die Brusttasche und händigte dem erschrockenen Schriftsteller die in Papier gewickelte Platte ein. Wie siedendes Oel fiel es Mercier aufs Herz, daß er in der Eile des Fortgehens versäumt hatte, die eine etwas verdorbene Lichtbildplatte, welche eine Phase aus dem unglücklichen letzten Stierkampfe Elsuegos darstellte, bei Seite zu räumen, und durch dieses verhängnisvolle Uebersehen sein ganzes, sorgfältig gehütetes Geheimnis preisgegeben habe. Denn, entschloß sich der Espada auch wirklich einmal, freiwillig sich zu offenbaren, so mußte er doch so weit geschont werden, daß ihm zu erfahren erspart blieb, wie der so freundlich aufgenommene Gast als Zuschauer in der Arena geweilt und das ganze Spiel der Verstellung Elsuegos durchschaut hatte. Mercier hätte sich wegen dieser Dummheit die Haare raufen mögen, es war zu spät. Wortlos steckte er die Platte zu sich, ohne das Papier zu entfalten.

Elsuego erkannte die Bestürzung des Freundes und fuhr in weicherem Tone fort:

„Sie haben Elsuegos Sturz mitangesehen, Herr Mercier. Auch Mächtige können Unglück haben, allein Sie sollen mich nicht für so klein halten, daß ich mich meines mit Stolz getragenen Volksnamens Elsuego geschämt hätte. Was mich verleitete, gerade Ihnen gegenüber die Entdeckung meines Rufes als gefeierter Espada und meines letzten Mißgeschickes bis zur Stunde unserer Trennung aufzuschieben, war einzig und allein die aufrichtige Sympathie, welche ich für Sie vom ersten Augenblicke an empfand und die mir den Wunsch einflößte, nach dem großen Unglücke hier in meinem Dorado einige Tage völliger Weltvergessenheit an der Seite eines Wesens zu verbringen, für das ich nicht der einst große und heute verlachte Torero, sondern nur Mensch unter Menschen, bin. Nun sind diese drei schönen Tage vorüber und ich danke Ihnen, mein Freund, daß Sie mich so rücksichtsvoll darüber getäuscht haben, wie gut ich Ihnen bekannt war. Ohne diese Rücksicht hätte ich selbst diese kurze Spanne wohltuender Abgeschiedenheit nicht durchleben können."

Diese letzten Worte waren mit einem so wunderbaren Ausdrucke der Entsagung gesprochen, wie Mercier sie bei dem durch Kampf und Gefahr gestählten Manne nie für möglich gehalten hätte.

„Und jetzt," vollendete der sich immer mehr wiedergewinnende Torero, „jetzt bin ich wieder Elsuego. Ich halte sie nicht länger hier in diesem Verstecke zurück, denn auch Sie haben gewiß Pläne und Ziele, denen Ihre Reise in dieses schöne Land gilt. Morgen früh steht der Wagen zu Ihrer Uebersiedlung nach der Stadt bereit".

Bei diesen Worten reichte er Mercier die Hand, der kaum Zeit und Fassung gefunden hatte, einige belanglose Redensarten zu entgegnen. Wie einem höheren Gebote gehorchend, verließ er das Zimmer, um seine Vorbereitungen für die morgige Abreise zu treffen.

Beim Abendtische drehte sich die Unterhaltung schon wegen der Anwesenheit der Hausfrau um gleichgültige Dinge und es ergab sich für Mercier an diesem Abende keine Möglichkeit mehr, seinem Gastfreunde in der früheren unbefangenen und herzlichen Weise nahezukommen.

Am anderen Morgen aber stand die Autokutsche bereit uud Mercier betrat noch einmal das Zimmer Elsuegos, um Abschied zu nehmen.

„Ich wäre glücklich zu wissen, daß Sie das Mißgeschick überwunden und den Undank des Volkes verziehen haben, hochgeschätzter Espada", fügte der Scheidende seinen Dankensworten mit überzeugender Aufrichtigkeit hinzu. „Sie haben es wahrlich nicht notwendig, sich weiter um die wandelbare Gunst des Volkes zu bewerben. In Ihren Verhältnissen würde ich einen so gefahrvollen Beruf aufgeben und mein Glück in dem Genusse dieses herrlichen Landsitzes suchen".

Die Antwort war ein energisches Kopfschütteln, dem nach einer kurzen Pause die Worte folgten:

„Ein spanischer Espada stirbt nicht im Kohlgarten. Ich werde immer wieder den Kampf suchen und in ihm den Sieg oder den Untergang. Nicht umsonst heißen wir hier auf dieser Halbinsel Nachkommen der Römer".

Einige Minuten später rollte der schwere Wagen durch die pappelbepflanzte Alameda der Stadt Madrid zu, während die Gedanken seines Insassen noch längere Zeit in dem den Blicken langsam entschwindenden Lacantara zurückblieben. Welch ein Wandel, der in jenem Manne seit der Entdeckung der verräterischen Platte eingetreten war! Warum hatte er die übliche Aufforderung an den Gast unterlassen, später einmal wiederzukehren? Hatte denn der Unergründliche in seiner stillen Herzlichkeit nicht Tags vorher durchblicken lassen, daß auch die Fürstin für den mitreisenden jungen Pariser sympathisches Interesse geäußert und auf ein Wiedersehen gehofft habe? Sollte dieser Gewinn zweier wertvoller Freund-

schaften wirklich verloren sein und als einziger Lohn der Reisestrapazen nur das lumpige Journalistenhonorar zurückbleiben?

6.

Auch in Madrid wohnte der reisende Schriftsteller zwei Stiergefechten in der dortigen großen Arena bei. Von hier ging es dann nach dem vermutlichen Stammlande der blutigen Stiergefechte, nach Andalusien mit der lebensfrohen Carmen-Stadt Sevilla und weiter über Cadiz, Granada und einige kleinere Städte nach dem Traubenparadiese Malaga – überallhin mit dem erklärten Hauptzwecke der Besichtigung der dort stattfindenden Stierkämpfe großen und kleineren Stils. Zwischendurch liefen Studien in den Stadtbibliotheken, Informationen bei den genossenschaftlichen Verbänden der Toreros sowie Besuche in den Zuchtstationen für Kampfstiere und Besprechungen mit prominenten Persönlichkeiten aus dem Kreise der Matadore. All dies geschah in gewissenhafter Erfüllung der übernommenen Aufgabe und Pflicht, aber ohne jenen Einsatz persönlichen Interesses, welches sonst die Studien des begabten Journalisten zu begleiten pflegte und welches allein der publizistischen Darstellung die mitreißende Gewalt und die geistige Vertiefung zu geben vermag. Es war, als wäre mit der Entfernung von Lacantara aus Merciers Arbeits- und Reiseplan die Seele gewichen. Leicht konnte er die Einteilung so treffen, daß ihn sein Rückweg wieder über Madrid geführt hätte. Aber mußte er nicht fürchten, wenn er Elsuegos Heim wieder aufsuchte, dort als unwillkommener Mahner an die Schicksalsstunde von Barcelona zu erscheinen? Und wußte er, ob er den Espada in Lacantara überhaupt antreffen würde? Dieser schien ja fest entschlossen, den Kampf um Ehre und Glanz seines Namens nach kurzer Rast von neuem aufnehmen zu wollen und hatte wohl nicht erst die drei Monate, die inzwischen verstrichen waren, abgewartet, um sich wieder dem Volke zu zeigen.

Es war am 2. Juni, dem Himmelfahrtstage, als Mercier bei schwerbewölktem, gewitterhaft drohendem Firmament auf der Plaza de puerto, dem Hafenplatze von Malaga, sein Frühstück einnahm. Die Zeitungsjungen rannten eben durch die engen Straßen, in denen der Ruf: „Gacetas! Noticia importante! (wichtige Neuigkeit!)“ noch lauter als sonst widerhallten und eine besondere Sensation ankündigten. Auch Mercier winkte einen der Austräger herbei und kaufte ein Blatt. Was ihm gleich auf der ersten Seite entgegenstarrte, war das Bild Elsuegos, dem in dicken Lettern die Textworte vorgesetzt waren: „Der berühmte Espada Elsuego im Stierkampfe zu Madrid getötet.“

Von einem unsagbaren Schmerzgefühl durchzuckt, überflog der junge Schriftsteller die paar Worte, die den tragischen Vorfall schilderten, wie Elsuego nach dreimonatlicher Pause sich wieder der Corridaleitung in Madrid zur Verfügung gestellt und bei dem ersten, gestern abgehaltenen Kampfe eine Leistung vollbracht habe, die in der Geschichte der spanischen Stierkämpfe einzig dastehe. „Auf dem edelsten andalusischen Hengste reitend, wie eine Heldengestalt aus der Zeit der christlichen Maurenkämpfe nimmt er allein den in dieser Form heute seiner Gefahr wegen außer Uebung gekommenen Kampf mit dem wütend anstürmenden Stiere auf. Er wirft das ängstlich schnaubende, in Schweiß gebadete Araberroß pfeilschnell herum und holt zur todbringenden Estocada aus. Der Stier brüllt auf und legt sich, zu Tode getroffen, zur Seite. Grüßend schwingt der Sieger seinen blutigen Degen gegen die jubelnde und tobende Menge, als mit einem jähen Ruck der totgeglaubte Stier nochmals auf die Füße kommt und mit einem furchtbaren, nicht vermuteten Stoße seiner mächtigen Hörner den Matador samt dem Pferde jählings zu Boden reißt, um dann über dem hingestreckten Körper des bereits Bewußtlosen selbst tot zusammenzubrechen. Elsuego konnte nur mehr als Leiche unter dem Stierkörper hervorgezogen werden.“

Das Zeitungsblatt entsank den zitternden Händen des Lesers. War er darum nach diesem Lande seiner Träume gekommen, um so Schreckliches hier mitzuerleben? Mußte von tausenden Spanienreisenden gerade ihm dieses Sonnenland zur Schaubühne einer Lebenstragödie werden, in die er nun mit allen Banden seines Herzens verstrickt war?

Einen Augenblick, nur einen kurzen Augenblick schien Mercier im Zweifel, welche Richtung seine weiteren Pläne nun nehmen sollten. Dann war er entschlossen. Sein Herz ließ ihm keine Wahl. Er mußte nach Madrid zurück, mußte nach Lacantara, näheres zu erfahren, Trost in der Aussprache mit denen zu suchen, welche die nächste Umgebung des ums Leben Gekommenen gebildet hatten, mit seiner Witwe Donna Isabella, und mit — ja, mit Fürstin Chmilewska, die durch das Ereignis wohl am schwersten getroffen sein mußte.

Und so eilte er denn in sein Hotel zurück, ordnete sein Gepäck und fuhr am nächsten Morgen, nachdem er das schon gelöste Schiffsbillet nach Marseille der Lloyd-Agentur zum Verkaufe übergeben hatte, nach Madrid zurück. Welch eine Fahrt! Welch ein Wiedersehen mit der nach dem lachenden Andalusien so nordischkalt anmutenden Hauptstadt! Und endlich welch ein Einzug in das durch den Verlust seines Genius loci entgötterte Lacantara!

Dem strahlend schönen Morgen war um die Mittagszeit ein heftiges Gewitter gefolgt, das sich nach seiner Entladung nach Westen verzog, so daß die wieder hervorbrechende Sonne jetzt um die siebente Abendstunde hinter schwerem Gewölk hinabsank. Schien sie nicht ein Abbild jenes Heldengestirns zu sein, das nach strahlendem Aufstieg auf der Mittagshöhe des Ruhms sich plötzlich verfinsterte, um nach nochmaligem kurzen Aufleuchten für immer hinab in die Nacht des Todes zu tauchen. Beim Hauseingange trat ihm Donna Isabella entgegen. Sie hatte, da es kühl war, die übliche schwarze Mantilla umgeworfen und hielt in der Hand ein Gartenmesser, um den Küchenbedarf für den Abend zu schneiden. Eine bäuerliche Stumpfheit lag auf ihren Zügen, ihr Auge war nicht gerötet.

„Ich habe gewußt," antwortete sie auf die kurze Beileidsansprache Merciers, „daß Juan in der Arena sterben wird. Er war ein großer und guter Mensch, er hat für mich reichlich gesorgt".

Das war alles, was der Ankommende von dem baskischen Dialekt verstehen konnte. Dann schritt sie ins Haus voran, den Gast mit einer Handbewegung und den Worten: „Kommen Sie!" zum Folgen einladend. Im Vorzimmer bat sie ihm abzulegen, übernahm den vom Kutscher gebrachten Koffer und hieß den Besucher inzwischen in das benachbarte Zimmer eintreten. Dabei öffnete sie die Tür in Elsuegos Arbeitsraum, ließ Mercier allein eintreten und schloß wieder hinter ihm.

Merciers bemächtigte sich eine gewisse Verlegenheit, denn dort in der Ecke des großen Raumes saß, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, an dem Schreibtische des Dahingegangenen eine in tiefer Trauer gekleidete Dame, sichtlich mit der Ordnung von Papieren und Briefen beschäftigt. Jetzt hatte sie eintreten gehört und wendete ihr blasses Antlitz dem sich verbeugenden Besucher zu.

„Wie, Herr Mercier, Sie sind es?" fragte überrascht Fürstin Chmilewska, als welche Mercier die stattliche Dame sogleich erkannte. Einen Augenblick schien sich ihr umflortes Auge aufhellen zu wollen, als wäre ein Sonnenstrahl in die Traurigkeit ihres Herzens gefallen. Gleich darauf aber mußte der Anblick des jungen Mannes schmerzlichste Erinnerung wachgerufen haben, so heiß und unstillbar rollten die Tränen über ihre Wangen.

„So habe ich die Ehre, von Ihnen, Fürstin, auch meinem Namen nach gekannt zu sein?", stieß Mercier, trotz des Ernstes der Stunde fast erfreut, hervor.

Sie winkte ihm, an ihrer Seite Platz zu nehmen und begann dann:

„Sie ahnen wohl nicht, Herr Mercier,

wie gut Sie mir aus den Gesprächen mit dem Dahingeschiedenen während der letzten Monate bekannt geworden sind. Sie gehören zu den Wenigen, die sich seiner wirklichen Freundschaft rühmen durften, ja, Sie sind vielleicht der Einzige, dem er sie bis zur letzten Stunde bewahrt hat. Sie kamen nun auf die Begebnisse seit Merciers Abreise zu sprechen und dieser fand Gelegenheit, zu bekennen, mit welch unwiderstehlicher Kraft es ihn nach diesem Hause zurückgezogen und wie er die Hoffnung im Herzen getragen habe, auch die Fürstin hier wieder zu sehen.

„Mich sehen Sie hier im Hause einer Frau, die in ihrer kindlichen Einfalt und Unterwürfigkeit an den großen Espada seelisch niemals heranreichte, der ich aber den Platz hier räumen muß. Sie hat das Recht, als Herrin künftig in diesem Hause zu schalten, und ich, was immer ich auch dem großen Toten gewesen bin, werde morgen Lacantara für immer verlassen. Wollen Sie mir diese letzten Stunden

meines traurigen Aufenthaltes hier ertragen und die notwendigen Anordnungen treffen helfen, so werde ich Ihnen aufrichtig dankbar sein, lieber Mercier".

Sie reichte ihm die Hand und er führte sie zum Munde, um sie zu küssen. Wäre sie ihm so, wie sie hier erschien, unter anderen Verhältnissen als Frau bürgerlichen Standes entgegengetreten, sein empfängliches Herz hätte jetzt wohl übergeschäumt in romanisch glutvoller Leidenschaft für dieses sinnenbezaubernde Weib. Allein Ort und Stunde, wie auch ihr fürstlicher Rang, wiesen ihn in die Schranken korrekter Höflichkeit, mit welcher er schon beim ersten Male sichtbar die Gunst der hohen Dame gewonnen hatte

„Befehlen Sie, Fürstin, ich kenne keine höhere Pflicht, als meine Dienste in diesem Augenblicke dem Andenken meines toten Freundes und derjenigen zu widmen, welche ihm im Leben am nächsten stand." Mit diesen Worten erhob er sich und bat, wegen seines Verbleibens im Hause mit Donna Isabella Rücksprache pflegen zu dürfen.

„Bleiben Sie ruhig", entgegnete die Fürstin. „Senora Fernandez hat mich selbst ersucht, alles Nötige nach meinem Ermessen vorzukehren. Das Nötigste jetzt aber ist mir Ihre Hilfe und Ihr Trost in meiner plötzlichen Einsamkeit. Kommen Sie, wir wollen zunächst die Sichtung dieser Papiere vollenden!"

Und damit schob sie Mercier einen Stuhl zum Schreibtische und bat ihn, den Inhalt der Schriften auf ihre Wichtigkeit zu prüfen, während sie selbst die Anordnungen wegen der Unterbringung des Gastes treffen wollte.

Als sich Mercier jetzt allein in dem großen Zimmer befand und zu dem ihm bisher unbekannten Porträt Elsuegos in seinem gold- und silbergestickten Matadorenkostüme aufblickte, da war es ihm, als müsse er die Augen zu Boden schlagen, um dem Blicke des gütigen Freundes nicht zu begegnen. Lag es doch wie die Selbstanklage eines Treubruches an dem

Toten auf seiner grundehrlichen Seele und er schämte sich seiner zunehmenden Leidenschaft für jene Frau, die er doch als die Hauptleidtragende in diesem Hause betrachten mußte.

Beim Abendtische saß man zu Dritt, das gewohnte Speisezimmer meidend, in einem kleinen Nebenraume der Villa. Erst hier erfuhr Mercier von der Witwe und der Fürstin die Einzelheiten der letzten traurigen Vorfälle, des Todesganges Elsuegos und der eben erst am selben Nachmittage abgehaltenen imposanten Leichenfeier. Für den andern Tag zeitlich morgens wurde ein gemeinschaftlicher Besuch des Friedhofes verabredet, um später nicht den neugierigen Blicken der Menge ausgesetzt zu sein. Deutlich konnte Mercier bemerken, wie jeder Gedanke einer Eifersucht der Frau Elsuegos ferner lag, die in der Fürstin neidlos den guten Geist ihres Gatten anerkannte.

Am nächsten Morgen entschuldigte sich Donna Isabella, dringender Hausgeschäfte halber an dem Friedhofsbesuche nicht teilnehmen zu können und so unternahmen die Fürstin und Mercier den Gang allein. Es war das erstemal, daß sie sich außerhalb des Bannkreises des gemeinsamen großen Freundes sprachen, und unbewußt trug dieser Umstand und vielleicht die würzige Morgenluft dazu bei, ihr Gespräch freier zu gestalten und ihre Seelen heiterer zu stimmen. Angesichts des mit zahllosen frischen Kränzen bedeckten Grabes trat freilich die Trauer um den Verlust wieder in ihre Rechte.

„Er soll ein würdiges Denkmal erhalten, das gelobe ich", sprach die Fürstin in feierlichem Tone, gegen die frischgeschlossene Grabplatte gewendet. Als Mercier dann die Einzelheiten der Grabausschmückung besprochen hatte, erhob sie die Augen zu dem Sprechenden und entgegnete:

„Und noch ein anderes Denkmal wollen wir ihm setzen, lieber Mercier — das Denkmal unserer gegenseitigen unwandelbaren Freundschaft, nicht war?"

Eine kurze Pause trat ein. Im Busch flötete eben eine verspätete Nachtigall ihr Morgenliedchen.

„Fürstin!" brachte der Beglückte jetzt mühsam hervor.

Sie aber drückte ihm stumm die Hand und gesenkten Hauptes verließen sie den Friedhof.

Der Heimweg fand beide einsilbig, jedes in seine Gedanken eingesponnen: die Fürstin, die ihren Gatten niemals geliebt hatte, aber auch den großen an Jahren schon gereiften Espada nicht ganz ihr eigen nennen konnte, da kein Weib solche überragende Männer für sich allein besitzt, und die nun in dem jungen gefühlvollen Franzosen einen längst entschwundenen Mädchentraum verkörpert sah; und ihren Begleiter, der seine Neigung erwidert zu finden glaubte und bei diesem Gedanken in sprachlosem Glück dahinschritt.

Nun standen sie wieder in dem traulichen Salon der Villa, der sie mit seinem lichtblauen Farbenton wie ein Ausschnitt aus dem zarten Blau des Morgenhimmels umgab.

„Nun gilt es, an die Abreise zu denken," begann die Fürstin mit einem Ausdrucke, der Unschlüssigkeit und einen Kampf widerstreitender Empfindungen verriet.

„Wie, Fürstin, Sie wollten jetzt abreisen?" beeilte sich der erschrockene Mercier zu entgegnen. „Und wohin wollten Sie reisen?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe in den letzten Jahren ein unstetes Leben geführt, wie es der wechselnde Aufenthalt des Espada eben verlangte. Aber ich bin müde und sehne mich nach einem stabilen Wohnsitze und nach Beschäftigung."

„Nach Beschäftigung?" fragte Mercier erstaunt.

„Sie wissen, ich liebe Paris. Sie sind Schriftsteller, Mitarbeiter einer Zeitung dort. Vielleicht könnte ich Ihnen nützlich sein, verehrter Freund?"

In Merciers Gehirn kreuzten sich hunderterlei Antworten, die er in seiner Freude geben wollte und doch nicht her-

vorbrachte, so daß die Fürstin, welche ja die frohe Zustimmung auf seinem Gesichte lesen konnte, fortsetzte:

„Meine Tante besitzt ein kleines Landhaus in der nächsten Umgebung von Paris, an der Bahnstrecke nach St. Cloud. Sie fühlt sich einsam und bat mich schon lange, bei ihr Aufenthalt zu nehmen. Soll ich es annehmen und wollen Sie recht oft als Gast zu mir kommen, lieber Mercier?"

„Ob ich kommen will? Fragen Sie mich doch, ob ich auch wieder g e h e n werde, Fürstin!" erwiderte Mercier, der jetzt sicher geworden, lächelnd.

„Und nicht Fürstin!" klang es fast bittend zurück. „Ich bin bürgerlicher Herkunft und hatte nur das Mißgeschick, daß sich ein Fürst durch meine blonden Haare zu der Unvorsichtigkeit eines Heiratsantrages hinreißen ließ. Nennen Sie mich doch mit meinem Mädchennamen Charlotte Michelet, wie Er mich genannt hat, oder," setzte sie verbessernd hinzu, „Madame Michelet, wenn Sie glauben."

„Nun wohlan, Madame Michelet," versetzte darauf Mercier entschlossen, „so wollen wir unsere Koffer für Paris packen." Dann ergriff er, wie von seinem guten Rechte Gebrauch machend, ihre Hand und fügte mit langsamer Betonung hinzu: „Auf Wiedersehen, Charlotte! In zwei Stunden bin ich reisefertig."

So nahe waren sich während dieser letzten Worte ihre Köpfe gekommen, daß die Begegnung ihrer Lippen in einem herzhaften Kusse mehr von einem glücklichen Zufalle als durch bösen Vorsatz herbeigeführt schien.

Um die sechste Abendstunde rollte dann das kofferbeladene Auto mit den beiden Gästen des Hauses in den angenehm abgekühlten Juniabend hinaus und nahm die Richtung nach dem Madrider Nordbahnhofe. Jules Merciers Studienreise war beendet. Sie war nicht vergeblich gewesen. Die Artikelserie über die Stierkämpfe aber blieb noch lange Zeit ungeschrieben.

Das Lächeln des Auguren.

Rom, vorbildliche Stadt — auch an Schlauheit und Lüge
Beispielgebend Jahrtausenden! Jüngst im Konzert,
Gleißnerin, war's, wo ich wiedererkannt deine Züge
In einer Künstlerseele, die deiner wert.
Warst du die Heimat doch auch der berühmten Auguren,
Jener Glaubenslosen im Priesterkleid,
Die aus des Zufalls selbstsüchtig gedeuteten Spuren
Gläubigem Volke weissagten Freude und Leid!

Wissenden freilich bei zweier Auguren Begegnung
Manchmal verriet wohl ein Lächeln den Widerstreit
Zwischen der Maske erheuchelter göttlicher Segnung
Und dem Bewußtsein der inneren Niedrigkeit.
Wahrlich, ein Lächeln des Spottes schien's über die Dummen,
Deren geheiligter Glaube dahin es gebracht,
Daß in dem Schlaukopf die Scham und die Ehre verstummen
Und nur das gute Geschäft aus den Augen ihm lacht.

Und dieses selbige Lächeln, ich glaubt's zu gewahren
Deutlich auch jüngst in des Herrn Virtuosen Gesicht,
Welchem die heiligsten Werke der Muse nichts waren
Als ein behaglich verschlungenes Abendgericht.
Weshalb auch hätt' uns Pompeji nur Bildwerk und Mauern
Unter der Lavadecke bis heute bewahrt?
Nein, den Schutt der Jahrhunderte keck überdauern
Kann auch ein Lächeln wie dieses, mit Lüge gepaart.

Ja, im Konzertsaal auch gibt es Auguren, gewiegte,
Künstlerisch glaubenslos, lebend vom Volksbetrug;
Ob am Hasardtisch oder am Flügel er siegte —
Gleichviel, ist voll nur der Beutel, das ist ihm genug.
Doch auch Dieser hat bald seinen Kato gefunden,
Der dem Auguren die Larve jetzt reißt vom Gesicht:
Appassionata, dich hat er nicht überwunden,
Beethoven heucheln, das konnte der Lächelnde nicht!

Heldinnen der Schande.

Bildete auch die Gloriole der gefallenen Unschuld bekanntlich schon ein dramatisches und novellistisches Problem unserer klassischen Literaturepoche, so blieb doch die Gestalt des weitergesunkenen, in Schande lebenden Weibes als Theater- und Romanheldin dem naturalistischen Pinsel einer jüngeren Dichterschule vorbehalten. Auch Schillers Luise und Goethes Gretchen konnten fallen, aus Liebe fallen, sie durften aber diesen Fall nicht überleben und ihrem moralischen Tode mußte die Sühne ihres physischen Unterganges folgen. Wir Neueren sind mit dem sittlichen Richtschwerte in Angelegenheit der freien Liebe weniger schnell bei der Hand. Ja, es will uns scheinen, als habe sich das moralische Gewissen derart verschoben, daß das literarische Interesse unserer Tage erst dort beginne, wo es einstmals aufhörte, nämlich n a c h dem Sündenfalle. Daher verlegen die Jünger einer erotischen Neugestaltung der Dramatik und Epik das Paradies der ersten Liebe mit der folgenschweren Kostprobe vom Baume der Erkenntnis gerne v o r den Beginn der Handlung, indem sie das Interesse des Zuhörers oder Lesers für die Seelenprobleme des bereits gesunkenen, der Schande verfallenen Weibes zu gewinnen suchen.

So hat sich aus der Tragik der beiden sich unschuldsvoll hingebenden Bürgermädchen der Schiller-Goethe'schen Prägung das pastös aufgetragene Sittengemälde des Halbweltmilieus entwickelt, dessen Wiege in dem Stammlande durchgeistigter Sinnlichkeit, also auf französischem Boden, zu suchen ist. „Manon Lescaut" und „Die Kameliendame" bilden wohl die beiden Marksteine, für die Einführung dieses Vorwurfs in den französischen Roman und das französische Drama und damit in die Weltliteratur. Bemerkenswerterweise waren es auch diese beiden Stoffe, welche die Glorie der Halbwelttragödin zugleich in das Reich der Großen Oper hinübertrugen. Zuerst eroberte „La dame aux camélias" des jüngeren Dumas in Verdis dramatisch lebensvoller Vertonung als „La Traviata" d. i. die Verirrte, die Opernbühnen der ganzen Welt und ihr folgte etwa 25 Jahre später Massenets „Manon", welche den Prevost'schen Romanstoff behandelt, mit kaum geringerem Erfolge. Was immer aber aus den Salons oder Schlupfwinkeln jener bedauernswerten Verlorenen seinen Weg in die Literatur gefunden haben mag, jedenfalls gebührt Dumas und seinem Komponisten Verdi das Verdienst mit Marguérite Gautier eine Frauengestalt auf die Bühne gestellt zu haben, welche uns den im Liebesgewerbe so häufigen Konflikt zwischen Hingabe aus Beruf und Hingabe aus Neigung in liebenswürdig idealisierter Weise vor Augen führt und uns längst gezwungen hat, nach den Heldinnen der Tugend nun auch die Heldin der Schande in unser künstlerisches Glaubensbekenntnis aufzunehmen.

Das Interesse, welches der „Kameliendame" bis auf den heutigen Tag treu geblieben und die Tatsache, daß die Rolle der Heldin sowohl für die Tragödin als für die Opern-Primadonna noch immer als „Große Partie" gilt, mögen es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn ich hier die Erinnerung an eine Zeitungsnotiz aufleben lasse, die mir im Jahre 1884 in einem Pariser Kaffeehause in die Hände fiel. Dieselbe enthielt ein Gedenkblatt an die große Courtisane, A l p h o n s i n e D u p l e s s i s, welche dem Dramatiker zu seiner Kameliendame Modell gestanden hatte.

Vor sechzig Jahren, am 15. Jänner 1824, so erzählt der Verfasser des Artikels, V e r d e a u, im „Matin", erblickte Alphonsine Duplessis zu Nonant-le-Pin, einem kleinen Orte nächst Rouen, in der Normandie, das Licht der Welt. Verdeau, der Alphonsinens Spuren bis an ihre Geburtsstätte gefolgt war, entwirft ein Bild ab-

stoßendster Scheußlichkeit von dem Vater Duplessis, welcher, dem Trunke ergeben, Frau und Kinder prügelte, bis Madame Duplessis nach einer Szene, in deren Verlauf ihr Gatte sie ins offene Kaminfeuer zu stoßen Miene machte, es vorzog, das Haus zu verlassen und einen selbständigen Verdienst zu suchen. Jedenfalls bildet das traurige Verhängnis einer solchen Kinderstube eine hinreichende Entlastung der schönen Sünderin von dem Vorwurfe eigenen Verschuldens. Sie zählte kaum mehr als sieben Jahre, als sie mit ihrer etwas älteren Schwester Delphine zu einer Tante, die an den Gestaden des Genfer Sees als Wäscherin ihr Leben fristete, gebracht wurde. Das sich hier gut entwickelnde Mädchen wäre unter der Anleitung ihrer strengen Tante sicherlich eine brave blanchisseus geworden, hätte das Geschick in Gestalt ihres Vaters ihr nicht andere Wege gewiesen.

Dieser entdeckte eines Tages wieder sein Herz für seine jüngere Tochter und kam aus Nonant-le-Pin, wo er mit seinem Spezereigeschäfte abgehaust hatte, nach Gasé, einem französischen Städtchen, in welchem sich Alphonsine als Dienstmädchen verdingt hatte. Rasch erkannte er in den Reizen seines aufblühenden Kindes auch für sich eine neue Zukunft. Er nahm die kaum Fünfzehnjährige mit sich nach Paris und fuhr fort, bei dem hübschen Mädchen in der abscheulichsten Weise Schicksal zu spielen, indem er den Zuhälter abgab und sich auf diese Weise ein recht auskömmliches Dasein sicherte. Allein Alphonsine war bald der väterlichen Schule entwachsen. Sie besaß eigenes Talent und eigene Liebe zur Sache. Und so entwickelte sie sich, nachdem sie eines greisen Lüstlings, dem sie noch der Vater zugeführt hatte, überdrüssig geworden war, zur regelrechten Pariser Halbweltdame großen Stils. Uebereinstimmend bewegten sich die Schilderungen ihrer Grazie, aber auch ihrer verführerischen Geschicklichkeit in den Ausdrücken vollster Bewunderung, so daß es ihr, nach dem sie vorübergehend als Modistin in der rue Saint Honoré beschäftigt gewesen war, nicht schwer fiel, den allen Kokottennaturen eingepflanzten Traum von der großen, aristokratischen Partie zu verwirklichen. Fehlte der Verbindung, die sie mit einem französischen Grafen einging, auch der kirchliche Segen, so sollte sich um so rascher der oft fester verknüpfende Leibessegen einstellen. Alphonsine wurde Mutter eines Sohnes.

Aber Demoiselle Duplessis war nicht für einen spießbürgerlichen, und selbst nicht für einen gräflichen Hausstand geboren. Die Katze, sie ließ eben das Mausen nicht und der junge Graf entzog der ungetreuen Gattin und Mutter mit seiner Liebe auch den Besitz des Kindes. Die so Verlassene aber blieb es nicht lange. Bot sich ihr für die Liebe des Einen doch reicher Ersatz in den Huldigungen und Geschenken ihrer hundert anderen Verehrer, und hatte sie vorher auf gräflichem Fuße gelebt, so lebte sie jetzt auf fürstlichem. Dem Typus der „Jolies fillettes" getreu, war sie verschwenderisch freigebig, herzensgut und im Grunde von nicht gemeiner Gesinnung. Dieser mag es zuzuschreiben sein, daß sie, die an Luxus und Großstadtleben gewöhnte Lebedame, wieder einmal das Bedürfnis empfand, ihr stilles Heimatsdorf in der Normandie aufzusuchen und sich dort im Glanze ihrer königlichen Wohltaten zu sonnen. Auch den Hirten, dem sie vielleicht den ersten Einblick in ihre leidenschaftlich pulsierende Sinnlichkeit gewährt hatte, wollte sie wiedersehen und lud ihn zu einem reich besetzten Frühstücke. Aber wie unendlich weit waren diese beiden Lebenswege auseinandergegangen und wie wenig konnte der gute Bauerntölpel und das ganze arme Nonant-le-Pin der Beherrscherin eines Reiches Tausender von Untertanen bieten! So verließ Alphonsine bald wieder ihren Geburtsort, um ihn nie wieder zu sehen.

Bis hierher reicht der dem Urbilde der Kameliendame gewidmete Zeitungsnekrolog. Alphonsinens weiteres Schicksal läßt sich unschwer aus Dumas' getreu

nach dem Leben entworfenen Drama und dem denselben zugrundeliegenden Romane ergänzen. Auch für die gefeierte Lebenskünstlerin aus der Normandie sollte der große Augenblick kommen, welcher Dirnen in Heldinnen wandelt. Sie, die geniale Falschmünzerin der Liebe, war noch Weib genug geblieben, sich einmal nach wirklichem, echten Golde zu sehnen. Und sie fand es, dieses Gold, in der unverbrauchten Jünglingsleidenschaft Armands, den sie um vieles an Erfahrung und wohl auch um ein weniges an Jahren überragte. Sie war entschlossen, die Vergangenheit auszulöschen und mit Armand zu leben, weil sie zum ersten Male wirklich liebte, sie gab ihn dem flehenden Vater frei, nur weil sie liebte und sie war unendlich glücklich, als er wieder zu ihr zurückkehrte, alles dies weil sie liebte, liebte, wie nur ein Weib lieben kann, das bisher sein Herz unter dem Scheingold käuflicher Hingabe verborgen tragen mußte. Aber da vertrat ihr die finstere Parze, die den eben angesponnenen neuen Lebensfaden mit grausamer Hand durchschneiden sollte, den Weg. Eine Lungenschwindsucht, diese Berufskrankheit der Großstadt-demimonde zehrte ihre Kräfte unter den Augen des verzweifelnden Geliebten auf und beschloß ihr Leben dort, wo es hatte beginnen wollen.

Nach vierzig Jahren.

(1885—1925.)

(Zur Gedächtnisfeier unserer Matura am Gymnasium zu den „Schotten".)

Ein Zauberring zeitlebens uns umklammert—
Ihn schweißte Jugendglückserinnerung.
Das Leben, ob verjubelt, ob verjammert,
In Einem Punkte bleibt es ewig jung:
Wenn der Gemeinschaft Sinn wir stets erneuen
Und uns vereint vergang'ner Tage freuen.

Auch uns griff Krieg und Not an's Mark des Lebens,
Freund Hein, er führte manchen schweren Hieb;
Doch gegen Korpsgeist kämpft Geschick vergebens,
Und wie einst Spaniens Geist beherrschend blieb,
Ob auch zersprengt war Spaniens stolze Flotte,
So zählt der fernste Freund uns — er war „Schotte".

Der Hafen ist's, den heut' wir festlich grüßen
Nach vierzigjähr'ger, sturmbewegter Fahrt.
Was hilft's, die bittre Wahrheit zu versüßen?
Ihr Alle seid nicht, was ihr einstens war't:
Das Haar ergraut, die Stirne voller Falten —
O hartes Wort! Wir zählen zu den Alten.

Und doch — dem Jahrgangsglück des Weins
vergleichbar —
Geriet der Fünfundachtziger nicht schlecht;
Gar manches ward den Unsrigen erreichbar,
Und fiel auch Der und Jener im Gefecht,
So haben wir zumeist uns durchgerungen
Und uns zu Amt und Ehren aufgeschwungen.

So laßt uns denn vom Hochsitz unsrer Jahre
Zurückschau'n in der Jugend Blütental,
Laßt treten uns an unsrer Lehrer Bahre
Und an die Stätte unsrer Studiengual!
Und dann ade — bis einst aus allen Winden
Zur g o l d' n e n Hochzeit wir uns wieder-
finden!

Ein Advokatenporträt aus dem alten Wien.

(Schluß.)

Siehe Seite 21 und 72.

K a i s e r l i c h e r H o f u n d „K r o t e s K r e u z".

Noch während der Dauer des Ypsilantischen Konkurses verlieh eine neue Vertretung dem Namen meines Vaters erhöhtes Ansehen. Durch die Vermittlung des ihm befreundeten Prälaten an der Votivkirche, des nachmaligen Weihbischofs Dr. Gottfried M a r s c h a l l, erging an meinen Vater im Jahre 1888 der Auftrag, bei der Erzherzogin M a r i a T h e r e s i a, der Schwägerin des Kaisers

F r a n z J o s e f, im Palais ihres Gemahls, Erzherzogs K a r l L u d w i g, in der Favoritenstraße in Audienz zu erscheinen. Es handelte sich damals um eine Anzahl Wechsel, welche die gefälschten Unterschriften der Erzherzogin und der damaligen Kronprinzessin S t e f a n i e trugen. Auch diese Beratungen hatten stets den Charakter freundschaftlicher Besprechungen, in denen dem Berufenen die Rolle des väterlichen Ratgebers und Vertrauten zufiel.

Lebhaft prägten sich die Erzählungen über spätere Audienzen meinem jugendlich empfänglichen Geiste ein, wie gelegentlich die lebhafte Frau aufsprang und mangels eines zum Schreiben geeigneten Tischchens ohne Zaudern auf dem Boden niederkniete, um sich während der Auseinandersetzungen meines Vaters ihre Merkworte in knieender Stellung auf ein über den Stuhl gebreitetes Stück Papier niederzuschreiben; oder ein andermal, wie bei einer solchen vertraulichen Unterredung plötzlich unangemeldet der erzherzogliche Gemahl ins Zimmer gestürzt kam und mit fast bebender Stimme den unerwarteten Besuch seines kaiserlichen Bruders durch die an seine Frau gerichteten Worte ankündigte: „Seine Majestät kommt!"

Während sich mein Vater bis zum Jahre 1890, von seiner Mitgliedschaft im Kuratorium der Allgemeinen Poliklinik abgesehen, ausschließlich seinem anwaltschaftlichen Berufe gewidmet hatte, betrat er mit diesem Jahre das Feld gemeinnützigen öffentlichen Wirkens durch den Eintritt in den Bundesausschuß der österreichischen Gesellschaft vom „Roten Kreuze". Der äußere Anstoß zu diesem Schritte in die breitere Oeffentlichkeit, der mein Vater bisher ziemlich ablehnend gegenübergestanden, ging von einem Kreise aus, der sich meines Vaters während

seines Sommerurlaubes in Igls sozusagen wider seinen Willen bemächtigt hatte. Im Gasthofe „Iglerhof", in welchem wir seit Jahren die Sommerferien verbrachten, hatte im Jahre 1890 auch die Familie des Dr. Anton Löw, Besitzers des nach ihm benannten Sanatoriums, Wohnung genommen. Zu dieser Familie, welche aus dem gegenüber meinem Vater wesentlich jüngeren Ehepaare und zwei Kindern bestand, gesellten sich andere mehr oder minder lebensfrohe Elemente hinzu, welche sich freuten, den geachteten Rechtsanwalt in ihrer Mitte zu sehen. Hiezu trat die Verbindung durch eine Anzahl gemeinsamer Bekannter, darunter des Domprobstes Dr. Marschall, und vor allem vielleicht eine sorglose Urlaubstimmung, welche auch meinen sonst so kühl abwägenden Vater in dem nach Wiener Weise etwas lebhaften und lauten Gesellschaftszirkel erstaunlich froh werden ließ. Diesem mehr auf den äußerlichen Glanz des Lebens gerichteten Kreise schien es eine Unbegreiflichkeit, daß ein Mann mit derartigen erfolgverbürgenden Fähigkeiten sich mit der stillen Anerkennung von Mensch zu Mensch, und wären es auch die gesellschaftlich Höchststehenden, begnügen und auf klingende Titel und Ordensauszeichnungen sowie auf die Schilderhebung durch die Presse dauernd verzichten könne. Es mußte also etwas in der Sache für meinen Vater geschehen. Und Dr. Anton Löw, ein rühriger Organisator auf menschenfreundlichem Gebiete, war ganz der Mann dazu, die Angelegenheit in die Wege zu leiten. In meinem Vater erblickte er jenen Menschen, dem es bestimmt war, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit ein Ziel zu erreichen, das ihm selbst trotz der Regsamkeit seines Geistes bislang versagt geblieben war. Bei der Rückkehr nach Wien wurde sogleich die Wahl meines Vaters in den Zentralausschuß des „Roten Kreuzes" betrieben und durchgesetzt. Obwohl dem Zeitaufwande nach, nur eine Nebenbeschäftigung, war meines Vaters Arbeitsleistung doch eine solche, daß sie bald in der, aus den höchsten militärischen, adeligen und großbürgerlichen Kreisen gebildeten Gesellschaft Anerkennung fand und daß in allen Rechtssachen des Vereines seine Stimme gehört wurde.

Ungefähr zwei Jahre nach dem Eintritte meines Vaters in den Bundesausschuß wurde die Stelle des I. Bundesvizepräsidenten der Gesellschaft durch den Tod des bisherigen Inhabers dieser Stelle, eines hohen Generals, frei. Das Präsidium der Gesellschaft gliederte sich nämlich in einen Bundespräsidenten und zwei Bundesvizepräsidenten, einen ersten und einen zweiten. Sämtliche drei Präsidentenstellen wurden über Vorschlag des Ausschusses vom Kaiser als Protektor der Gesellschaft besetzt, wobei überlieferungsgemäß deren Verleihung nur an Angehörige des höheren Adels oder der Generalität erfolgen durfte. Daß ein Bürgerlicher, und wäre es auch eine in Ehren ergraute Standesperson gewesen, eine dieser hohen Stellen einnehmen und dem Kaiser ein derartiger Vorschlag zur Genehmigung unterbreitet werden sollte, war bei dem damaligen Ständebewußtsein zunächst undenkbar. Da schürte der unermüdliche Dr. Löw erst im Verborgenen, dann lauter und offener gegen das alte Herkommen, indem er im Ausschusse gegenüber den Vorschlägen mehrerer adeliger Kandidaten deutlich genug auf meinen Vater mit den Worten hinwies: „Die Herren werden ja wissen, wer hier etwas arbeitet." Man besann sich, die Stimmung schlug um und in der Bundesversammlung, welche regelmäßig im Sitzungssaale des niederösterreichischen Landtages in der Herrengasse stattfand und der auch der Protektorstellvertreter, Erzherzog Karl Ludwig, beiwohnte, wurde zum Entsetzen aller Gutgesinnten der bürgerliche Rechtsbeistand der Gesellschaft, an dem des Frackes Dunkel auch nicht von dem kleinsten Ordenssternlein erhellt war, zum ersten Bundesvizepräsidenten der glanzvollen, über das ganze Reich verbreiteten Körperschaft gewählt. Mein Vater hielt

in der aufgeregten Versammlung eine Ansprache mit der Erklärung der Wahlannahme und wurde vom Erzherzoge mit den immerhin freundlichen Worten begrüßt: „Es freut mich, daß die Versammlung Ihre Verdienste so warm anerkannte und Sie auf diesen wichtigen Platz berufen hat.“ Als mein Vater noch im Festkleide sich mittags zu uns zu Tische setzte, klang in seiner Erzählung noch die Erregung jener Vorgänge und das Staunen über diesen, von ihm nicht entfernt erwarteten Sieg seiner Persönlichkeit nach.

Allein, noch bedurfte der Wahlakt der Genehmigung durch den allerhöchsten Protektor, den Kaiser. Und diese kaiserliche Bestätigung ließ lange, sehr lange auf sich warten. Denn jeder Bruch mit Ueberlieferungen, besonders wenn sie, wie beim „Roten Kreuze“, militärische Interessen zu berühren schienen, fiel dem alten Herrn schwer. Doch war er pflichttreu und gerecht genug, um nicht, wie manche Jüngere an seiner Stelle, auf seinem Willen zu beharren, sondern dort, wo der Zeitgeist und die allgemeine Stimmung es verlangten, diesen Bruch mit dem Herkommen zu vollziehen. Und so gelangte auch nach mehrmonatlicher Frist die kaiserliche Bestätigung an meinen Vater, welcher hierauf zur Unterbreitung seines Dankes beim Kaiser in Audienz erschien. Mehr und mehr mußte er nun Zeit und Aufmerksamkeit dem neuen Amte widmen, das ihm außer den laufenden Referaten häufig die Pflicht der Leitung von Versammlungen und Sitzungen auferlegte. Diese Anlässe brachten meinen Vater in noch stärkerem Maße als dies bereits früher der Fall war, in Berührung mit dem kaiserlichen Hofe, welcher durch zahlreiche männliche und weibliche Mitglieder in dem Vereine vertreten war, sowie mit der Aristokratie, deren weibliche Angehörige eine besondere Verehrung für den bürgerlichen Vizepräsidenten zeigten.

Die letzten Lebensjahre meines Vaters verflossen daher im gesteigerten Umgange mit gesellschaftlich höchststehenden Kreisen in einer, die Formen warmer Freundschaft und schrankenloser Vertraulichkeit tragenden, unermüdlichen geschäftlichen Tätigkeit. Und bei alledem blieb der von jeder Ueberschätzung äußerer Vorzüge und Vorrechte freie Mann in seinen Lebensgewohnheiten ein schlichter Bürger, natürlich und aufrichtig, ohne lächerliche Nachahmung aristokratischer Sitten, adelig im edelsten Sinne, im Inneren seiner Seele.

Als im Mai 1896 Erzherzog Karl Ludwig plötzlich starb, war es naheliegend, den von seiner Witwe, Erzherzogin Maria Theresia, erwählten Rechtsfreund mit der Führung der Verlassenschaftsabhandlung nach dem Erzherzoge zu betrauen. Mein Vater wurde nacheinander zu den Erben des Verstorbenen, den Erzherzogen Franz Ferdinand und Otto, zur Herzogin Margarethe von Württemberg und anderen kaiserlichen Familienangehörigen berufen und erhielt von ihnen die Vollmachten zur Durchführung der Abhandlung beim Oberstthofmarschallamte. Leider war es ihm nicht mehr gegönnt, diese Angelegenheit, die ihn auch wiederholt in das Audienzzimmer des Kaisers führte, zu beendigen. Doch war ihm aus Anlaß dieses Todesfalles noch ein Ehrentag beschieden, indem er für die feierliche Trauersitzung, welche die Rote Kreuz-Gesellschaft zum Gedächtnisse ihres verewigten Protektor-Stellvertreters veran-

staltete, geradezu mit Selbstverständlichkeit als der berufene Festredner ausersehen wurde. Als sich in dem schönen, freskengeschmückten Sitzungssaale des n.-ö. Landtages die Schar der Erzherzoge, Fürsten, Prälaten und Generäle nebst vielen Damen der Aristokratie in feierlich ernster Festesstimmung versammelte und in dem Halbrund der Sitzungsbänke Aufstellung nahm, um den Augenblick der Sitzungseröffnung zu erwarten, als dann mit dem Schlage der Stunde mein Vater als einziger Redner die Präsidentenbühne betrat und als nun seine weiche, warme Stimme, die wir bisher vorzugsweise für den engeren häuslichen und Freundeskreis berufen glaubten, fest und eindrucksvoll, dabei schlicht und ohne Pathos durch den lautlos stillen Versammlungsraum erklang, da mochte in dem jeder Selbstüberhebung baren Manne das Bewußtsein jener urewigen Ueberlegenheit des Geistes über die Zufallsgüter des Glückes lebendig werden.

Letzte Lebensjahre und Tod.

Dieser hohen, im Kampfe gegen anfänglich ungünstige äußere Verhältnisse errungenen Lebensstellung wurde endlich knapp vor ihrem jähen Abschlusse noch die äußere Anerkennung durch Verleihung einer kaiserlichen Ordensauszeichnung zuteil. Nachdem im weitesten Freundschaftskreise meines Vaters, dem selbst jede Ordenshascherei fremd war, der Unmut über die ungebührliche Verzögerung jener Anerkennung sich bereits in den üblichen Verwünschungen der „österreichischen Wirtschaft“ Luft gemacht, kam endlich im Februar 1897 die briefliche Verständigung des Landesverteidigungsministers Grafen Welsersheimb, worin meinem Vater zu der in Würdigung seiner Verdienste um das „Rote Kreuz“ verliehenen hohen kaiserlichen Auszeichnung der Glückwunsch des Ministers ausgesprochen wurde. Man mag über die Psychologie des Knopfloches denken wie man will, die Tatsache bleibt bestehen, daß Anerkennung wirklicher Verdienste eine sittliche Pflicht der Menschheit ist, deren Erfüllung, sei es in dieser oder jener Form, Befriedigung sowohl im Anerkennenden als auch im Anerkannten auslösen muß. Diese gerechte Befriedigung leuchtete aus den Augen meines Vaters, als er damals in die Kanzlei trat und mir das Schreiben des Ministers zu lesen gab, das nun unter den Beamten von Hand zu Hand wanderte. Einige Tage später traf aus der kaiserlichen Ordenskanzlei die Verleihungsurkunde mit dem Komturkreuze des Franz-Josephs-Ordens, einer damals seltenen Auszeichnung, um so seltener, wenn die erste Ordensklasse nicht vorausgegangen war, ein. Als an einem der nächsten Tage der Fünfundsechzigjährige, der lange noch kein alter, vielmehr nur ein vollgereifter, noch ungebrochener Mann war, im Frackanzuge und angetan mit dem Komturkreuze am roten Halsbande, vor uns trat, um sich in die Hofburg zur kaiserlichen Dankaudienz zu begeben, da war es, als ob das Bild eines würdigen Ahnherrn

aus seinem vergilbten Rahmen von der Wand herabgestiegen wäre, um uns zuzurufen: „Seht, so war ich im Leben!“

Ja, er stand im Leben, im vollem Leben der Arbeit und des Erfolges, als die Sichel des Todes über seinem Haupte heranschwebte. Kein Zeichen eines Verfalles, kein geistiger Rückgang, keine Altersbequemlichkeit, immer noch kräftiger Aufstieg, fortgesetzte Erweiterung der geschäftlichen Beziehungen. Umfangreiche Verlassenschaftsabhandlungen, wie jene nach Gräfin Bitzthum, der wiederverehelichten Mutter des Grafen Karl Lanckoronski, eine Angelegenheit, welche ihn abermals nach Paris und nach Baden-Baden führte, jene nach Grafen Anton Magnis, Besitzer des herrlichen Gutes und Schlosses Straßnitz, dessen Dornröschenschlaf unter dem neuen Besitzer sein Ende fand, jene nach dem im Alter von 30 Jahren auf seinem Fideikommißbesitze, Schloß Neulengbach, an Morphiumgenuß dahingesiechten Prinzen Karl Liechtenstein, kleine berufliche Reisen nach verschiedenen Herrschaftssitzen, so zum regierenden Fürsten Liechtenstein, Fürsten Salm und Grafen Lanckoronski, umfassende Vermögensumwandlungen, wie die Umbildung der Fürst Salm'schen Kohlenbergwerke zu Ostrau in eine Aktiengesellschaft durch Vermittlung der Kreditanstalt, wobei meinem Vater eine Verwaltungsratstelle zufiel und andere, die Spannkraft eines ungebeugten Mannes fordernde Berufssorgen sind nur Merksteine in diesem an inneren und äußeren Fortschritten so reichen Leben.

So lebt das Bild des verstandesklaren und gütigen Mannes noch heute in meiner Erinnerung, ein Bild im wahrsten Wortsinne, denn zum geschlossenen farbigen Bilde wird mir jede Begebenheit aus meines Vaters Leben, sobald ich sie in mein Gedächtnis rufe. Ob ich ihn auf seinem täglichen Morgenspaziergange entlang dem Volksgartengitter zum Burgtor, begleitet von seinem alten treuen Hunde, oder an seinem Schreibtische, in seinen Arbeitsstuhl zurückgelehnt, die Zigarre in der Hand und mit dem Klienten verhandelnd, oder aber im feierlichen Schlußrocke, an der Festtafel seine ernst-gemütvolle Ansprache haltend, denke, immer erscheint mir Haltung und Gebärde bildmäßig abgerundet und harmonisch. Jede Bewegung an ihm war Gemälde; wenn er vor dem kleinen Spiegel sitzend, sich das bis zuletzt ungebleichte Haupthaar zurechtstrich und den leicht ergrauten Vollbart zuschnitt, genau ebenso wie wenn er im Mittelpunkte einer geschäftlichen Haupt- und Staatsaktion stand. Und so wie an seinem Charakter nicht der leiseste Makel haftete, so schien auch sein Schuh, seine Kleidung den Staub der Straße nicht anzunehmen, geordnet wie seine Gedanken, erschien auch jedes Haar seines Kopfes. Sauberkeit war die Signatur seiner Person, Sauberkeit nach innen und außen. Nie bemerkte ich an ihm eine würdelose Hast, nicht in Rede noch Gebärde, nie eine von Erregung glühende Wange, freilich auch nicht jene frohe Röte, welche von lebhafterer Freude und Begeisterung Zeugnis gibt. Gleichmaß war der Rhythmus seines Handelns und dieses Gleichmaß der Seele und des Leibes verließ ihn auch nicht in der Stunde des Todes.

Das Zeitbild, das im vorstehenden an der Hand eines Personengemäldes zu geben versucht wurde, wäre kein vollständiges, würde hier nicht auch der Begräbnisfeier, welche die dem Dahingegangenen entgegengebrachte Verehrung noch ein letztesmal wie in einem Brennpunkte zu sammeln und vor Augen zu führen schien, mit einigen Worten gedacht werden.

An einem Sonntag — es war der 18. Juli 1897 — wurde der von einer tückischen Darmkrankheit jäh Dahingeraffte zu Grabe getragen.

Prachtentfaltung, wie sie zwar nicht dem Wesen des Toten, wohl aber dem Gebot der Stunde entsprach, sie wurde uns hier durch die Beteiligung der höchsten Kreise und zahlreicher Körperschaften zur Pflicht gemacht. Der sechsspännige Leichenwagen brachte den kranzbedeckten Sarg nach der Votivkirche. Die Flügel des Hauptfores standen offen

und in das Innere des Domes flutete das helle Licht der Nachmittagssonne. Der Sarg wird vom Wagen gehoben und hinter ihm schreitet ein stolzer Zug von Edlen der Geburt und des Geistes über die äußeren Stufen dem Kirchentore zu. Prälat Dr. Marschall im kirchlichen Festgewande und unter großem geistlichen Beistande, schreitet dem Sarge entgegen und nimmt die Einsegnung vor. Ein Chor hoher Soprane, unterstützt von langezogenen Tubenklängen, ist mir in seiner überirdischen Verklärung unvergeßlich. Lateinische Gebete folgten und mit den Wolken des Weihrauches legten sich die Schatten tiefer Trauer um unser aller Augen.

Auf dem neuen Döblinger Friedhofe wurde er zur ewigen Ruhe in die Familiengruft gebettet. Der herrliche Sonntag hatte außer den Hunderten von Trauergästen auch unzählige Neugierige um die Gruft versammelt. In Stellvertretung des erkrankten Präsidenten der Advokatenkammer, Dr. von Mündel, hielt deren Vizepräsident Dr. von Feistmantel an der offenen Gruft den Nachruf. Er feierte den angesehenen Kollegen, der sich als langjähriges Mitglied des Disziplinarrates und zuletzt als dessen Vizepräsident auch an der Lösung von Standesfragen erfolgreich beteiligt hatte. Dr. Löw als Vertreter des „Roten Kreuzes“ hatte auf die Trauerrede verzichtet, da er im Namen einer so hohen Körperschaft nur als Erster oder gar nicht sprechen zu können glaubte. Hunderte von Schaufeln Erde fielen auf den Sarg nieder, die Familienkränze wurden hinabgesenkt und über meinem Vater schloß sich die Gruft.

Sie schloß sich über einem — soweit Harmonie des Geistes und des Herzens den menschlichen Wertmesser bildet — über einem der Besten seiner Zeit, und mit ihm scheint mir heute sein ganzes Zeitalter in die Grube gesunken zu sein. Die Einführung des neuen mündlichen und öffentlichen Prozeßverfahrens schuf gänzlich neue Betätigungsformen für den Anwaltsberuf in Oesterreich — persönlich bedeutsamere vielleicht, aber gewiß auch aufreibendere, und die wirtschaftliche Zerfahrenheit der Kriegs- und Nachkriegsjahre scheint die einstige olympische Ruhe in der Geschäftsgebarung des sich souverän fühlenden Anwalts für immer vernichtet zu haben. Er hätte wahrlich nicht länger leben dürfen, mein Vater. War er doch mit jeder Faser seines harmonisch abgestimmten Lebens ein würdiger Vertreter jenes goldenen Zeitalters der Wiener Advokatur!

Die Sirene.

Las ich jüngst bei Vater Homerus einmal nach Jahren
Wieder das wundersam Stück von der Fahrt an Trinakriens Strand,
Wie des Odysseus Getreue den tötlichen Zauber erfahren,
Der durch den Mund der Sirenen die Schiffer lockte an's Land.
Las, wie der Schiffskapitän mit Wachs sich die Ohren verschlossen,
Er, der Dulder Odysseus, der klug dem Gesange mißtraut,
Wie an die Ruderbänke er fesselt die Schicksalsgenossen,
Rasch zu entflieh'n der melodischen Stimmen todbringendem Laut.

Tonkunst, so dacht' ich, wie? Locktest schon damals du unwiderstehlich,
Daß, wer dir nahte, nicht leicht mehr deiner Gewalt sich entzog?
Ist's doch wie heute, wo schier die ganze Menschheit allmählich
Lechzt nach dem Tonrausch, wie nach Wein sie begehrt und nach Mokka und Grog!
Gehst in der Stadt du, so ruft dich von überall Zimbal und Fiedel
An den Kaffeehaustisch und ins Bierhaus. Odysseus, er stopft
Niemandem hier das Ohr, daß das neueste Wiener Liedel
Er nicht hör' und den Shimmy, den dort am Klavier einer klopft.

Freilich ein Schicksal, wie's die Sirenen den Opfern bereitet,
Die den Geschmack für Gesang als Frühstücksbraten gebüßt,
Heute gleich grausam wohl kaum das Musikgenießen begleitet,
Höchstens nur daß uns ein Kater bei grauendem Morgen begrüßt.
Längst war dein Buch mir entglitten, Homer. Nun weiter — verzeihe!
„Und es eilte der listenreiche Odysseus" — doch nein!
Immerwieder durchbricht jenes Bild der Hexameter Reihe,
Von der Sirene das Bild und ihrer Opfer Gebein.

Gleicht ja nicht doch die Tonkunst auch darin jener Sirene,
Daß sie die buhlerisch Angelockten grausam verschlingt?
Ist's doch, als ob der Besten Mancher ein Los sich ersehne,
Das dem Musikbegeisterten Tod in der Blüte nur bringt!
Und mein Gedanke, er schweift von Odysseus weit ab zu den Großen,
Unserer Kunst, zu Mozart und Schubert und all dem Heer
Ihrer Schicksalsgefährten, zu früh in den Hades verstoßen,
Da der Sirene sie folgten — und nun erst versteh' ich Homer.

Schiffer, kurzlebige, sind sie ja auch, die Schumanns, die Weber,
Mendelssohn und Chopin, Hugo Wolf und manch andres Talent,
Das sich der Sonne naht, Dädalus ähnlich, dem Himmelanstreber,
Und an der Schöpferlust Flamme im Uebereifer verbrennt.
Schiffer, auch schwächere, gibt's in der Kunst; für sie der Rhapsode
Schuf wohl in der Sirene ein warnend Symbol der Musik,
Die ihre Opfer nicht stets gleich zu Ruhm und zeitlichem Tode,
Wohl aber häufig führet zu Enttäuschung und Mißgeschick.

Käm' drum doch heut' ein Odysseus, der unberufenen Schiffern
Vor der Tonkunst Sirene verschlösse das Ohr, ihren Leib
Gürtete fest an des Lebens unbarmherzige Ziffern,
Die mit Elend bedroh'n den talentlosen Zeitvertreib!
Wie es ihnen im Leben ergeht, den vergeblich Gewarnten,
Wie sie die holde Sirene umschmeichelt und schließlich sie frißt,
Sie, die von Modetorheit und Eitelkeit schmählich Umgarnten —
All dies und noch viel mehr im Homerus zu lesen ist.

*

Frauenehre.

Schauspiel in einem Aufzug.

Personen:

Otto (vormals Baron) Mayring, Rittmeister a. D.
Thea, seine Frau
Dorle, beider 6jähriges Töchterchen
Dr. Hartwich, Arzt, Frau Mayrings Bruder
Sylvine Farkás, Fabriksdirektorsgattin
Gendarmerieinspektor Berger
Babette, Kinderfräulein bei Mayrings
Eine Hausgehilfin
Ein Bauer

Die Handlung spielt auf dem in der Nähe einer Provinzstadt gelegenen Mayring'schen Landgute.

Größeres, sonnenhelles Zimmer im erhöhten Erdgeschosse des Mayring'schen Herrenhauses. Die den Bühnenhintergrund bildende Zimmerwand ist von einer breiten Glastür und je einem Fenster links und rechts durchbrochen. Die Glastür steht offen und geht auf eine kleine Terrasse, von welcher einige Stufen nach links in den Park hinabführen. An der linken Zimmerseite eine Tür in ein benachbartes Gemach, rechts eine solche nach dem Vorzimmer. Die Einrichtung des Raumes ist der ländlichen Umgebung entsprechend prunklos, aber geschmackvoll. In der rechten Zimmerhälfte ein Blumenbehälter mit verschiedenen Zimmerpflanzen und im Vordergrunde ein Tischchen mit zwei gepolsterten Stühlen. In dem linken der beiden Fenstererker befindet sich ein gedeckter Tisch, auf welchem Frühstücksgeschirr steht. Um den Tisch eine Sitzgarnitur. Den Platz auf dem Divan unterhalb des Fensters nimmt Thea Mayring ein, auf einem Stuhl zu ihrer Linken sitzt ihr Bruder Dr. Hartwich, rechts von ihr Babette mit der kleinen Dorle. Man hat eben das Frühstück beendet. Babette ist mit dem Zusammenstellen der Tassen und Schalen beschäftigt.

Dorle (aufspringend und zu Hartwich eilend): Onkel!

Hartwich (Anfang der Dreißiger, abgeklärte, gereifte Männlichkeit von einer gewissen herben Strenge): Was denn, mein Kind?

Dorle: Onkel, warum kommt denn der Papa so lang nicht?

Hartwich: Ich hab' dir ja gesagt, Kind, daß er ins Revier jagen gegangen ist, auf den großen Vogel, weißt du .... na, wie hab' ich gesagt?

Dorle (stockend): Auf den ... Auher ...

Hartwich: Richtig, Auherhahn, ja. Da heißt's zeitlich morgens aufsteh'n.

Dorle: Wann kommt der Papa zurück von dem — dem Au-hahn?

Thea (bestimmtes, selbstbeherrschtes Wesen von natürlicher Vornehmheit, dunkle Haarfarbe. Sie hat sich während des Vorigen wiederholt unruhig umgewendet, um durch das Fenster nach dem Garten zu sehen. — Jetzt zu dem Kinde): Quäl' doch den Onkel nicht, Dorle! (Zu Babette): Fräulein, bringen Sie dem Bruder die Zigarren, die drinnen auf dem Schreibtisch stehen. Und dann nehmen Sie die Kleine zum Baden hinein! (Babette geht ins Zimmer links ab.)

Thea (mit Dorle beschäftigt): Nimm dir dein Servietchen herunter und leg' dir's hübsch zusammen! ... So! (während Babette wieder eintritt und ein Kistchen Zigarren auf den Tisch stellt): Und jetzt geh' mit Babette und laß' dich schön waschen! (Babette entfernt sich mit dem Kinde.)

Hartwich (indem er dem Kistchen eine Zigarre entnimmt): Mit Verlaub. (er zündet sich eine Zigarre an und lehnt sich in den Stuhl zurück.) Ja also, wie ich vorhin sagte, Thea, ich glaube, daß dein Mann da wirklich einen taktischen Fehler begeht, wenn er die Errichtung einer Zuckerfabrik in eurer Nachbarschaft hier so energisch bekämpft. Es ist ja richtig, daß mit dem Zuzug der Arbeiterbevölkerung gewisse soziale Gefahren verbunden sind, aber die Vorteile einer industriellen Belebung der Gegend für den Grundbesitzer sind doch nicht zu verkennen, und schließlich — die Gemeinde ist nun einmal dafür. Otto wird es mit ihr zu tun bekommen.

Thea (die während des ganzen Gespräches immer wieder nach dem Fenster gesehen, zerstreut): Ja, ja, du hast recht.

Hartwich (der sichtlich bemüht ist, das Gespräch im Gang zu erhalten und Thea abzulenken): Richtig, ich glaube, ich hab' dir noch gar nicht gesagt, was ich gestern auf der Fahrt hieher zu euch gehört habe. Otto soll ja im Geheimen Gründe hier in der Gegend aufkaufen lassen, um den Rübenanbau zu verhindern und so die Kohstoffanlieferung für die Zuckerfabrik zu unterbinden. Was sagst du dazu?

Thea (immer in Gedanken): Ja, ja. Ach so! Er kauft, sagst du?

Hartwich: Er kauft und redet den Bauern ein, daß sie im nächsten Jahr mit den Kartoffeln mehr verdienen werden als mit der Rübe, weil die Zuckerpreise im stetigen Rückgange ... (er unterbricht sich, da Thea aufgestanden und unverwandt durch das Fenster blickt) ... ja, aber ich glaube, du hörst mich gar nicht. Hab' doch Geduld! Otto muß ja jetzt bald kommen.

Thea (die sich wieder gesetzt hat, mit zitternder Stimme und mühsam unterdrückter Erregung): Das hast du mir vor einer Stunde schon gesagt. Ich habe das bestimmte Gefühl, es ist etwas geschehen, ... (zögernd, wie vor sich hinsprechend) ... etwas Schreckliches!

Hartwich (sie erschrocken bei der Hand fassend): Aber, Thea, was hast du? Die Hahnbalz läßt sich nicht auf die Minute bestimmen. Und dann — (nach einer Ausflucht suchend) — dann hat dein Mann ja gesagt, er wolle gleich nachher in die Stadt aufs Steueramt fahren. Er kann mit bestem Willen noch nicht hier sein.

Thea (sich rasch erhebend und zu Hartwich tretend, der gleichfalls aufgestanden): Berthold, ihr lügt mich alle an. Im Revier hat seit Wochen kein Hahn gemeldet, Otto, ist n i c h t auf der Jagd.

Hartwich (in unsicherer Haltung): Nicht auf der Jagd? Und wo sollte er sonst ...

Thea (hastig einfallend, mit Bestimmtheit): Otto hat früh ein Pistolenduell mit Direktor Farkás von der Zuckerfabrik ausgetragen.

Hartwich (bestürzt): Du weißt es, Thea? (Nachdem er seine Haltung wieder gewonnen) Du bist eine starke Frau. Es wäre nutzlos, dich weiter im unklaren zu lassen. Ja, Otto konnte als gewesener Offizier der Duellforderung dieses ungarischen Heißsporns Farkás nicht ausweichen. Farkás muß von dem Feldzug deines Mannes gegen die Errichtung der Zuckerfabrik erfahren haben und scheint seit einiger Zeit schon einen glühenden Haß gegen Otto zu hegen. Ein unvorsichtiges Wort von der einen oder anderen Seite kann den Anlaß gegeben haben.

Thea (heftig): Auch das ist Lüge, Berthold. Ich weiß mehr, als du ahnst. Otto liebt Farkás' junge Frau, die hübsche, blonde Sylvine und hat bei der temperamentvollen Ungarin leichtes Gehör gefunden. Das ist die wahre Ursache des Duells. Und ich, ich zittere um einen Mann, den ich nicht mehr besitze. Ich zittere, weil ich weiß, daß Farkás einer der besten Pistolenschützen seines Husarenregiments war und die Situation unbedenklich ausnützen wird, seinen Gegner unschädlich zu machen. Deshalb bebt seit dem frühen Morgen, als Otto aufgebrochen, jeder Nerv in mir und ich lauere jeden Augenblick auf die fürchterliche Botschaft.

Hartwich (in stummer Ueberlegung stehend, dann ruhig Theas Hand ergreifend): Es hat keinen Sinn, liebe Thea, dir noch länger etwas vorzutäuschen, was sich deinem klaren Verstand, wie ich sehe, bereits als Lügengewebe geoffenbart hat. Es war meine Absicht, dich als Bruder und als Arzt langsam auf die traurige Komplikation der Ereignisse hier im Hause vorzubereiten. Darum habe ich vorhin das Thema von der Feindseligkeit zwischen deinem Manne und Farkás angeschlagen. Dein Frauenscharfsinn ist mir aber zuvorgekommen.

Thea (seufzend): Jawohl, ich wußte, daß für Otto nicht die Zuckerfabrik, sondern die Person des Direktors den Stein des Anstoßes bildet, weil . . . (im Tone schmerzlicher Ergebung) — weil es ihm bequemer scheint, den Gatten fern in Ungarn und den Gegenstand seiner Verehrung hier in der benachbarten Villa allein zu wissen. (Bitter lächelnd.) Das, lieber Berthold, ist der romantische Hintergrund der wirtschaftspolitischen Aktion meines Mannes.

Bauer tritt vom Garten her durch die offene Glastür ein. Er trägt einen Knotenstock und hält die Pfeife im Munde. Den Kopf hat er mit dem runden Bauernhut bedeckt, den er erst im Zimmer abnimmt.

Bauer: An schön' gu'n Morg'n sag' i halt. (Er steckt die Pfeife in die Brusttasche): Nix für unguat, daß i von Garten g'rad' eini kim? Trifft' i'n loacht an, 'n Herrn Baron? (sprich: Baran).

Thea (verlegen und ungeduldig): Mein Gott, Kreuzwegbauer, was wollt's denn g'rad jetzt?

Bauer (mit größtem Gleichmut): Kim i etwan ung'leg'n? Bo weg'n an Grund war's halt, wo ma verhandeln toan, i un der Herr Baran. Der Ungarische drüben von der Fabrik gabat ma hiazt für's Joch um a Million mehr. Versteht si, bal ma der Herr Baran die Million zualegen tuat, nacha g'hört der ganze Grund sein.

Hartwich (im Vordergrund, halblaut zu Thea): Natürlich, die übliche Pression.

Thea (drängend zum Bauer): Kommt's morgen, Bauer! Pfüd Gott! Ich kann jetzt unmöglich über die Sache sprechen.

Bauer (sich nicht vom Platze rührend, nach einer Weile): I sahats net ungern, wann der Herr Baran dem Ungarischen die schön' Wiasen wegfischen tat. (Wieder nach einer Pause.) Na, af d'letzt gabat i's unsern Herrn Baran a um a halbe Million billiger.

Thea (immer ungeduldiger): Morgen, Kreuzwegbauer, morgen! Ich kann jetzt mit besten Willen nicht. (Sie dreht ihn gegen die Glastür zu.)

Bauer (nochmals sich umwendend): Und wann's scho gar net andersch is, na, so lass' i's Herrn Baran a für'n alten Preis . . . nur daß uns der Krawat da net z' nah' zubiruckt.

Hartwich (zum Bauer): Sie sehen doch,

lieber Freund, daß meine Schwester jetzt unmöglich für diese Sachen Zeit hat. Adieu, also, vielleicht ein andresmal. (Er drückt dem Bauer die Hand und drängt ihn wieder zur Tür.)

Bauer (halb zurückgewendet, geheimnisvoll): 's war nemli aus dera Ursach', i wir morg'n auspfänd't, bal i's Geld net han, was i'n Schmidbauern schuldig bin. Mei letzt's Wort: umar a Schilling fufzehntausend g'hör'n die ganzen Gründ' 'n Herrn Baran mit samt der Keusch'n.

Hartwich (ihn hinaus und zur Stiege drängend): Tut mir leid, Nachbar, aber wir haben heut' andre Sorgen.

Bauer verschwindet hinter der Glastür, durch welche noch während einiger Zeit seine brummige Stimme hörbar ist.

Hartwich (zurückkommend, ärgerlich): Das hat uns gerade noch gefehlt. So sehen seine Parteigänger in dem Antizuckerkrieg aus — vollkommen selbstlos, wie man sieht.

Thea: Mein Gott, Otto ist ja so leichtgläubig und immer voll neuer Pläne. Wir haben doch auch gar nicht mehr das Geld für solche Grundkäufe.

Hartwich (energisch und entschlossen): Hör' mich jetzt an, Thea! Wir müssen jeden Augenblick gefaßt sein, eine Nachricht von dem Ausgang des Duells zu erhalten. Was bist du zu tun entschlossen, wenn, wie ich wünsche, dein Mann unversehrt oder doch nur mit einer ungefährlichen Verletzung aus dem Zweikampf hervorgeht?

Thea (immer in sichtbarer innerer Erregung, wiederholt nach den Fenstern blickend): Ich? Wie meinst du das?

Hartwich (gleichfalls unruhig, wie in gespannter Erwartung): Thea, ich bin Arzt und weiß als solcher, daß heftige Gemütsbewegungen, wie du sie jetzt durchmachst, leicht zu krankhaften Ueberspannungen der Situation führen. Ich frage dich, welche Haltung willst du Otto gegenüber einnehmen?

Thea (rasch und bestimmt): Sehr einfach, ich werde seinem neuen Glücke nicht im Wege stehen. Ich werde aber auch aufhören, vor der Welt seine Frau zu spielen. Das tue ich bestimmt nicht.

Hartwich (Thea bei der Hand fassend): Deshalb habe ich gefragt, weil ich etwas ähnliches bei dir vorausgesehen. Wir sind beide harte Naturen, du und ich, Thea. Wir sind strenge Richter und teilen die Menschen gern kurzer Hand in gute und böse, wie der liebe Gott die Lämmlein zur Rechten und die Böcke zur Linken stellt. Aber das Herz des Menschen ist oft zwiespältig und schillert bald im Lichte der Tugend, bald im dem des Lasters. Auch dein Mann scheint mir eine solche Zwitternatur zu sein. Willst du ihm nicht doch Zeit geben, sich seiner besseren Seite zu besinnen?

Thea: Hast du es getan, Berthold, als dich deine Frau betrog?

Hartwich: Betrog ... mein Gott! Wie leicht sich das im Zorn ausspricht! Ja, ich hab' sie fortgeschickt. Und dennoch wäre ich heute froh, wenn mir damals jemand Vernunft gepredigt hätte, wie ich's heute bei dir tue. (Seufzend): Man ist sehr einsam, Thea, als Geschiedener.

Thea (die einen Augenblick wie überlegend gestanden, jetzt fast leidenschaftlich): Nein, einem Manne die Wand abgeben, hinter der er ungestraft mein Glück zerschlägt, das, das kann ich nicht. Hat er den Mut gefunden, einer anderen für Stunden anzugehören, so soll er auch den Mut haben, es vor der Welt für's ganze Leben zu tun. Nein, Berthold, ich kann vergessen, aber Komödie spielen kann ich nicht — nie und nimmermehr. (Leidenschaftlich fortfahrend): Und daß es gerade diese Freundschaft heuchelnde Sylvine sein muß, die meine Frauenehre mit Füßen tritt! Ich fühle erst, wie ich sie instinktiv vom ersten Augenblicke an gehaßt habe und ich glaube (langsam, mit schmerzlicher Betonung), — ich beginne auch gegen meinen — (nach kurzem Stocken) gegen ihren Geliebten etwas wie Haß zu empfinden.

Hartwich: Rede dich nicht gewaltsam in Feindschaft und Unversöhnlichkeit hinein, Thea! Ich fürchte ohnedies, du hast an Farkás einen erbarmungslosen Rächer deiner beleidigten Frauenehre gefunden. (Dumpf vor sich): Wer weiß, wie wir Otto

wiederſehen! (Man hört durch die Tür auf der rechten Seite weibliche Stimmen.)

Thea (aufhorchend): Ich glaube, ich höre jemand kommen. (Die Hände vor's Geſicht ſchlagend): Mein Gott, ich vergehe.

Hausgehilfin ſtürzt aufgeregt durch die Tür rechts in das Zimmer.

Hausgehilfin: Die Frau Direktor wünſcht den Herrn Doktor dringend zu ſprechen.

Hartwich (erſtaunt): Mich?

Thea (raſch): Sie hier? Ich will nicht, ich will nicht.

Sylvine Farkás tritt ein, ohne abzuwarten. Sie iſt im einfachen Morgenkleid, ohne Hut, und zeigt in Sprache und Gebärde höchſte Erregung. Sie iſt hellblond und von liebenswürdigem, leichtbeweglichem Weſen, Tonfall der Stimme und Ausſprache laſſen die magyariſche Herkunft erkennen, ohne aufdringlich zu wirken.

Sylvine (auf Hartwich zueilend): Ein Glück, daß Sie gerade da ſind, Herr Doktor! Helfen Sie, bitte, bitte, mein Mann liegt drüben in unſerer Villa mit einem Lungenſchuſſe. Kommen Sie, retten Sie ihn!

Thea (dazwiſchenrufend): Wo iſt Otto?

Sylvine (etwas gefaßter): Ich weiß nicht. Er war vorhin am Bett meines Mannes. (Weinend.) Mein Gott, ich verliere den Verſtand!

Thea (mit kühler Zurückhaltung zu Sylvine): Iſt Otto unverletzt?

Sylvine (nach einer kleinen Pauſe wie verloren): Ja, Thea — dein Mann iſt unverletzt.

Hartwich (verbindlich): Gnädige Frau, ich beklage den ſchrecklichen Unfall auf das tiefſte, aber ich bin hier ganz ohne Inſtrumente, nicht einmal ein richtiges Verbandzeug habe ich mitgenommen, da ich abends wieder nach Hauſe fahren wollte. Iſt denn der Arzt hier aus der Nachbarſchaft nicht zur Stelle, Doktor Fiſcher, glaube ich?

Sylvine (wieder weinend): Das iſt's ja, er iſt auswärts, Herr Doktor, ach bitte, kommen Sie!

Hartwich (ſich zum Gehen anſchickend): So will ich wenigſtens die ſofortige Ueberführung des Patienten in das ſtädtiſche Spital veranlaſſen. (Zu Thea gewendet.) Ich komme dann gleich wieder zurück. (Zu Sylvine): Bitte, gehen wir!

Sylvine (zu Hartwich): Eilen Sie voraus, Herr Doktor! Sie kennen unſere Villa. Ich folge Ihnen in zwei Minuten. (Zu Thea.) Nur ein paar Worte, Thea!

Hartwich: Ich eile. (Er geht raſch nach rechts ab.)

Thea (abweiſend zu Sylvine): Du hätteſt mir dieſe Begegnung erſparen ſollen.

Sylvine: Du mußt mich anhören. Was immer zwiſchen uns liegen mag, Thea, in dieſer ſchrecklichen Stunde verbindet uns Frauen ein gemeinſames Intereſſe. Wir dürfen nicht zulaſſen, daß die Nachbarſchaft die wahre Urſache dieſes unſeligen Duells erfahre. Wir müſſen einen Vorwand finden für das, was geſchehen. Das gebietet unſere Frauenehre.

Thea (kalt): Du irrſt. Mein Intereſſe iſt es, daß man die Vorgeſchichte dieſes unheilvollen Tages kennen lernt, und ich werde alles tun, bei den Leuten, die danach fragen, Klarheit in dieſer Sache zu ſchaffen. Ich kann nicht Komödie ſpielen, ich will einen reinlichen Strich ziehen zwiſchen mir und dieſer dunklen Affäre — das gebietet mir die Frauenehre.

Sylvine (erſchrocken): Wie? Du wollteſt ... das iſt doch unmöglich. Du wirſt um Gotteswillen deinen Mann nicht bloßſtellen wollen. Wir können ja ſo leicht irgend einen Streit zwiſchen den beiden Männern vorſchützen.

Thea (mit Bitterkeit): Er ſoll ſich ungeniert zu ſeinem neuen Glück bekennen, nachdem er das alte von ſich geworfen. Wenn es ſein muß, werde ich ihn dazu zwingen. Und du, Sylvine, ſollteſt mir ja wohl dankbar ſein dafür.

Sylvine (in neuerlicher Beſtürzung): Wie? Du denkſt, dich von deinem Manne zu trennen, um ihn mir ... welch ein Gedanke, Thea! Derlei liegt mir fern. Gerade jetzt, wo ich durch den Unfall zum Bewußtſein meiner Schuld gekommen,

jetzt ist's mir, als ob ich nichts, gar nichts für ihn empfinden könnte. Du weißt, ich habe meinen Mann nicht aus Liebe geheiratet, wie du den deinen. Er ist mehr als doppelt so alt wie ich und ein Zahlenmensch, der für Gefühle nichts übrig hat. Dann ist Mayring gekommen, mit seiner Fantasie und seinen tausenderlei Interessen und Anregungen und hat mir Bücher gebracht und die Villa einrichten geholfen. Da habe ich meine strengen Grundsätze vergessen und nur meine Jugend und mein Temperament sprechen lassen. Aber daß ich durch diesen höchst überflüssigen Zweikampf und die Verwundung meines Mannes vor der Welt kompromittiert werden soll, daß kann ich dem nicht verzeihen, der mich in diese Situation gebracht hat.

Thea (sie überlegen betrachtend): Du beginnst aus deinem Traume zu erwachen. Das Geschehnis des heutigen Tages hat dich aufgeschreckt und du besinnst dich deiner Frauenehre. Das ist Evas Fluch, der auf dir lastet, Sylvine. Wie Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese, so fühlt jedes Weib nach dem Genuß der verbotenen Frucht ihre Blöße und verflucht ihre Tat und den, der sie mit ihr beging. Denn über der Liebe steht dem Weibe der Schein vor der Welt.

Sylvine: Du bist eine schonungslose Richterin, Thea, aber du hast recht. Zu denken, daß alle Schuld an deinem Schmerz, an dem Zerwürfnis mit deinem Manne, an dem unseligen Schusse auf mich fallen wird (in steigendem Affekt), das zu denken, ist zuviel für meine schwachen Frauenschultern. Wie soll ich in unseren ungarischen Heimatsort zurückkehren, wo Alfred von seinen Beamten und der ganzen Bauernschaft wegen seiner Tüchtigkeit und seiner Wohltaten vergöttert wird? Man wird mich seine Mörderin heißen und ich werde vor Scham vergehen, wenn du mir nicht hilfst, Thea. Nur ein Wort aus deinem Munde kann mich entlasten, hilf mir Thea — (sich schluchzend zu Theas Füßen stürzend) — ich fühle mich so unaussprechlich unglücklich!

Thea (nach langem Zögern, mit Selbstüberwindung): Steh' auf, Sylvine! Du hast recht: Ich allein kann dich vor der Welt entlasten. Du sollst nicht umsonst die Frauenehre angerufen haben. Ich will die deine zu retten versuchen, ich werde den Schein vor der Welt wahren. Geh' nach Hause! (nach dem Fenster blickend) ich sehe Otto durch den Garten kommen.

Sylvine (Thea umarmend): Du Engel, tausend Dank! Nun muß auch Alfreds Wunde heilen. (Sie eilt nach rechts ab.)

Dorle fliegt im Hemd und Röckchen aus dem Zimmer links dem eintretenden Vater entgegen. Otto Mayring kommt, in der Hand den Hut, den er gleich ablegt, durch die Glastür vom Garten. Er trägt noch den schwarzen Schlußrock vom Duell her, Mienen und Sprache verraten die mühsam verhaltene innere Bewegung. Er steht ungefähr im gleichen Alter mit Hartwich; Offizierstypus.

Dorle: Papi! Endlich! Hast du ihn auch getroffen, den . . .

Mayring (rasch, mit gedämpfter Stimme zu Thea): Schaff' das Kind weg!

Thea (zu Dorle): Komm', Dorle, geh' in dein Bad! (Sie nimmt Dorle bei der Hand und übergibt sie Babette, die in der Tür links sichtbar geworden.)

Dorle (schmollend): Wieder darf ich nicht beim Papi bleiben! (Sie geht mit Babette ab.)

Mayring (der im Begriffe ist, die Glastür zu schließen, zu Thea): Sei so gut, sperre die beiden Türen ab, daß wir eine Viertelstunde ungestört sind. Ich habe dringend mit dir zu sprechen.

Thea (steht eine Weile wie sinnend, dann geht sie und dreht schweigend an den Türen links und rechts die Schlüssel im Schlosse um. Nachdem dies geschehen, tritt sie wieder an den Frühstückstisch. Sie spricht tonlos und mit größter Zurückhaltung): Du hast noch nicht gefrühstückt?

Mayring (ebenso): Doch, im Vorübergehen drüben im Gasthaus. (Beide setzen sich einander gegenüber.)

Thea: Ich glaube, wir können die so peinliche Unterredung abkürzen. Ich bin

durch Berthold und durch Frau Farkás von allem unterrichtet.

Mayring: Ich hab' es vermutet, da Sylvine vorhin bei dir war. Dann hat sie dir ja wohl auch gesagt, was mir bei der ganzen Affäre am schwersten gefallen wäre, dir mitzuteilen, daß . . . (etwas stockend), daß Sylvine und ich eine tiefere Neigung zueinander gefaßt haben. (Thea schrickt bei diesen Worten zusammen und stützt den gesenkten Kopf in ihren rechten Arm.)

Mayring (der es bemerkt): Ich dachte, du wüßtest davon?

Thea (gefaßter): Gewiß, gewiß. Nur da ich es von dir ausgesprochen höre . . .

Mayring (höflich, aber ohne Wärme): Verzeih', es ist ja natürlich auch mir äußerst peinlich, dir weh' zu tun. Aber früher oder später hätte es zu einer Klärung zwischen uns kommen müssen. Die Pistolenaffäre hat nun die Sache beschleunigt. Ich mußte damit rechnen, daß ich nicht lebend vom Platze gehen werde. Denn Farkás ist ein bekannter Meisterschütze und hat mich sicherlich nicht schonen wollen. Tatsächlich pfiff seine erste Kugel haarscharf an meiner linken Schläfe vorbei. Die meinige traf seine rechte Brustseite und machte ihn kampfunfähig. Leider hatte Farkás statt eines richtigen Arztes nur einen befreundeten Studenten der Medizin zugezogen und ich fürchte, dieser hat bei der Wundbehandlung etwas versäumt. Denn eben, als Berthold hinüber in die Villa kam, verschied Farkás — wahrscheinlich infolge innerer Verblutung.

Thea (entsetzt): Farkás ist tot?

Mayring (trocken): Ja, er ist tot.

Thea (aufspringend, leise für sich): Mörder!

Mayring (anfänglich betroffen, dann sich gleichfalls erhebend, möglichst gelassen): Ich habe bei deinem Naturell eine derartige Explosion vorausgesehen. Deine Urteile sind messerscharf und für Kompromisse sind Frauen deiner Mentalität nicht zu haben. Ich habe daher beschlossen, die einzig mögliche Konsequenz zu ziehen und bitte dich um deine Einwilligung zur Scheidung. Ich werde Sylvine heiraten.

Thea (im Ton des Zweifels): Sylvine?

Mayring: Gewiß. Schon um ihre Frauenehre zu rehabilitieren.

Thea: Und bist du auch ganz sicher, daß die zu dem Schritte bereit ist?

Mayring (verwundert): Sie? Sie muß es wohl selbst wünschen. Und übrigens, ich darf es ja jetzt frei aussprechen, Sylvine vergöttert mich.

Thea (mit einem Anflug unbeabsichtigten Spottes): Sie vergöttert dich!

Mayring: Wenn du auch (etwas gereizt) in deiner Weise spöttelst, es ist so. Sylvine ist eine anpassungsfähige Natur, die sich in meine Ideen und Projekte mit staunenswertem Verständnis eingelebt hat. Das bildet ja auch die tiefere Erklärung des ganzen Falles.

Thea (mit kühler Resignation): Ich werde für die praktische Betätigung dieses Verständnisses gewiß kein Hindernis bilden.

Mayring: Das habe ich erwartet. Mit einem Mörder und Ehebrecher lebt man nicht zusammen, wenn man denkt, wie du denkst. Ich werde also die nötigen Schritte einleiten. Vorher aber habe ich mich noch mit dem Strafrecht auseinanderzusetzen. Ich gehe jetzt, mich der Gendarmerie zu stellen. Voraussichtlich muß ich mit einer Anklage wegen Totschlages oder verbrecherischen Zweikampfes rechnen, doch wird mein Rechtsanwalt die Sache jedenfalls vor die Geschworenen zu bringen suchen und dann zweifle ich nicht an meinem Freispruch, da ich der Herausgeforderte war. Sollte ich in Haft behalten werden, so nimm hier meine Kassaschlüssel. Du kennst dich ja in Geldsachen besser aus als ich selbst.

Thea: Willst du nicht noch das Kind sehen?

Mayring (nach einem Augenblick der Ueberlegung): Ich brauche heute starke Nerven, Laß' sie drinnen!

Thea: Und dann, noch etwas . . . (man hört an der Tür links stark klopfen, Mayring und seine Frau horchen gespannt auf).

Mayring (halblaut zu Thea): Wer kann das sein? (gegen die Tür rufend): Wer ist's?

Gendarmerieinspektor Berger (von

außen): Im Namen des Gesetzes bitte ich zu öffnen.

Thea (halblaut zu Mayring): Es ist die Stimme des Gendarmen Berger.

Mayring: Ich hab's geahnt. Er hatte heut' nachts Streifung und hat jedenfalls in der Früh unsre Schüsse im Wald gehört. Die frischen Radspuren des Autos konnte er vom Walde bis zu Farkás' Hause bei dem regendurchweichten Boden leicht verfolgen.

Thea (hastig, mit gedämpfter Stimme zu Mayring): Noch eins! Ich habe Sylvine versprechen müssen, von dem Grunde des Duells niemanden gegenüber etwas zu verraten. Sie wolle ihre Frauenehre nicht mit dem Vorwurfe der Schuld an dem Tode ihres Gatten befleckt sehen.

Maying (betroffen): Sylvine wollte ein Geheimnis aus der Sache machen? Wie ist das zu verstehen? (Es wird neuerlich an der Tür geklopft.)

Thea (gegen die Tür rufend): Gleich! (Zu Mayring leise): Ich weiß nur, daß sie mich kniefällig darum gebeten hat. Ich für meinen Teil werde mein Wort halten.

Mayring (nachdenklich): Will sie ihre Neigung verleugnen?

Berger (noch heftiger klopfend): Im Namen des Gesetzes öffnen Sie!

Thea (eilt zur Tür, wendet den Schlüssel im Schloß um und öffnet): Ich komme ja schon.

Berger in üblicher Adjustierung mit Tellerkappe und aufgepflanztem Seitengewehr, tritt, militärisch salutierend, ein.

Mayring (ihm entgegenrufend): Sie suchen mich?

Berger: Ich hab' Befehl, Herrn Rittmeister zu vernehmen und zum Kreisgericht zu stellen.

Mayring: Ich bin auf dem Weg zu Ihnen. Ihre Eile bringt mich um die Ehre, mich selbst gestellt zu haben. Was wünschen Sie zu wissen, Herr Inspektor?

Berger (zieht ein Dienstbuch hervor und notiert die Antworten): Herr Rittmeister geben zu, den Direktor Alfred Farkás, wohnhaft in Goissing Nr. 15, heute morgens im Zweikampf durch einen Pistolenschuß getötet zu haben?

Mayring: Um es genau zu sagen: meine Kugel hat Farkás beim ersten und einzigen Gange an der Brust getroffen, und drei Stunden später ist er in seiner Wohnung gestorben. Also war die erlittene Verletzung vermutlich die Todesursache.

Berger (immer mit Dienstbuch und Bleistift in der Hand): Dann habe ich nur noch die Frage zu stellen, welcher der beiden Herren der Herausforderer war und was den Anlaß der Herausforderung gebildet hat. (Da Mayring einen Augenblick mit der Antwort zögert): Herr Rittmeister haben als Inquisit natürlich das Recht, die Auskunft zu verweigern. Nachdem der Herr Rittmeister aber in der Schuldfrage geständig sind, glaube ich, Herrn Rittmeister zu einer offenen Klarlegung des ganzen Vorfalles raten zu sollen. Vor allem würde die Dauer der Untersuchungshaft hiedurch wesentlich verkürzt.

Thea (rasch einfallend): Mein Mann zögert aus Rücksicht für mich. Die Sache ist nämlich die . . . (sie sucht sichtlich nach einer Ausflucht) . . . mein Mann glaubte, in gewissen kleinen Galanterien, die mir Direktor Farkás erwies, eine zu weitgehende Aufmerksamkeit gegenüber meiner Person erblicken zu müssen und stellte den Direktor deshalb zur Rede, was dieser mit der Herausforderung auf schwere Pistolen beantwortete. (Mit etwas vibrierender Stimme.) Das war die Ursache.

Berger (mit einem fragenden Blick auf Mayring): Können Herr Rittmeister die Angabe der gnädigen Frau bestätigen?

Mayring (mit Bestimmtheit): Vollinhaltlich.

Berger (Buch und Bleistift in die Rocktasche schiebend, die Hand am Gewehrkolben, im Dienstton zu Mayring): Ich bitte, sich bereit zu machen und mir zu folgen.

Mayring (zu Thea): Leopold soll vorfahren und meinen Mantel ins Auto nehmen. Vom Gericht aus erhältst du sofort meine telephonische Nachricht. (Zum Gendarmen Berger): Sie werden die Ge-

fälligkeit haben, Herr Inspektor, mich zum Hause des Direktors zu begleiten, ich habe nur eine kurze Bestellung an die Witwe des Verstorbenen. Ich bin bereit. (Er wendet sich gegen Thea, reicht ihr stumm und mit absichtlicher Unterdrückung jeder Gefühlsbewegung die Hand und schreitet dann mit dem rasch ergriffenen Hut in der Hand durch die Tür rechts, gefolgt vom Gendarmerieinspektor Berger, der Thea militärisch gegrüßt hat.)

Thea (steht eine kleine Weile in Gedanken, dann öffnet sich die Tür, die sich eben hinter den Abgegangenen geschlossen, wieder und ruft ins Vorzimmer hinaus): Rosa!

Hausgehilfin (erscheint in der Tür).

Thea: Rosa, der Leopold soll gleich zur Farkás-Villa hinfahren, der Herr wird dort einsteigen. Nehmen Sie den Mantelkragen vom Herrn mit und legen ihn ins Kupee. In den Mantel stecken Sie vom kalten Aufschnitt, soviel eben Platz in den Taschen hat, und Semmeln. Möglichst rasch!

Hausgehilfin: Bitte. (Sie will abgehen.)

Thea (sie zurückrufend): Rosa! (Das Mädchen erscheint wieder an der Tür): Es wird viel herumgetrascht werden in der Nachbarschaft. Sie wissen nichts Näheres, verstanden? Lassen Sie sich ja nicht ausfragen!

Hausgehilfin: Aber das versteht sich. Gnädige Frau können sich verlassen.

Thea: Gut. Jetzt beeilen Sie sich recht.

Hausgehilfin (geht ab.)

Thea schließt die Tür wieder und geht langsamen Schrittes, wie in Gedanken, über das Zimmer, bis sie bei der Tür des Kinderzimmers auf der linken Seite anlangt. Dort steht sie still und horcht einen Augenblick. Nachdem sie den Schlüssel im Schloß wieder leise umgewendet, schreitet sie der geschlossenen Glastür zu, die sie aufschließt und öffnet. Sie tritt hierauf in die breite Türöffnung und läßt längere Zeit den Blick wie suchend über den Garten schweifen. Plötzlich scheint sie den gesuchten Gegenstand entdeckt zu haben und blickt mit gespannter Aufmerksamkeit, die Hand zum Schutze gegen die Sonne über die Augen haltend, hinaus. Endlich läßt sie, da das Auge nichts mehr zu gewahren scheint, die Hand sinken und bleibt, mit dem Gesicht in das Zimmer herein gewendet, am Türpfosten gedankenschwer stehen. Im nächsten Augenblick schluchzt sie, wie von einem tiefen Schmerzgefühl erfaßt, laut auf, bedeckt die Augen mit ihren Händen und sinkt weinend beim Tisch links in einen Stuhl nieder. Nach einiger Zeit wird die rechte Tür geöffnet und es tritt Hartwich ein, der sofort Thea, die mit dem Rücken gegen ihn sitzt, gewahrt. Er nähert sich ihr mit leisen Schritten, ohne daß sie aufblickt, und legt seine Hand sanft auf ihre Schulter.

Hartwich (gütig): Thea!

Thea sieht sich erschrocken um und ergreift stumm Hartwichs Hand.

Hartwich (teilnahmsvoll) Du hast eine schwere Stunde durchlebt, Thea. (Wieder nach einer Pause.) Aber so dachte ich dich nicht zu finden. Du warst doch stets die Starke. (Sie zu ermutigen suchend.) Sei's auch heute! Ich habe ihn jetzt im Park begegnet, Thea. (Vorsichtig forschend.) Du hast ihn dir ja doch schon aus dem Herzen gerissen, denke ich, wie? Ich gebe dir ganz recht. Bin jetzt selber dafür, daß du reinen Tisch mit ihm machst. Du könntest unter diesen Verhältnissen ja doch nicht mit ihm leben. (Wieder eine Pause.) Was hat er dir gesagt bei eurer Unterredung?

Thea (die Tränen trocknend): Nichts, was ich nicht ohnedies längst gewußt hätte. Und doch Berthold, als ich es aus seinem eigenen Munde hörte, drang es wie Messerspitzen in mein Herz. Aber ich ließ mir nichts vor ihm merken, glaub' mir, Berthold! Ich tat, als wartete ich nur auf seine Erklärung, daß er mich verlassen wolle, und ich glaube, ich habe mich zu lächeln gezwungen, als er von seiner Liebe zu Sylvine sprach. (In weichem Tone.) Und siehst du, Berthold, dieses Lächeln hat ihn irre geführt. Er konnte ja nicht in mein Inneres sehen, er mußte mich für gefühllos halten und glaubte nun erst recht, den Anspruch auf ein neues, besseres Glück zu haben, das er durch eine Heirat mit der sanften Sylvine verwirklichen wolle.

Hartwich: Ich bin nicht Jurist, aber ich glaube, da dürfte ihm unser Ehegesetz einen schlimmen Strich durch die Rechnung machen. Die Tötung des

Gatten bildet für den Täter ein unüberwindliches Hindernis, eine Ehe mit der Witwe einzugehen, habe ich mir einmal sagen lassen.

Thea (aufhorchend): Wie? Du glaubst, Otto könnte niemals Sylvine . . .

Hartwich (Theas Stimmungswandel nicht erkennend, sarkastisch): Mein Gott, sie werden sich ja mit dem Pfarrersegen abfinden. Sie werden eben, wie der schöne Ausdruck lautet, „so" miteinander leben.

Thea (mit wachsender Besorgnis): Du glaubst wirklich, daß sie mit ihm leben könnte? Trotzdem das Gespenst des erschossenen Gatten zwischen ihnen steht, trotz des Bewußtseins, daß Sie ihn mir genommen, trotzdem sie mich unglücklich und einsam sieht? Sie schien vorhin noch vor dem Gedanken an ein solches Leben zurückzuschaudern, aber du hast recht, es kann Verstellung gewesen sein. Vielleicht auch, daß Otto sie überreden wird . . . (schmerzlich bewegt) . . . er kann ja so süß, so überzeugend sprechen!

Hartwich (erstaunt): Thea! Ich werde irre an dir. Du trauerst ihm doch noch nach?

Thea (ans Fenster eilend, fast freudig): Da kommt ja Sylvine durch den Garten. Sie muß ihm begegnet sein. Da ist sie! (Da sie Sylvine entgegenfliegen will, hält sie Hartwich am Arme zurück, ihr leise zuflüsternd)

Hartwich: Keine Erniedrigung vor ihr, Thea! Sie würde triumphieren. Wahre deine Frauenehre!

Sylvine tritt in einem eleganten, schwarzen Sommerkleide ohne Hut durch die Glastür ein. Ihr Verhalten ist, der Situation entsprechend, ernst und durchaus taktvoll, aber ohne tiefere Trauer. Sie geht auf Hartwich zu, der eine deutliche Zurückhaltung ihr gegenüber an den Tag legt.

Sylvine: Ich hatte drüben nicht Gelegenheit, Ihnen, Herr Doktor, für Ihre freundliche Hilfeleistung bei meinem armen Manne zu danken.

Hartwich: Leider kam sie zu spät. Nochmals mein aufrichtiges Beileid, gnädige Frau. (Händedruck.)

Thea (in merkbar unsicherer Haltung zu Sylvine): Auch von mir natürlich.

Sylvine (angelegentlich auf Thea einsprechend): Ich bin nochmals herübergeeilt, ehe die Beileidsbesuche kommen, um dich zu sprechen, Thea. Du hast Bitteres durchgemacht.

Hartwich (sich zum Gehen anschickend): Ich lasse die Damen allein.

Sylvine: Durchaus nicht. Sie waren Zeuge der schrecklichen Vorgänge hier, und, was ich jetzt noch zu sagen habe, soll dazu dienen, meine Frauenehre, wenn es möglich ist, auch in Ihren Augen wieder herzustellen.

Thea (Sylvine auf den Divan weisend): Willst du nicht Platz nehmen?

Sylvine: Ich finde die Ruhe dazu nicht. Die Anordnungen für das Begräbnis drängen. Aber ich konnte mir nicht helfen, ich mußte zu dir herüber, um dir tausendmal zu danken, meine edle Thea, daß du mich geschont hast. Laß dich für diese Heldentat umarmen! (Sie küßt Thea.)

Thea: Du weißt schon?

Sylvine: Alles. Ich habe Herrn Mayring mit Inspektor Berger unten begegnet. Mayring wollte eben zu mir. (Zu Hartwich gewendet): Ihre Schwester, Herr Doktor, hat ein Meisterstück an Heroismus und zugleich an weiblicher Geistesgegenwart geleistet. Sie hat dem Gendarmen gegenüber als Motiv des Duells die ritterliche Verteidigung von Theas Frauenehre durch Herrn von Mayring bezeichnet, der in übertriebener Besorgtheit einige Artigkeiten meines Mannes mißverstanden zu haben schien. Was sagen Sie zu diesem Triumph des Frauengeistes?

Hartwich: Daran erkenn' ich meine Schwester. Sie kann uns Männern kaltes Blut lehren.

Thea (in schmerzlicher Versunkenheit). Das Leben fragt ja nicht, um welchen Preis es geschieht. (Forschend zu Sylvine). Du hast ihn also nochmals gesprochen?

Sylvine: Er ließ Berger einige Schritte voraus machen und ging dann geradewegs auf mich zu (nachdem sie etwas innegehalten). Thea, ich weiß, du liebst ihn

nicht mehr. Ich kann also frei sprechen. Thea, mich durchschauerte es, als er mir die Hand drückte. Und als er mir von seiner Rückkehr aus der Haft und von unserer künftigen Verbindung zu reden anfing, da packte mich eine innere Angst vor dem, was ich getan, wie ein Kind, das vom Teufel träumt, und ich schwor, daß ich von nichts wissen wolle, daß der Tod meines armen Mannes das Gewissen in mir wieder zum Leben erweckt habe und daß ich am Grabe Alfreds wieder beten lernen will. Ich muß viel geredet haben, was ihn im Innersten traf, denn er wurde sehr blaß, sprach kein Wort mehr und ging mit dem Gendarmen zum Auto, das inzwischen nachgefahren kam. Nun steht er wohl schon vor dem Richter und ich bin wieder frei, Thea, Gottlob!

Thea (die Sylvines Erzählung mit wachsender Spannung verfolgt hat): Ja, ja, bist wieder frei, natürlich (mit einer Wendung zu plötzlich froherer Stimmung). Und auch er ist wieder frei, ganz frei. Ich danke dir, Sylvine. Aber du hättest seine Gefühle doch vielleicht ein bißchen mehr schonen sollen. Er ist kein schlechter Mensch. Die Männer sind nicht gleich. Wir Frauen sind oft ungerecht. Nicht wahr, Berthold, Otto ist im Grunde seiner Seele eine gute, eine edle Natur.

Hartwich: Wie ich dir heute morgens sagte, die Menschen mit ihren ewig angespannten Nerven sind heutzutage durchwegs problematische Charaktere gut oder schlecht, wie wir sie gerade nehmen.

Thea: Und wozu wir sie machen. Ich glaube, ich könnte nun gerechter gegen Otto sein. Er ist ja so einsam jetzt, ich weiß, jetzt werde ich den Weg zu seinem Herzen finden, jetzt bestimmt. (Mit steigender Wärme.) In seiner Verlassenheit wird er mich brauchen, und ich . . ich brauche ihn, das fühle ich. (Zu Hartwich.) Bitte, sage Babette, sie soll mir das Kind zum Fortgehen fertig machen. Ich will mit Dorle zu ihm. Bitte, redet mir nicht ab! Ich muß, ich muß zu Otto. (Hartwich geht kopfschüttelnd in das Zimmer links.)

Sylvine: (Zu Thea.) Du wirst dich ankleiden wollen. Ich muß nach Hause. Jetzt bin ich doppelt froh, daß du mir das Versprechen der Verschwiegenheit gehalten hast. Denn jetzt, da man die traurige Vorgeschichte des heutigen Tages nicht kennt, wirst du doppelt leicht dein neues Glück mit Mayring aufbauen können. Meine Nachbarschaft, liebe Thea, wird dich nicht stören. Denn ich verkaufe und übersiedle wieder nach Ungarn. Und nicht wahr, du verzeihst mir? (Umarmt Thea.) Danke dir, Retterin, du, meiner Frauenehre!

Thea: Nein, Sylvine, du hast sie niemals verloren. Denn des Weibes Ehre ist seine echte und wahre Liebe. Wo die besteht, besteht auch Frauenehre, ob Staat und Kirche ihren Segen darüber gesprochen haben oder nicht. Nicht die Frau, die liebt, nur diejenige versündigt sich gegen ihre Ehre, die ohne Liebe sich hingibt und wäre es auch dem eigenen Manne.

Hartwich kommt mit Dorle, die bereits fertig angekleidet ist, aus dem Zimmer.

Dorle: Gehen wir jetzt zum Papa in die Försterei?

Sylvine (zu Thea): Glückliche Unschuld!

Hartwich: Mußt dir was ausdenken, was man dem Kinde vorerzählt.

Sylvine (nach dem Garten blickend): Ich glaube, ich höre schon das Auto zurückkommen. (Man hört draußen die Autohuppe.)

Dorle (in die Hände klatschend): Wir fahren im Auto zum Papa!

Thea (das Kind an sich ziehend): Ja, Dorle, und bringen ihm die goldenen Zigaretten, die er so gerne raucht.

Dorle: Ja, ja!

Hartwich (der inzwischen auf die Terrasse hinausgetreten und jetzt wieder hereinkommt, in die Richtung des Stiegenaufganges zurückblickend): Der Gendarm! Was will denn der nochmals hier?

Berger tritt durch die Glastür ein und bleibt in der Türöffnung stehen.

Berger: Ich hab' den Herrschaften die Meldung zu machen, bei der Eskort

vom Herrn Rittmeister hat sich ein Unglück ereignet. Vor der großen Brücke, die jetzt repariert wird, hab' ich mit dem Herrn Rittmeister aus dem Wagen steigen müssen. Wie wir dann in die Mitte von der Brücken kommen, schwingt sich plötzlich der Herr Rittmeister über die niedrige, hölzerne Brüstung und verschwindet unten im Fluß, der vom gestrigen Regen stark angeschwollen ist. Beim neuen Holzrechen hat's ihn dann mit aller Gewalt angeworfen, und wie wir ihn endlich herausziehen, war der Herr Rittmeister schon eine Leiche. Ich hab' die Ueberführung in die Totenkammer am Ortsfriedhof veranlaßt. (Dumpfes Schweigen der Anwesenden.)

Dorle: Was hat der Mann gesagt?

Thea bricht mit einem Aufschrei des Entsetzens zusammen, Sylvine und Hartwich neigen sich erschrocken zu ihr.

Dorle (zu Thea eilend): Mutti!

„Vater Unser!"

Als Vorspruch zu einer Aufführung des Bühnenweihfestspieles „Parsifal".

Vater Unser, der Du allen,
Die zu deinem Kreuze wallen,
Glück der Weltentrücktheit gibst,
Laß' von Unrast und Beschwerden
Heut für Stunden frei uns werden!
Gib, o Herr, daß du uns liebst,
Durch des Wunders Kraft ein Zeichen,
Laß' den Zweifel heute von uns weichen!

Vater Unser, der Du allen,
Die in Sünd' und Hoffart fallen,
Kinderglaubens Glück entziehst,
Leih' zu der Bekehrung Werke
Frommem Spiele Deine Stärke,
Das Du hier bereitet siehst,
Elenden zum Trost, zur Lehre
Sündern uns — Dir aber, Gott, zur Ehre!

Vater Unser, der Du allen,
Wenn die Weltposaunen schallen,
Furchtbar im Gericht erscheinst,
Laß', wo Sprachen feindlich trennen,
Eintracht doch im Spiel erkennen!
Der Du auch im Tod sie ein'st
Führ' die Menschen, haßgeschieden,
Durch der Tonkunst Macht zum Völkerfrieden!

Inhalt.

	Seite
Geleitwort	3
„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen", Gedicht	5
Der Espada, Novelle	5
Das Requiem, Gedicht	10
„Kind als eigen abzugeben", Erzählung	11
Könige (Ein königliches Thema. — Neuschwanstein. — Märchen.) — Gedichte	18
Ein Advokatenporträt aus dem alten Wien	21
Vom Jordanfluß zum Gänsehäufel	26
Der alte Scherben, Gedicht	29
„Glück ab!", einaktiges Schauspiel	30
Mein Klavier, Gedicht	36
Mode, eine Betrachtung	36
Kittys Erlebnis, Erzählung	37
Schubert's Operntraum, Gedicht	44
Ein zeitpsychologisches Rätsel	45
Das „Musiksehen" der Blinden, psychologische Studie	48
Ein Liszt-Denkmal, Gedicht	52
Die beiden Preisringer, Groteske	52
Öffentliche Abbitte	53
Diktatur des Mißklangs, Gedicht	54
Der Espada (Fortsetzung)	56
Wie Schuberts „Müllerlieder" entstanden, Gedicht	61
Wirtschafts-Darwinismus, Erzählung	62
Die Glocken von Genf, Gedicht	71
Ein Advokatenporträt aus dem alten Wien (Fortsetzung)	72
Drei weltliche Kanzelpredigten	77
Ein Sängerschicksal, Gedicht	80
Das Verbrechen der Kreolin, Erzählung	81
Der Mann seiner Frau, Gedicht	86
Der Lebensretter, dramatische Skizze	86
Ein Wiener Universitätsprofessor als Liebesdichter	91
Chopin-Walzer, Gedicht	94
Vereitelte Scheidung, Erzählung	96
Liebhaberei und Beruf, Gedicht	100
Tragödie der Jugend, Erzählung	101
Kindergarten, Gedicht	104
Wirtschaftspsychologie, volkswirtschaftliche Studie	104
Haydn's „Schöpfung" und Satans Rache, Gedicht	110
Der Espada (Schluß)	113
Das Lächeln des Auguren, Gedicht	120
Heldinnen der Schande	121
Nach 40 Jahren, Gedicht	123
Ein Advokatenporträt aus dem alten Wien (Schluß)	124
Die Sirene, Gedicht	129
Frauenehre, einaktiges Schauspiel	130
Vater Unser, Gedicht	141

Druck J. Weiner, Wien 8. Bezirk. —
Verlag der Vereinigung „Kunstgemeinschaft der Blinden“ in Wien.